This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Biologie der Tiere I: Entstehung u. Weiterbild. d. Tierwelt, Beziehungen zur organischen Natur v. Dr. Heinr. Simroth, Professor a. d. Universität Leipzig. Mit 33 Abbild. Nr. 131.

Biologie der Tiere II: Beziehungen d. Tiere zur organ. Natur v. Dr. Heinr. Simroth, Prof. an der Universität Leipzig. Mit 35 Abbild. Nr. 132.

Bleicherei. Textil-Industrie III: Wäscherei, Bleicherei, Färberei und ihre Hilfsstoffe von Wilhelm Massot, Lehrer an der Preuß. höh. Fachschule f. Textilindustrie in Krefeld. Mit 28 Fig. Nr. 186.

Brant. Hans Sachs und Johann Fischart nebst einem Anhang: Brant und Hutten. Ausgew. u. erläut. von Prof. Dr. Jul. Sahr. Nr. 24.

Buchführung. Lehrgang der einfachen u. dopp. Buchhaltung von Rob. Stern, Oberlehrer der Öff. Handelslehranst. u. Doz. d. Handelshochschule z. Leipzig. Mit vielen Formularen. Nr. 115.

Buddha von Professor Dr. Edmund Hardy in Bonn. Nr. 174.

Burgenkunde, Abriß der, von Hofrat Dr. Otto Piper in München. Mit 30 Abbild. Nr. 119.

Chemie, Allgemeine und physikalische, von Dr. Max Rudolphi, Doz. a. d. Techn. Hochschule in Darmstadt. Mit 22 Figuren. Nr. 71.

— **Anorganische,** von Dr. Jos. Klein in Waldhof. Nr. 37.

— — siehe auch: Metalle. — Metalloide.

— **Organische,** von Dr. Jos. Klein in Waldhof. Nr. 38.

— **der Kohlenstoffverbindungen** von Dr. Hugo Bauer, Assistent am chem. Laboratorium der Kgl. Techn. Hochschule Stuttgart. I. II: Aliphatische Verbindungen. 2 Teile. Nr. 191. 192.

— — **III:** Karbocyklische Verbindungen. Nr. 198.

— — **IV:** Heterocyklische Verbindungen. Nr. 194.

Chemie, Physiologische. I: lation von Dr. med. A. Leg Berlin. Mit 2 Tafeln. Nr.

— — **II:** Dissimilation. Mit 2 Nr. 241.

Chemisch-Technische Analy Dr. G. Lunge, Professor an genöss. Polytechn. Schule in Mit 16 Abbild. Nr. 195.

Cid, Der. Geschichte des Don Ru Grafen von Bivar. Von J. G. Hrsg. und erläutert von Prof Naumann in Berlin. Nr. 36

Dampfkessel, Die. Kurzgefaßt buch mit Beispielen für das studium u. d. praktischen Gebra Friedrich Barth. Oberingen Nürnberg. Mit 67 Figuren.

Dampfmaschine, Die. Kurz Lehrbuch m. Beispielen für das studium und den prakt. Gebra Friedrich Barth. Oberingen Nürnberg. Mit 48 Figuren.

Dichtungen a. mittelhochdeu Frühzeit. In Auswahl m. E Wörterb. herausgegeb. v. Dr Jantzen in Breslau. Nr. 13

Dietrichepen. Kudrun u. Dietr Mit Einleitung und Wörterb Dr. O. L. Jiriczek, Professor Universität Münster. Nr. 10

Differentialrechnung von D Junker, Prof. am Realgymn. Realanst. in Ulm. Mit 68 Fig.

— Repetitorium u. Aufgabensar z. Differentialrechnung von D Junker, Prof. am Realgym und an der Realanstalt in Ul 42 Figuren. Nr. 146.

Eddalieder mit Grammatik, setzung und Erläuterungen Wilhelm Ranisch, Gymnasia lehrer in Osnabrück. Nr. 1

Eisenhüttenkunde von A. dipl. Hütteningen. I. Teil: D eisen. Mit 17 Fig. u. 4 Tafeln

— II. Teil: Das Schmiedeisen. Figuren und 5 Tafeln. Nr.

Sammlung Göschen

Je in elegantem Leinwandband 80 Pf.

G. J. Göschen'sche Verlagshandlung, Leipzig.

Elektrizität. Theoret. Physik III. Teil: Elektrizität u. Magnetismus. Von Dr. Gust. Jäger, Professor a. d. Univers. Wien. Mit 33 Abbildgn. Nr. 78.

Elektrotechnik. Einführung in die moderne Gleich- und Wechselstromtechnik von J. Herrmann, Professor der Elektrotechnik an der Kgl. Techn. Hochschule Stuttgart. I: Die physikalischen Grundlagen. Mit 47 Fig. Nr. 196.

— II: Die Gleichstromtechnik. Mit 74 Figuren. Nr. 197.

— III: Die Wechselstromtechnik. Mit 109 Figuren. Nr. 198.

Erdmagnetismus, Erdstrom, Polarlicht von Dr. A. Nippoldt jr., Mitgl. d. Kgl. Preuß Meteorol. Inst. z. Potsdam. M 14 Abb. u. 3 Taf. Nr. 175.

Ethik von Dr. Thomas Achelis in Bremen. Nr. 90.

Färberei. Textil-Industrie III: Wäscherei, Bleicherei, Färberei u. ihre Hilfsstoffe v. Dr. Wilh. Massot, Lehrer a. d. Preuß. höh. Fachschule f. Textilindustrie i. Krefeld. M. 28 Fig. Nr. 186.

Fernsprechwesen, Das, von Dr. Ludwig Kellstab in Berlin. Mit 47 Figuren und 1 Tafel. Nr. 155.

Filzfabrikation. Textil-Industrie II: Weberei, Wirkerei, Posamentiererei, Spitzen- und Gardinenfabrikation und Filzfabrikation von Prof. Max Gürtler, Direktor der Königl. Techn. Zentralstelle für Textil-Industrie zu Berlin. Mit 27 Fig. Nr. 185.

Finanzwissenschaft v. Geh. Reg.-Rat Dr. R. van der Borght in Friedenau-Berlin. Nr. 148.

Fischart, Johann. Hans Sachs u. Joh. Fischart nebst e. Anh.: Brant u. Hutten. Ausgewählt u. erläut. von Professor Dr. Jul. Sahr. Nr. 24.

Fischerei und Fischzucht v. Dr. Karl Eckstein, Prof. an der Forstakademie Eberswalde, Abteilungsdirigent bei der Hauptstation des forstlichen Versuchswesens. Nr. 159.

Formelsammlung. Mathemat., u. Repetitorium d. Mathematik, enth. die wichtigsten Formeln und Lehrsätze d. Arithmetik, Algebra, algebraischen Analysis, ebenen Geometrie, Stereometrie, ebenen u. sphärischen Trigonometrie, math. Geographie, analyt. Geometrie d. Ebene u. d. Raumes, d. Different.- u. Integralrechn. v. O. Th. Bürklen, Prof. am Kgl. Realgymn. in Schw.-Gmünd. Mit 18 Fig. Nr. 51.

— **Physikalische,** von G. Mahler, Prof. am Gymnasium in Ulm. Nr. 136.

Forstwissenschaft von Dr. Ad. Schwappach, Professor an der Forstakademie Eberswalde, Abteilungsdirigent bei der Hauptstation des forstlichen Versuchswesens. Nr. 106.

Fremdwort, Das, im Deutschen von Dr. Rudolf Kleinpaul in Leipzig. Nr. 55.

Gardinenfabrikation. Textil-Industrie II: Weberei, Wirkerei, Posamentiererei, Spitzen- und Gardinenfabrikation und Filzfabrikation von Prof. Max Gürtler, Direktor der Königl. Technischen Zentralstelle für Textil-Industrie zu Berlin. Mit 27 Figuren. Nr. 185.

Geodäsie von Dr. C. Reinhertz, Professor an der Technischen Hochschule Hannover. Mit 66 Abbild. Nr. 102.

Geographie, Astronomische, von Dr. Siegm. Günther, Professor a. d. Technischen Hochschule in München. Mit 52 Abbildungen. Nr. 92.

— **Physische,** von Dr. Siegm. Günther, Professor an der Königl. Technischen Hochschule in München. Mit 32 Abbildungen. Nr. 26.

— s. auch: Landeskunde. — Länderkunde.

Sammlung Göschen

In elegantem Leinwandband 80 Pf.

G. J. Göschen'sche Verlagshandlung, Leipzig.

Geologie v. Professor Dr. Eberh. Fraas in Stuttgart. Mit 16 Abbild. und 4 Tafeln mit über 50 Figuren. Nr. 18.

Geometrie, Analytische, der Ebene v. Professor Dr. M. Simon in Straßburg. Mit 57 Figuren. Nr. 65.

— **Analytische, des Raumes** von Prof. Dr. M. Simon in Straßburg. Mit 28 Abbildungen. Nr. 89.

— **Darstellende**, v. Dr. Rob. Haußner, Prof. a. d. Techn. Hochschule Karlsruhe. I. Mit 110 Figuren. Nr. 142.

— **Ebene**, von G. Mahler, Professor am Gymnasium in Ulm. Mit 111 zweifarb. Fig. Nr. 41.

— **Projektive**, in synthet. Behandlung von Dr. Karl Doehlemann, Prof. an der Universität München. Mit 85 zum Teil zweifarb. Figuren. Nr. 72.

Geschichte, Badische, von Dr. Karl Brunner, Prof. am Gymnasium in Pforzheim und Privatdozent der Geschichte an der Techn. Hochschule in Karlsruhe. Nr. 230.

— **Bayerische**, von Dr. Hans Ockel in Augsburg. Nr. 160.

— **des Byzantinischen Reiches** von Dr. K. Roth in Kempten. Nr. 190.

— **Deutsche, im Mittelalter** (bis 1500) von Dr. F. Kurze, Oberl. am Kgl. Luisengymn. in Berlin. Nr. 33.

— — **im Zeitalter der Reformation u. der Religionskriege** von Dr. F. Kurze, Oberlehrer am Kgl. Luisengymnasium in Berlin. Nr. 34.

— **Französische**, von Dr. R. Sternfeld, Prof. a. d. Univers. Berlin. Nr. 85.

— **Griechische**, von Dr. Heinrich Swoboda, Professor an der deutschen Universität Prag. Nr. 49.

Geschichte des 19. Jahrhunderts v. Oskar Jäger, o. Honorarprof. a. d. Univers. Bonn. 1. Bdchn.: 1800—1852. Nr. 216.

— — 2. Bdchn.: 1853 bis Ende d. Jahrhunderts. Nr. 217.

— **Israels** bis auf die griech. Zeit von Lic. Dr. J. Benzinger. Nr. 231.

— **Lothringens**, von Dr. Herm. Derichsweiler, Geh. Regierungsrat in Straßburg. Nr. 6.

— **des alten Morgenlandes** von Dr. Fr. Hommel, Prof. a. d. Univers. München. M. 6 Bild. u. 1 Kart. Nr. 43.

— **Österreichische, I**: Von der Urzeit bis 1526 von Hofrat Dr. Franz von Krones, Prof. a. d. Univ. Graz. Nr. 104.

— — **II**: Von 1526 bis zur Gegenwart von Hofrat Dr. Franz von Krones, Prof. an der Univ. Graz. Nr. 105.

— **Römische**, neubearb. von Realgymnasial-Dir. Dr. Jul. Koch. Nr. 19.

— **Russische**, v. Dr. Wilh. Reeb, Oberl. am Ostergymnasium in Mainz. Nr. 4.

— **Sächsische**, von Prof. Otto Kaemmel, Rektor des Nikolaigymnasiums zu Leipzig. Nr. 100.

— **Schweizerische**, von Dr. K. Dändliker, Prof. a. d. Univ. Zürich. Nr. 188.

— **der Malerei** siehe: Malerei.

— **der Mathematik** s.: Mathematik.

— **der Musik** siehe: Musik.

— **der Pädagogik** siehe: Pädagogik.

— **des deutschen Romans** s.: Roman.

— **der deutschen Sprache** siehe: Grammatik, Deutsche.

Gesundheitslehre. Der menschliche Körper, sein Bau und seine Tätigkeiten, von E. Rebmann, Oberrealschuldirektor in Freiburg i. B. Mit Gesundheitslehre von Dr. med. H. Seiler. Mit 47 Abb. u. 1 Taf. Nr. 18.

Sammlung Göschen

Je in elegantem Leinwandband **80 Pf.**

G. J. Göschen'sche Verlagshandlung, Leipzig.

Gewerbewesen von Werner Sombart, Professor an d. Universität Breslau. I. II. Nr. 203. 204.

Gletscherkunde von Dr. Fritz Machaček in Wien. Mit 5 Abbild. im Text und 11 Tafeln. Nr. 154.

Götter- und Heldensage, Griechische und römische, von Dr. Herm. Steuding, Professor am Kgl. Gymnasium in Wurzen. Nr. 27.

— siehe auch: Heldensage. — Mythologie.

Gottfried von Straßburg. Hartmann von Aue, Wolfram von Eschenbach u. Gottfried von Straßburg. Auswahl aus dem höf. Epos mit Anmerkungen und Wörterbuch von Dr. K. Marold, Prof. am Kgl. Friedrichskollegium zu Königsberg i. Pr. Nr. 22.

Grammatik, Deutsche, und kurze Geschichte der deutschen Sprache von Schulrat Professor Dr. O. Lyon in Dresden. Nr. 20.

— **Griechische,** I: Formenlehre von Dr. Hans Meltzer, Professor an der Klosterschule zu Maulbronn. Nr. 117.

— — II: Bedeutungslehre und Syntax von Dr. Hans Meltzer, Professor an der Klosterschule zu Maulbronn Nr. 118.

— **Lateinische.** Grundriß der lateinischen Sprachlehre von Professor Dr. W. Votsch in Magdeburg. Nr. 82.

— **Mittelhochdeutsche.** Der Nibelunge Nôt in Auswahl und mittelhochdeutsche Grammatik mit kurzem Wörterbuch von Dr. W. Golther, Prof. a. d. Universität Rostock. Nr. 1.

— **Russische,** von Dr. Erich Berneker, Professor an der Universität Prag. Nr. 66.

— — siehe auch: Russisches Gesprächsbuch. — Lesebuch.

Handelskorrespondenz, Deutsche, von Prof. Th. de Beaux, Oberlehrer an der Öffentlichen Handelslehranstalt und Lektor an der Handelshochschule zu Leipzig. Nr. 182.

— **Englische,** von C. E. Whitfield, M. A., Oberlehrer an King Edward VII Grammar School in King's Lynn. Nr. 237.

— **Französische,** von Professor Th. de Beaux, Oberlehrer a. d. Öffentlichen Handelslehranstalt u. Lektor an der Handelshochschule zu Leipzig. Nr. 188.

— **Italienische,** von Professor Alberto de Beaux, Oberlehrer am Kgl. Institut S. S. Annunziata in Florenz. Nr. 219.

Handelspolitik, Auswärtige, von Dr. Heinr. Sieveking, Prof. an der Universität Marburg. Nr. 245.

Harmonielehre von A. Halm. Mit vielen Notenbeilagen. Nr. 120.

Hartmann von Aue, Wolfram von Eschenbach und Gottfried von Straßburg. Auswahl aus dem höfischen Epos mit Anmerkungen und Wörterbuch von Dr. K. Marold, Professor am Königlichen Friedrichskollegium zu Königsberg i. Pr. Nr. 22.

Hauptliteraturen, Die, d. Orients v. Dr. M. Haberlandt, Privatdoz. a. d. Universität Wien. I. II. Nr. 162. 163.

Heldensage, Die deutsche, von Dr. Otto Luitpold Jiriczek, Prof. an der Universität Münster. Nr. 32.

— siehe auch: Götter- und Heldensage. — Mythologie.

Herder, Der Cid. Geschichte des Don Ruy Diaz, Grafen von Bivar. Herausgegeb. u. erläutert von Prof. Dr. Ernst Naumann in Berlin. Nr. 36.

Hutten. Hans Sachs und Johann Fischart nebst einem Anhang: Brant und Hutten. Ausgewählt u. erläut. von Prof. Dr. Jul. Sahr. Nr. 24.

Sammlung Göschen

Je in elegantem Leinwandband 80 Pf.

G. J. Göschen'sche Verlagshandlung, Leipzig.

Industrie, Anorganische Chemische v. Dr. Gust. Rauter in Charlottenburg. I.: Die Leblancsodaindustrie und ihre Nebenzweige. Mit 12 Tafeln. Nr. 205.

— II.: Salinenwesen, Kalisalze, Düngerindustrie und Verwandtes. Mit 6 Tafeln. Nr. 206.

— III.: Anorganische Chemische Präparate. Mit 6 Tafeln. Nr. 207.

der Silikate, der künstl. Bausteine und des Mörtels. I.: Glas- und keramische Industrie von Dr. Gustav Rauter in Charlottenburg. Mit 12 Tafeln. Nr. 233.

— II.: Die Industrie der künstlichen Bausteine und des Mörtels. Mit 12 Tafeln. Nr. 234.

Integralrechnung von Dr. Friedr. Junker, Professor am Realgymn. und an der Realanstalt in Ulm. Mit 89 Figuren. Nr. 88.

Repetitorium und Aufgabensammlung zur Integralrechnung von Dr. Friedrich Junker, Professor am Realgymn. und an der Realanstalt in Ulm. Mit 50 Figuren. Nr. 147.

Kartenkunde, geschichtlich dargestellt von E. Gelcich, Direktor der k. k. Nautischen Schule in Lussinpiccolo und F. Sauter, Professor am Realgymnasium in Ulm, neu bearbeitet von Dr. Paul Dinse, Assistent der Gesellschaft für Erdkunde in Berlin. Mit 70 Abbildungen. Nr. 30.

Kirchenlied. Martin Luther, Thom. Murner, und das Kirchenlied des 16. Jahrhunderts. Ausgewählt und mit Einleitungen und Anmerkungen versehen von Professor G. Berlit, Oberlehrer am Nikolaigymnasium zu Leipzig. Nr. 7.

Klimalehre von Professor Dr. W. Köppen, Meteorologe der Seewarte Hamburg. Mit 7 Tafeln und 2 Figuren. Nr. 114.

Kolonialgeschichte von Dr. Dietrich Schäfer, Professor der Geschichte an der Universität Berlin. Nr. 156.

Kompositionslehre. Musikalische Formenlehre von Stephan Krehl. I. II. Mit vielen Notenbeispielen. Nr. 149. 150.

Körper, der menschliche, sein Bau und seine Tätigkeiten, von E. Rebmann, Oberrealschuldirektor in Freiburg i. B. Mit Gesundheitslehre von Dr. med. H. Seiler. Mit 47 Abbildungen und 1 Tafel. Nr. 18.

Kristallographie von Dr. W. Bruhns, Professor an der Universität Straßburg. Mit 190 Abbild. Nr. 210.

Kudrun und Dietrichepen. Mit Einleitung und Wörterbuch von Dr. O. L. Jiriczek, Professor an der Universität Münster. Nr. 10.

— — siehe auch: Leben, Deutsches, im 12. Jahrhundert.

Kultur, Die, der Renaissance. Gesittung, Forschung, Dichtung von Dr. Robert F. Arnold, Privatdozent an der Universität Wien. Nr. 189.

Kulturgeschichte, Deutsche, von Dr. Reinh. Günther. Nr. 56.

Künste, Die graphischen, von Carl Kampmann, Fachlehrer a. d. k. k. Graphischen Lehr- und Versuchsanstalt in Wien. Mit 3 Beilagen und 40 Abbildungen. Nr. 75.

Kurzschrift siehe: Stenographie.

Länderkunde von Europa von Dr. Franz Heiderich, Professor am Francisco-Josephinum in Mödling. Mit 14 Textkärtchen und Diagrammen und einer Karte der Alpeneinteilung. Nr. 62.

— **der außereuropäischen Erdteile** von Dr. Franz Heiderich, Prof. a. Francisco-Josephinum in Mödling. Mit 11 Textkärtchen und Profilen. Nr. 63.

Sammlung Göschen

Je in elegantem Leinwandband **80 Pf.**

G. J. Göschen'sche Verlagshandlung, Leipzig.

Landeskunde von Baden von Prof. Dr. O. Kienitz in Karlsruhe. Mit Profilen, Abbildungen und 1 Karte. Nr. 199.

— **des Königreichs Bayern** von Dr. W. Götz, Professor an der Kgl. Techn. Hochschule München. Mit Profilen, Abbild. u. 1 Karte. Nr. 176.

— **von Elsaß-Lothringen** von Prof. Dr. R. Langenbeck in Straßburg i. E. Mit 11 Abbildgn. u. 1 Karte. Nr. 215.

— **der Iberischen Halbinsel** von Dr. Fritz Regel, Professor an der Universität Würzburg. Mit 8 Kärtchen und 8 Abbildung. im Text und 1 Karte in Farbendruck. Nr. 235.

— **von Skandinavien** (Schweden, Norwegen und Dänemark) v. Heinr. Kerp, Lehrer am Gymnasium und Lehrer der Erdkunde am Comenius-Seminar zu Bonn. Mit 11 Abbild. und 1 Karte. Nr. 202.

— **des Königreichs Württemberg** von Dr. Kurt Hassert, Professor der Geographie an der Handelshochschule in Köln. Mit 16 Vollbildern und 1 Karte. Nr. 157.

Landwirtschaftliche Betriebslehre von Ernst Langenbeck in Bochum Nr. 227.

Leben, Deutsches, im 12. Jahrhundert. Kulturhistorische Erläuterungen zum Nibelungenlied und zur Kudrun. Von Professor Dr. Jul. Dieffenbacher in Freiburg i. B. Mit 1 Tafel und 30 Abbildungen. Nr. 98.

Lessings Emilia Galotti. Mit Einleitung und Anmerkungen von Oberlehrer Dr. Votsch. Nr. 2.

— **Minna v. Barnhelm.** Mit Anm. von Dr. Tomaschek. Nr. 5.

Licht. Theoretische Physik II. Teil: Licht und Wärme. Von Dr. Gust. Jäger, Professor an der Universität Wien. Mit 47 Abbildungen. Nr. 77.

Literatur, Althochdeutsche, mit Grammatik, Übersetzung und Erläuterungen von Th. Schauffler, Professor am Realgymnasium in Ulm. Nr. 28.

Literaturdenkmale des 14. u. 15. Jahrhunderts. Ausgewählt und erläutert von Dr. Hermann Jantzen in Breslau. Nr. 181.

Literaturen, Die, des Orients. I. Teil: Die Literaturen Ostasiens und Indiens v. Dr. M. Haberlandt, Privatdozent an der Universität Wien. Nr. 162.

— II. Teil: Die Literaturen der Perser, Semiten und Türken, von Dr. M. Haberlandt, Privatdozent an der Universität Wien. Nr. 163.

Literaturgeschichte, Deutsche, von Dr. Max Koch, Professor an der Universität Breslau. Nr. 31.

— **Deutsche, der Klassikerzeit** von Carl Weitbrecht, Professor an der Technischen Hochschule Stuttgart. Nr. 161.

— **Deutsche, des 19. Jahrhunderts** von Carl Weitbrecht, Professor an der Technischen Hochschule Stuttgart. I. II. Nr. 134. 135.

— **Englische,** von Dr. Karl Weiser in Wien. Nr. 69.

— **Griechische,** mit Berücksichtigung der Geschichte der Wissenschaften von Dr. Alfred Gercke, Professor an der Universität Greifswald. Nr. 70.

— **Italienische,** von Dr. Karl Voßler, Professor a. d. Universität Heidelberg. Nr. 125.

Fortsetzung auf der 3. Vorsatzseite!

870.9
J62
1905

Sammlung Göschen

Geschichte

der

Römischen Literatnr

von

Hermann Joachim

Dritte, durchgesehene Auflage

Leipzig
G. J. Göschen'sche Verlagshandlung
1905

Alle Rechte, insbesondere das Übersetzungsrecht,
von der Verlagshandlung vorbehalten.

Literatur.

Im allgemeinen siehe Hübner, Grundriß der klass. Philologie, ²Berlin 1889, und die dort aufgeführten Werke.

Eine zugleich wissenschaftlich bedeutende und lesbare Darstellung der römischen Literaturgeschichte gibt es nicht.

Das Beste, was bis jetzt über den Gegenstand geschrieben ist, findet sich in Theodor Mommsen, Römische Geschichte, Berlin I und II 1903, III und V 1904, wo am Ende jedes Abschnittes eine vorzügliche Übersicht über Literatur und Kunst der behandelten Zeit gegeben ist.

Als wissenschaftliches Sammel- und Nachschlagebuch nimmt den ersten Platz ein Teuffel-Schwabe, Geschichte der römischen Literatur, ⁵Leipzig 1890.

Eine zusammenhängende Darstellung sucht mit ausführlichen Quellennachweisen und Literaturangaben zu vereinigen das noch nicht abgeschlossene Werk von Martin Schanz, Geschichte der römischen Literatur, München I² 1898, II, 1² 1899, III 1896, IV, 1 1904 in Iwan von Müllers Handbuch der klassischen Altertumswissenschaft Band VIII.

Anregend geschriebene, populäre Vorträge hat 1894 herausgegeben Theodor Birt, Eine römische Literaturgeschichte in fünf Stunden gesprochen.

Nur die Dichter hat behandelt Otto Ribbeck, Geschichte der römischen Dichtung, Stuttgart I² 1894, II² 1900, III 1892; nur die Historiker C. Wachsmuth, Einleitung in das Studium der alten Geschichte, 1895.

Eine knappe, sehr lesenswerte Darstellung der Entwicklung des römischen Rechts und seiner Literatur gibt Rudolph Sohm, Institutionen des römischen Rechts, Leipzig 1903, § 10—18.

Endlich sei noch besonders als auf ein Muster auch gemeinverständlicher Literaturgeschichtschreibung hingewiesen auf den Aufsatz von Franz Bücheler, Properz in der Deutschen Revue VIII 3, S. 187 ff.

Da die Rücksicht auf den Raum es verbot, von der Eigenart besonders der Dichter durch Mitteilung von Proben aus ihnen eine Vorstellung zu geben, mag die Namhaftmachung einiger guter Übersetzungen für diesen Mangel Ersatz bieten: Römische Komödien von C. Bardt, Berlin 1903; Lucretius von Max Seydel, München 1881; Catullus von Theodor Heyse, ²Berlin 1889, oder von Westphal, Leipzig 1884; fünfzig Oden des Horatius, einzelne seiner Satiren und Episteln, sowie einige Elegien des Tibullus, Propertius und Ovidius in Emanuel Geibels klassischem Liederbuch, Berlin 1896; Sermonen des Horatius von C. Bardt, Bielefeld 1900; Ovidius, Kunst zu lieben, von Blümner, Berlin 1902.

Im übrigen fühlt sich der Verfasser Büchelers Bonner Kollegien über lateinische Literaturgeschichte zu besonderem Dank verpflichtet. Für die dritte Auflage hat ihn sein Freund August Brinkmann in Bonn mit gewohnter Liebenswürdigkeit beraten; dieser freundlichen Unterstützung verdankt es das Büchlein zum guten Teile, wenn es, wie zu hoffen ist, in berichtigter Gestalt von neuem ausgehen kann.

Spamersche Buchdruckerei in Leipzig.

Winkler Bequest
2-7-31

Inhalt.

Seite

Einleitung 5

Kap. 1. Die ältesten Zeiten.

§ 1. Anfänge der Dichtung 7
§ 2. Anfänge der Prosa. 12
§ 3. Der Vorläufer einer neuen Zeit: Appius Claudius Caecus 19

Kap. 2. Von 240—160 v. Chr.

§ 1. Allgemeines 21
§ 2. Epos und Tragödie: Livius Andronicus und Naevius 27
§ 3. Komödie: Plautus 32
§ 4. Ennius (Pacuvius, Caecilius) 43
§ 5. Prosa: Cato major, Sextus Aelius . . . 54

Kap. 3. Von 160—80 v. Chr.

§ 1. Allgemeines 60
§ 2. Die Blüte der Tragödie: Accius 64
§ 3. Komödie: Terentius, fabula togata und Atellana 66
§ 4. Satire: Lucilius 72
§ 5. Beredsamkeit, Geschichtschreibung, Rechtswissenschaft 75

Kap. 4. Von 80—40 v. Chr.

§ 1. Allgemeines 78
§ 2. Die Klassiker der Prosa: Cicero und Caesar 84
§ 3. Der größte Gelehrte Roms: Varro . . . 103
§ 4. Geschichtschreibung: Sallustius 108

Seite

§ 5. Bühnendichtung: Mimus 110
§ 6. Die Neoteriker: Catullus 112
§ 7. Die Poesie nach altem Muster: Lucretius . 116

Kap. 5. **Von 40 v. Chr.—20 n. Chr.**

§ 1. Allgemeines 119
§ 2. Die Klassiker der Poesie: Vergilius u. Horatius 125
§ 3. Die Elegie: Cornelius Gallus, Tibullus, Propertius 141
§ 4. Ovidius (Tragödie, Pantomimus) 148
§ 5. Prosa: Livius; Fachwissenschaften 153

Kap. 6. **Von 20—120 n. Chr.**

§ 1. Das Zeitalter des Tiberius (Phaedrus) . . 157
§ 2. Das Zeitalter des Nero (Seneca, Petronius, Lucanus, Persius, Plinius) 159
§ 3. Das Zeitalter des Domitianus und Trajanus (Statius, Martialis, Quintilianus, der jüngere Plinius, Juvenalis, Tacitus) 172

Schluß 185

Einleitung.

Eine römische Literatur im strengsten Sinne des Wortes gibt es nicht und hat es nie gegeben. Freilich ohne Lieder und Gesänge ist kein Volk, und auch Rom hat sie besessen. Aber aus der volksmäßigen Übung hat sich keine kunstmäßige, keine Literatur auf nationaler Grundlage herausgebildet. Die Römer waren poetisch wenig begabt, ohne jeden idealen Zug, ohne jeden künstlerischen Schwung und ohne Phantasie. Eine ungeheure Nüchternheit beherrscht das alte Rom: die Gedanken richten sich nur auf kriegerische und staatsmännische Tüchtigkeit. Um diese zu erreichen, ist eine eiserne Zucht nötig, die vom Elternhause aus sich auf alle Verhältnisse des Lebens erstreckt, und vor der alle gleich sind. Solcher Zwang aber unterdrückt die Eigenart und innere Freiheit des einzelnen und damit die Grundbedingungen künstlerischer Betätigung. Daher vor allem ist es gekommen, daß eine national-römische Literatur nicht entstand, sondern lediglich eine lateinische. Ihre Form und ihr Inhalt sind in weitaus den meisten Fällen griechisch: nur der sprachliche Stoff ist das Lateinische. Die Geschichte dieser lateinischen Literatur beginnt darum erst in dem Augenblick, wo ein griechisches Stück in lateinischer Sprache in Rom aufgeführt wird. Und von da an folgen in langer Reihe immer neue, befruchtende Einwirkungen griechischen Geistes, immer neue Versuche der Nachahmung von seiten der Römer. Damit begann der friedliche, folgenreiche

Sammlung Göschen

Je in elegantem Leinwandband 80 Pf.

G. J. Göschen'sche Verlagshandlung, Leipzig.

Elektrizität. Theoret. Physik III. Teil: Elektrizität u. Magnetismus. Von Dr. Gust. Jäger, Professor a. d. Univers. Wien. Mit 33 Abbildgn. Nr. 78.

Elektrotechnik. Einführung in die moderne Gleich- und Wechselstromtechnik von J. Herrmann, Professor der Elektrotechnik an der Kgl. Techn. Hochschule Stuttgart. I: Die physikalischen Grundlagen. Mit 47 Fig. Nr. 196.

— II: Die Gleichstromtechnik. Mit 74 Figuren. Nr. 197.

— III: Die Wechselstromtechnik. Mit 109 Figuren. Nr. 198.

Erdmagnetismus, Erdstrom, Polarlicht von Dr. A. Nippoldt jr., Mitgl. d. Kgl. Preuß Meteorol. Inst. z. Potsdam. M 14 Abb. u. 3 Taf. Nr. 175.

Ethik von Dr. Thomas Achelis in Bremen. Nr. 90.

Färberei. Textil-Industrie III: Wäscherei, Bleicherei, Färberei u. ihre Hilfsstoffe v. Dr. Wilh. Massot, Lehrer a. d. Preuß. höh. Fachschule f. Textilindustrie i. Krefeld. M. 28 Fig. Nr. 186.

Fernsprechwesen, Das, von Dr. Ludwig Kellstab in Berlin. Mit 47 Figuren und 1 Tafel. Nr. 155.

Filzfabrikation. Textil-Industrie II: Weberei, Wirkerei, Posamentiererei, Spitzen- und Gardinenfabrikation und Filzfabrikation von Prof. Max Gürtler, Direktor der Königl. Techn. Zentralstelle für Textil-Industrie zu Berlin. Mit 27 Fig. Nr. 185.

Finanzwissenschaft v. Geh. Reg.-Rat Dr. R. van der Borght in Friedenau-Berlin. Nr. 148.

Fischart, Johann. Hans Sachs u. Joh. Fischart nebst e. Anh.: Brant u. Hutten. Ausgewählt u. erläut. von Professor Dr. Jul. Sahr. Nr. 24.

Fischerei und Fischzucht v. Dr. Karl Eckstein, Prof. an der Forstakademie Eberswalde, Abteilungsdirigent bei der Hauptstation des forstlichen Versuchswesens. Nr. 159.

Formelsammlung, Mathemat., u. Repetitorium d. Mathematik, enth. die wichtigsten Formeln und Lehrsätze d. Arithmetik, Algebra, algebraischen Analysis, ebenen Geometrie, Stereometrie, ebenen u. sphärischen Trigonometrie, math. Geographie, analyt. Geometrie d. Ebene u. d. Raumes, d. Different.- u. Integralrechn. v. O. Th. Bürklen, Prof. am Kgl. Realgymn. in Schw.-Gmünd. Mit 18 Fig. Nr. 51.

— **Physikalische,** von G. Mahler, Prof. am Gymnasium in Ulm. Nr. 136.

Forstwissenschaft von Dr. Ad. Schwappach, Professor an der Forstakademie Eberswalde, Abteilungsdirigent bei der Hauptstation des forstlichen Versuchswesens. Nr. 106.

Fremdwort, Das, im Deutschen von Dr. Rudolf Kleinpaul in Leipzig. Nr. 55.

Gardinenfabrikation. Textil-Industrie II: Weberei, Wirkerei, Posamentiererei, Spitzen- und Gardinenfabrikation und Filzfabrikation von Prof. Max Gürtler, Direktor der Königl. Technischen Zentralstelle für Textil-Industrie zu Berlin. Mit 27 Figuren. Nr. 185.

Geodäsie von Dr. C. Reinhertz, Professor an der Technischen Hochschule Hannover. Mit 66 Abbild. Nr. 102.

Geographie, Astronomische, von Dr. Siegm. Günther, Professor a. d. Technischen Hochschule in München. Mit 52 Abbildungen. Nr. 92.

— **Physische,** von Dr. Siegm. Günther, Professor an der Königl. Technischen Hochschule in München. Mit 32 Abbildungen. Nr. 26.

— s. auch: Landeskunde. — Länderkunde.

Sammlung Göschen

In elegantem Leinwandband 80 Pf.

G. J. Göschen'sche Verlagshandlung, Leipzig.

Geologie v. Professor Dr. Eberh. Fraas in Stuttgart. Mit 16 Abbild. und 4 Tafeln mit über 50 Figuren. Nr. 13.

Geometrie, Analytische, der Ebene v. Professor Dr. M. Simon in Straßburg. Mit 57 Figuren. Nr. 65.

— **Analytische, des Raumes** von Prof. Dr. M. Simon in Straßburg. Mit 28 Abbildungen. Nr. 89.

— **Darstellende**, v. Dr. Rob. Haußner, Prof. a. d. Techn. Hochschule Karlsruhe. I. Mit 110 Figuren. Nr. 142.

— **Ebene**, von G. Mahler, Professor am Gymnasium in Ulm. Mit 111 zweifarb. Fig. Nr. 41.

— **Projektive**, in synthet. Behandlung von Dr. Karl Doehlemann, Prof. an der Universität München. Mit 85 zum Teil zweifarb. Figuren. Nr. 72.

Geschichte, Badische, von Dr. Karl Brunner, Prof. am Gymnasium in Pforzheim und Privatdozent der Geschichte an der Techn. Hochschule in Karlsruhe. Nr. 230.

— **Bayerische**, von Dr. Hans Ockel in Augsburg. Nr. 160.

— **des Byzantinischen Reiches** von Dr. K. Roth in Kempten. Nr. 190.

— **Deutsche, im Mittelalter** (bis 1500) von Dr. F. Kurze, Oberl. am Kgl. Luisengymn. in Berlin. Nr. 33.

— — **im Zeitalter der Reformation u. der Religionskriege** von Dr. F. Kurze, Oberlehrer am Kgl. Luisengymnasium in Berlin. Nr. 34.

— **Französische**, von Dr. R. Sternfeld, Prof. a. d. Univers. Berlin. Nr. 85.

— **Griechische**, von Dr. Heinrich Swoboda, Professor an der deutschen Universität Prag. Nr. 49.

Geschichte des 19. Jahrhunderts v. Oskar Jäger, o. Honorarprof. a. d. Univers. Bonn. 1. Bdchn.: 1800—1852. Nr. 216.

— — 2. Bdchn.: 1853 bis Ende d. Jahrhunderts. Nr. 217.

— **Israels** bis auf die griech. Zeit von Lic. Dr. J. Benzinger. Nr. 231.

— **Lothringens**, von Dr. Herm. Derichsweiler, Geh. Regierungsrat in Straßburg. Nr. 6.

— **des alten Morgenlandes** von Dr. Fr. Hommel, Prof. a. d. Univers. München. M. 6 Bild. u. 1 Kart. Nr. 43.

— **Österreichische**, I: Von der Urzeit bis 1526 von Hofrat Dr. Franz von Krones, Prof. a. d. Univ. Graz. Nr. 104.

— — II: Von 1526 bis zur Gegenwart von Hofrat Dr. Franz von Krones, Prof. an der Univ. Graz. Nr. 105.

— **Römische**, neubearb. von Realgymnasial-Dir. Dr. Jul. Koch. Nr. 19.

— **Russische**, v. Dr. Wilh. Reeb, Oberl. am Ostergymnasium in Mainz. Nr. 4.

— **Sächsische**, von Prof. Otto Kaemmel, Rektor des Nikolaigymnasiums zu Leipzig. Nr. 100.

— **Schweizerische**, von Dr. K. Dändliker, Prof. a. d. Univ. Zürich. Nr. 188.

— **der Malerei** siehe: Malerei.

— **der Mathematik** s.: Mathematik.

— **der Musik** siehe: Musik.

— **der Pädagogik** siehe: Pädagogik.

— **des deutschen Romans** s.: Roman.

— **der deutschen Sprache** siehe: Grammatik, Deutsche.

Gesundheitslehre. Der menschliche Körper, sein Bau und seine Tätigkeiten, von E. Rebmann, Oberrealschuldirektor in Freiburg i. B. Mit Gesundheitslehre von Dr. med. H. Seiler. Mit 47 Abb. u. 1 Taf. Nr. 18.

Sammlung Göschen

In elegantem Leinwandband 80 Pf.

G. J. Göschen'sche Verlagshandlung, Leipzig.

Gewerbewesen von Werner Sombart, Professor an d. Universität Breslau. I. II. Nr. 203. 204.

Gletscherkunde von Dr. Fritz Machaček in Wien. Mit 5 Abbild. im Text und 11 Tafeln. Nr. 154.

Götter- und Heldensage, Griechische und römische, von Dr. Herm. Steuding, Professor am Kgl. Gymnasium in Wurzen. Nr. 27.

— siehe auch: Heldensage. — Mythologie.

Gottfried von Straßburg. Hartmann von Aue, Wolfram von Eschenbach u. Gottfried von Straßburg. Auswahl aus dem höf. Epos mit Anmerkungen und Wörterbuch von Dr. K. Marold, Prof. am Kgl. Friedrichskollegium zu Königsberg i. Pr. Nr. 22.

Grammatik, Deutsche, und kurze Geschichte der deutschen Sprache von Schulrat Professor Dr. O. Lyon in Dresden. Nr. 20.

— **Griechische, I:** Formenlehre von Dr. Hans Meltzer, Professor an der Klosterschule zu Maulbronn. Nr. 117.

— — **II:** Bedeutungslehre und Syntax von Dr. Hans Meltzer, Professor an der Klosterschule zu Maulbronn Nr. 118.

— **Lateinische.** Grundriß der lateinischen Sprachlehre von Professor Dr. W. Votsch in Magdeburg. Nr. 82.

— **Mittelhochdeutsche.** Der Nibelunge Nôt in Auswahl und mittelhochdeutsche Grammatik mit kurzem Wörterbuch von Dr. W. Golther, Prof. a. d. Universität Rostock. Nr. 1.

— **Russische,** von Dr. Erich Berneker, Professor an der Universität Prag. Nr. 66.

— — siehe auch: Russisches Gesprächsbuch. — Lesebuch.

Handelskorrespondenz, Deutsche, von Prof. Th. de Beaux, Oberlehrer an der Öffentlichen Handelslehranstalt und Lektor an der Handelshochschule zu Leipzig. Nr. 182.

— **Englische,** von E. E. Whitfield, M. A., Oberlehrer an King Edward VII Grammar School in King's Lynn. Nr. 237.

— **Französische,** von Professor Th. de Beaux, Oberlehrer a. d. Öffentlichen Handelslehranstalt u. Lektor an der Handelshochschule zu Leipzig. Nr. 183.

— **Italienische,** von Professor Alberto de Beaux, Oberlehrer am Kgl. Institut S. S. Annunziata in Florenz. Nr. 219.

Handelspolitik, Auswärtige, von Dr. Heinr. Sieveking, Prof. an der Universität Marburg. Nr. 245.

Harmonielehre von A. Halm. Mit vielen Notenbeilagen. Nr. 120.

Hartmann von Aue, Wolfram von Eschenbach und Gottfried von Straßburg. Auswahl aus dem höfischen Epos mit Anmerkungen und Wörterbuch von Dr. K. Marold, Professor am Königlichen Friedrichskollegium zu Königsberg i. Pr. Nr. 22.

Hauptliteraturen, Die, d. Orients v. Dr. M. Haberlandt, Privatdoz. a. d. Universität Wien. I. II. Nr. 162. 163.

Heldensage, Die deutsche, von Dr. Otto Luitpold Jiriczek, Prof. an der Universität Münster. Nr. 32.

— siehe auch: Götter- und Heldensage. — Mythologie.

Herder, Der Cid. Geschichte des Don Ruy Diaz, Grafen von Bivar. Herausgegeb. u. erläutert von Prof. Dr. Ernst Naumann in Berlin. Nr. 36.

Hutten. Hans Sachs und Johann Fischart nebst einem Anhang: Brant und Hutten. Ausgewählt u. erläut. von Prof. Dr. Jul. Sahr. Nr. 24.

Sammlung Göschen

Je in elegantem Leinwandband 80 Pf.

G. J. Göschen'sche Verlagshandlung, Leipzig.

Industrie, Anorganische Chemische v. Dr. Gust. Rauter in Charlottenburg. I.: Die Leblancsodaindustrie und ihre Nebenzweige. Mit 12 Tafeln. Nr. 205.

— II.: Salinenwesen, Kalisalze, Düngerindustrie und Verwandtes. Mit 6 Tafeln. Nr. 206.

— III.: Anorganische Chemische Präparate. Mit 6 Tafeln. Nr. 207.

der Silikate, der künstl. Bausteine und des Mörtels. I.: Glas- und keramische Industrie von Dr. Gustav Rauter in Charlottenburg. Mit 12 Tafeln. Nr. 238.

— II.: Die Industrie der künstlichen Bausteine und des Mörtels. Mit 12 Tafeln. Nr. 234.

Integralrechnung von Dr. Friedr. Junker, Professor am Realgymn. und an der Realanstalt in Ulm. Mit 89 Figuren. Nr. 88.

Repetitorium und Aufgabensammlung zur Integralrechnung von Dr. Friedrich Junker, Professor am Realgymn. und an der Realanstalt in Ulm. Mit 50 Figuren. Nr. 147.

Kartenkunde, geschichtlich dargestellt von E. Gelcich, Direktor der k. k. Nautischen Schule in Lussinpiccolo und F. Sauter, Professor am Realgymnasium in Ulm, neu bearbeitet von Dr. Paul Dinse, Assistent der Gesellschaft für Erdkunde in Berlin. Mit 70 Abbildungen. Nr. 80.

Kirchenlied. Martin Luther, Thom. Murner, und das Kirchenlied des 16. Jahrhunderts. Ausgewählt und mit Einleitungen und Anmerkungen versehen von Professor G. Berlit, Oberlehrer am Nikolaigymnasium zu Leipzig. Nr. 7.

Klimalehre von Professor Dr. W. Köppen, Meteorologe der Seewarte Hamburg. Mit 7 Tafeln und 2 Figuren. Nr. 114.

Kolonialgeschichte von Dr. Dietrich Schäfer, Professor der Geschichte an der Universität Berlin. Nr. 156.

Kompositionslehre. Musikalische Formenlehre von Stephan Krehl. I. II. Mit vielen Notenbeispielen. Nr. 149. 150.

Körper, der menschliche, sein Bau und seine Tätigkeiten, von E. Rebmann, Oberrealschuldirektor in Freiburg i. B. Mit Gesundheitslehre von Dr. med. H. Seiler. Mit 47 Abbildungen und 1 Tafel. Nr. 18.

Kristallographie von Dr. W. Bruhns, Professor an der Universität Straßburg. Mit 190 Abbild. Nr. 210.

Kupfer und Pietrichepen. Mit Einleitung und Wörterbuch von Dr. O. L. Jiriczek, Professor an der Universität Münster. Nr. 10.

— — siehe auch: Leben, Deutsches, im 12. Jahrhundert.

Kultur, Die, der Renaissance. Gesittung, Forschung, Dichtung von Dr. Robert F. Arnold, Privatdozent an der Universität Wien. Nr. 189.

Kulturgeschichte, Deutsche, von Dr. Reinh. Günther. Nr. 56.

Künste, Die graphischen, von Carl Kampmann, Fachlehrer a. d. k. k. Graphischen Lehr- und Versuchsanstalt in Wien. Mit 3 Beilagen und 40 Abbildungen. Nr. 75.

Kurzschrift siehe: Stenographie.

Länderkunde von Europa von Dr. Franz Heiderich, Professor am Francisco-Josephinum in Mödling. Mit 14 Textkärtchen und Diagrammen und einer Karte der Alpeneinteilung. Nr. 62.

— **der außereuropäischen Erdteile** von Dr. Franz Heiderich, Prof. a. Francisco-Josephinum in Mödling. Mit 11 Textkärtchen und Profilen. Nr. 68.

Sammlung Göschen

Je in elegantem Leinwandband **80 Pf.**

G. J. Göschen'sche Verlagshandlung, Leipzig.

Landeskunde von Baden von Prof. Dr. O. Kienitz in Karlsruhe. Mit Profilen, Abbildungen und 1 Karte. Nr. 199.

— **des Königreichs Bayern** von Dr. W. Götz, Professor an der Kgl. Techn. Hochschule München. Mit Profilen, Abbild. u. 1 Karte. Nr. 176.

— **von Elsaß-Lothringen** von Prof. Dr. R. Langenbeck in Straßburg i. E. Mit 11 Abbildgn. u. 1 Karte. Nr. 215.

— **der Iberischen Halbinsel** von Dr. Fritz Regel, Professor an der Universität Würzburg. Mit 8 Kärtchen und 8 Abbildung. im Text und 1 Karte in Farbendruck. Nr. 235.

— **von Skandinavien** (Schweden, Norwegen und Dänemark) v. Heinr. Kerp, Lehrer am Gymnasium und Lehrer der Erdkunde am Comenius-Seminar zu Bonn. Mit 11 Abbild. und 1 Karte. Nr. 202.

— **des Königreichs Württemberg** von Dr. Kurt Hassert, Professor der Geographie an der Handelshochschule in Köln. Mit 16 Vollbildern und 1 Karte. Nr. 157.

Landwirtschaftliche Betriebslehre von Ernst Langenbeck in Bochum Nr. 227.

Leben, Deutsches, im 12. Jahrhundert. Kulturhistorische Erläuterungen zum Nibelungenlied und zur Kudrun. Von Professor Dr. Jul. Dieffenbacher in Freiburg i. B. Mit 1 Tafel und 30 Abbildungen. Nr. 98.

Lessings Emilia Galotti. Mit Einleitung und Anmerkungen von Oberlehrer Dr. Votsch. Nr. 2.

— **Minna v. Barnhelm.** Mit Anm. von Dr. Tomaschek. Nr. 5.

Licht. Theoretische Physik II. Teil: Licht und Wärme. Von Dr. Gust. Jäger, Professor an der Universität Wien. Mit 47 Abbildungen. Nr. 77.

Literatur, Althochdeutsche, mit Grammatik, Übersetzung und Erläuterungen von Th. Schauffler, Professor am Realgymnasium in Ulm. Nr. 28.

Literaturdenkmale des 14. u. 15. Jahrhunderts. Ausgewählt und erläutert von Dr. Hermann Jantzen in Breslau. Nr. 181.

Literaturen, Die, des Orients. I. Teil: Die Literaturen Ostasiens und Indiens v. Dr. M. Haberlandt, Privatdozent an der Universität Wien. Nr. 162.

— II. Teil: Die Literaturen der Perser, Semiten und Türken, von Dr. M. Haberlandt, Privatdozent an der Universität Wien. Nr. 163.

Literaturgeschichte, Deutsche, von Dr. Max Koch, Professor an der Universität Breslau. Nr. 31.

— **Deutsche, der Klassikerzeit** von Carl Weitbrecht, Professor an der Technischen Hochschule Stuttgart. Nr. 161.

— **Deutsche, des 19. Jahrhunderts** von Carl Weitbrecht, Professor an der Technischen Hochschule Stuttgart. I. II. Nr. 134. 135.

— **Englische,** von Dr. Karl Weiser in Wien. Nr. 69.

— **Griechische,** mit Berücksichtigung der Geschichte der Wissenschaften von Dr. Alfred Gercke, Professor an der Universität Greifswald. Nr. 70.

— **Italienische,** von Dr. Karl Vossler, Professor a. d. Universität Heidelberg. Nr. 125.

Fortsetzung auf der 3. Vorsatzseite!

870.9
J62
1905

Sammlung Göschen

Geschichte

der

Römischen Literatur

von

Hermann Joachim

Dritte, durchgesehene Auflage

Leipzig
G. J. Göschen'sche Verlagshandlung
1905

Alle Rechte, insbesondere das Übersetzungsrecht,
von der Verlagshandlung vorbehalten.

Literatur.

Im allgemeinen siehe Hübner, Grundriß der klass. Philologie, ²Berlin 1889, und die dort aufgeführten Werke.

Eine zugleich wissenschaftlich bedeutende und lesbare Darstellung der römischen Literaturgeschichte gibt es nicht.

Das Beste, was bis jetzt über den Gegenstand geschrieben ist, findet sich in Theodor Mommsen, Römische Geschichte, Berlin I und II 1903, III und V 1904, wo am Ende jedes Abschnittes eine vorzügliche Übersicht über Literatur und Kunst der behandelten Zeit gegeben ist.

Als wissenschaftliches Sammel- und Nachschlagebuch nimmt den ersten Platz ein Teuffel-Schwabe, Geschichte der römischen Literatur, ⁵Leipzig 1890.

Eine zusammenhängende Darstellung sucht mit ausführlichen Quellennachweisen und Literaturangaben zu vereinigen das noch nicht abgeschlossene Werk von Martin Schanz, Geschichte der römischen Literatur, München I² 1898, II, 1² 1899, III 1896, IV, 1 1904 in Iwan von Müllers Handbuch der klassischen Altertumswissenschaft Band VIII.

Anregend geschriebene, populäre Vorträge hat 1894 herausgegeben Theodor Birt, Eine römische Literaturgeschichte in fünf Stunden gesprochen.

Nur die Dichter hat behandelt Otto Ribbeck, Geschichte der römischen Dichtung, Stuttgart I² 1894, II² 1900, III 1892; nur die Historiker C. Wachsmuth, Einleitung in das Studium der alten Geschichte, 1895.

Eine knappe, sehr lesenswerte Darstellung der Entwicklung des römischen Rechts und seiner Literatur gibt Rudolph Sohm, Institutionen des römischen Rechts, Leipzig 1903, § 10—18.

Endlich sei noch besonders als auf ein Muster auch gemeinverständlicher Literaturgeschichtschreibung hingewiesen auf den Aufsatz von Franz Bücheler, Properz in der Deutschen Revue VIII 3, S. 187 ff.

Da die Rücksicht auf den Raum es verbot, von der Eigenart besonders der Dichter durch Mitteilung von Proben aus ihnen eine Vorstellung zu geben, mag die Namhaftmachung einiger guter Übersetzungen für diesen Mangel Ersatz bieten: Römische Komödien von C. Bardt, Berlin 1903; Lucretius von Max Seydel, München 1881; Catullus von Theodor Heyse, ²Berlin 1889, oder von Westphal, Leipzig 1884; fünfzig Oden des Horatius, einzelne seiner Satiren und Episteln, sowie einige Elegien des Tibullus, Propertius und Ovidius in Emanuel Geibels klassischem Liederbuch, Berlin 1896; Sermonen des Horatius von C. Bardt, Bielefeld 1900; Ovidius, Kunst zu lieben, von Blümner, Berlin 1902.

Im übrigen fühlt sich der Verfasser Büchelers Bonner Kollegien über lateinische Literaturgeschichte zu besonderem Dank verpflichtet. Für die dritte Auflage hat ihn sein Freund August Brinkmann in Bonn mit gewohnter Liebenswürdigkeit beraten; dieser freundlichen Unterstützung verdankt es das Büchlein zum guten Teile, wenn es, wie zu hoffen ist, in berichtigter Gestalt von neuem ausgehen kann.

Spamersche Buchdruckerei in Leipzig.

Trinkhaus Bequest
2-7-31

Inhalt.

		Seite
Einleitung		5
Kap. 1.	**Die älteſten Zeiten.**	
§ 1.	Anfänge der Dichtung	7
§ 2.	Anfänge der Proſa	12
§ 3.	Der Vorläufer einer neuen Zeit: Appius Claudius Caecus	19
Kap. 2.	**Von 240—160 v. Chr.**	
§ 1.	Allgemeines	21
§ 2.	Epos und Tragödie: Livius Andronicus und Naevius	27
§ 3.	Komödie: Plautus	32
§ 4.	Ennius (Pacuvius, Caecilius)	43
§ 5.	Proſa: Cato major, Sextus Aelius	54
Kap. 3.	**Von 160—80 v. Chr.**	
§ 1.	Allgemeines	60
§ 2.	Die Blüte der Tragödie: Accius	64
§ 3.	Komödie: Terentius, fabula togata und Atellana	66
§ 4.	Satire: Lucilius	72
§ 5.	Beredſamkeit, Geſchichtſchreibung, Rechtswiſſenſchaft	75
Kap. 4.	**Von 80—40 v. Chr.**	
§ 1.	Allgemeines	78
§ 2.	Die Klaſſiker der Proſa: Cicero und Caeſar	84
§ 3.	Der größte Gelehrte Roms: Varro	103
§ 4.	Geſchichtſchreibung: Salluſtius	108

des Jahres, welche für die amtliche Tätigkeit ihres Kollegiums von besonderer Bedeutung waren, hinter dem betreffenden Datum in die Kalendertafel einzutragen. Es war ein praktisches Bedürfnis, das sie befriedigten, wenn sie so in kürzester Fassung Nachrichten über Sonnen- und Mondfinsternisse, über Mißwachs und Teuerung, sowie über ungewöhnliche Vorgänge aller Art anmerkten. Denn ihnen lag es ob, wegen solcher Vorkommnisse Sühnungen, Bittgänge, Opfer und andere heilige Handlungen vorzunehmen. Allmählich fügten die Priester noch weitere Aufzeichnungen hinzu. Da ihr Kollegium als die oberste geistliche Behörde Roms in der älteren Zeit auch an allen staatlichen Akten beteiligt war, so kamen sie dazu, von diesen, soweit sie sich in der Stadt abspielten, ebenfalls Kunde zu geben. Es wurden die Wahlen der Beamten, die Triumphfeiern, die Bundesverträge und ähnliches notiert. So erwuchsen aus dem Kalender neben den Jahrestafeln auch die Jahrbücher, die annales. Diese hatten freilich einen recht dürftigen Inhalt und gaben nicht eine zusammenhängende Berichterstattung, sondern nur einzelne Tag für Tag registrierte Notizen. Die gleiche Entwicklung wiederholt sich im Mittelalter: da sind es die Ostertafeln, an die sich ebenso dürftige geschichtliche Bemerkungen anschließen. Erst um 120 beseitigte der Pontifex Maximus P. Mucius Scaevola die Einrichtung amtlicher Annalen und veranstaltete zugleich in nicht weniger als 80 Büchern eine große Publikation der gesamten noch erhaltenen Kalendertafeln. An die amtliche Chronik haben die ersten literarischen Annalen unmittelbar angeknüpft: aus ihr entnahmen sie für die älteren Zeiten der Republik nicht nur einen großen Teil des Stoffes, sondern vor allem auch die annalistische Form, die streng nach Jahren geordnete Darstellungsweise und den trockenen Stil. Und auch in ihrer literarischen Gestaltung haben die Annalen

niemals ihren Ursprung verleugnet: die Überlieferungen von allein priesterlichem Interesse blieben vorherrschend, und die sonstigen Notizen hatten stets nur Bezug auf die Stadt Rom.

Neben der öffentlichen Chronik stehen seit alter Zeit die Anfänge der Familienchronik. Die vornehmen Geschlechter Roms hatten das Recht, in den Flügeln des Atriums ihrer Häuser die Bilder ihrer Ahnen aufzustellen (ius imaginum). Daran knüpft sich das Bedürfnis, Näheres über das Leben und die Taten der Dargestellten den Nachkommen zu überliefern: die Bilder werden mit Inschriften versehen, die den Namen des Vorfahren, sowie Angaben über sein Wirken enthalten. Alle Schriftsteller aber klagen über die Lügenhaftigkeit der so entstandenen Überlieferung der einzelnen Geschlechter. Zur Verherrlichung des eigenen Stammes scheute man sich nicht, der geschichtlichen Wahrheit Gewalt anzutun. Die Geschichtschreibung hat aus solchen Quellen nicht nur einzelne Unrichtigkeiten geschöpft: oft ist auf diesem Wege die Gesamtauffassung der alten Geschichte entstellt worden. Wenn z. B. in der alten Zeit die Geschlechter der Fabier und Valerier eine alle anderen überragende Rolle spielen, so liegt das zum größten Teil daran, daß der erste römische Historiker ein Fabier gewesen und aus den Valeriern der gelesenste römische Annalist hervorgegangen ist.

Weitaus das bedeutendste und einflußreichste Prosawerk aus der ältesten Epoche sind die Gesetze der zwölf Tafeln. Sie bilden die erste Aufzeichnung und Feststellung des römischen Stadtrechts. Bis zur Mitte des fünften Jahrhunderts war das römische Recht lediglich ein vom Vater auf den Sohn vererbtes Gewohnheitsrecht, das nur die Patricier kannten und handhabten. Es bezeichnet eine bestimmte Stufe in dem Kampf der Plebejer gegen die herrschenden Geschlechter, daß es jenen um diese Zeit gelang, die Aufzeichnung des bisher üblichen Rechtes durchzusetzen.

Mit der Aufgabe, die Gesetze aufzuschreiben, wurden im Jahre 451 zehn Männer betraut, die ebenso viele Erztafeln fertig stellten. Nachdem das Decemvirat auch für das folgende Jahr verlängert war, wurde die Redaktion des Stadtrechts durch Hinzufügung von zwei weiteren Tafeln vollendet, und nun alle im Jahre 449 auf dem Markte öffentlich ausgestellt. Die treibende Kraft und der leitende Geist für dieses Unternehmen war der ältere Appius Claudius. Griechischer Einfluß ist in beschränktem Maße schon in diesen Gesetzen nachweisbar. Aber doch nur insofern, als einzelne Rechtssatzungen aus den griechischen Städten Unteritaliens, mit denen die Römer in friedlichem Verkehr standen, früh von ihnen rezipiert waren. Deswegen bleiben die zwölf Tafeln doch eine Kodifizierung des nationalen Gewohnheitsrechtes, und dieses nicht minder ein originales Erzeugnis römischen Geistes.

Hier war der erste Versuch gemacht, die Sprache zum schriftlichen Ausdruck des begrifflichen Denkens in prosaischer Rede zu gebrauchen. Es ist bezeichnend für die Römer, daß der Gegenstand dieses Versuches gerade das Recht war, wie es bezeichnend für die Griechen ist, daß bei ihnen philosophische Erörterungen sich früh der Prosa bedienten. Je schärfer jeder einzelne Rechtssatz formuliert werden wollte, desto mehr drängte sich eine strenge Scheidung der einzelnen Satzglieder auf, und dadurch entstanden die ersten scharf voneinander gesonderten Perioden. Ihre logische Verbindung untereinander auch sprachlich zum Ausdruck zu bringen, dazu war die Herrschaft über die sprachlichen Mittel noch nicht stark genug. Die Sprache der zwölf Tafeln hat auf den römischen Stil mächtig eingewirkt; die Formelsprache des Rechts blieb dauernd in ihrem Banne.

Inhaltlich aber war ihre Wirkung so groß, daß sich die römische Rechtsentwicklung für die folgenden drei Jahr-

hunderte durchaus darauf beschränkte, durch die Auslegung diesen Inhalt zur vollen Entfaltung zu bringen. Ja auch als die Verhältnisse einer veränderten Zeit die Schaffung neuen Rechtes erforderten, wurde dies dadurch gewonnen, daß die neuen Bestimmungen als zwar nicht dem Buchstaben, aber doch dem Sinne nach in den alten enthalten durch Interpretation nachgewiesen wurden. Ferner gab die Veröffentlichung der Gesetze den Anstoß zur Entstehung einer juristischen Wissenschaft und Literatur. Bisher wurde die Kenntnis des Rechts nur in dem Kollegium der pontifices, das aus Patriciern bestand, durch mündliche Unterweisung gepflegt. Die Aufzeichnung des Stadtrechts bot daher den Plebejern keinen genügenden Schutz, solange die Fähigkeit zur Auslegung des Gesetzes, sowie die Kenntnis der Form der Klage und des Rechtsgeschäftes ausschließlich den Patriciern zustand. Es war nur ein weiterer Schritt auf dem einmal betretenen Wege, als im Jahre 304 der Ädil Cn. Flavius die Klageformeln in einem Buche zusammenstellte und verbreitete (das „ius Flavianum"). Entscheidend wurde etwa fünfzig Jahre später die Erklärung des ersten plebejischen pontifex maximus Tib. Coruncanius, er wolle jedermann über die Fragen des Rechts Auskunft erteilen. Damit wurde jedem, der wollte, die Gelegenheit zur theoretischen Erlernung des Rechtes geboten. Es war der Anfang des öffentlichen Rechtsunterrichtes in Rom, und die Folge war, daß um 200 eine rechtswissenschaftliche Literatur entstand.

Ursprünglich in Stein gegraben, wurden die zwölf Tafelgesetze bald abgeschrieben und stellten so das erste römische Buch dar. Als solches wurden sie Gegenstand des Unterrichts. Schulen gab es im alten Rom nicht; ihr späterer Name ludus ist nichts weiter als Spielstube. Der Vater selbst lehrte den Sohn, und das echte Römertum neigte sich

schon seinem Verfall entgegen, als an die Stelle des Vaters griechisch gebildete Sklaven traten. Jetzt lernte die römische Jugend an den zwölf Tafeln Lesen und fand an ihrem Inhalt die für das Leben nützliche Rechtsbelehrung. Dieser schulmäßigen Verbreitung ist es mit zu verdanken, daß der Text der Gesetze länger als sechzig Jahre erhalten blieb. Denn die Tafeln selbst gingen im gallischen Brand (387/6) unter.

Aber auch nachdem die zwölf Tafeln längst aus ihrer Stellung als Schulbuch verdrängt waren (seit etwa 200), war wegen ihrer Bedeutung als des römischen Grundgesetzes das Bedürfnis vorhanden, sie zu lesen und zu kennen. Dem aber stellten sich bald nicht unbeträchtliche Schwierigkeiten in den Weg. In dreihundert Jahren verändert sich jede Sprache so gewaltig, daß sie nicht ohne weiteres in allen ihren Wendungen durchsichtig bleibt. Kein Wunder also, daß man um das Jahr 100 in Rom diese altertümlichen Gesetze schlechterdings nicht mehr verstand. An den Versuchen, durch grammatische und historische Forschung dies Verständnis zurückzugewinnen, erstarkte die römische Philologie. Es war die letzte Frucht, die jene wunderbaren Gesetze abwarfen. L. Aelius Stilo hat damals ihre grammatische und lexikographische Erklärung in Angriff genommen und durch philologische Arbeit den Text festgestellt, in dem sie für alle Folgezeit gelesen und zitiert wurden. Freilich die Wissenschaft lag noch in den Windeln, und so ging es dabei nicht ohne Willkürlichkeiten ab. Stilo strebte weniger danach, die alten urkundlichen Formen der Wörter zu erhalten, als einen für seine Zeit leicht lesbaren Text herzustellen. Dadurch ward eine Menge uralter Laut- und Spracherscheinungen unterschlagen. Auch die versprengten Reste der zwölf Tafeln, welche wir heute noch besitzen, tragen die Gestalt, die ihnen Stilo gegeben hat.

§ 3. Am Eingang der römischen Literatur tritt uns eine scharf umrissene Persönlichkeit entgegen, der erste römische Schriftsteller, **Appius Claudius Caecus** (Kons. 307 und 296). Einsam ragt dieser Mann aus der alten Zeit hervor, in allen seinen kühnen Taten weit in die Zukunft vorgreifend, auch in der Literatur neue Bahnen weisend, auf denen erst seine Nachfolger zum Ziele gelangen sollten. Es ist der erste historische Name, der uns in der Literatur begegnet. Selbst der Decemvir Appius Claudius, der große Ahne des Mannes, der uns hier beschäftigt, war nur einer unter zehnen, wenn auch der Führer. Appius Claudius Caecus, zum Unterschied von seinem Vorfahr der Censor genannt, war einer der ersten Staatsmänner seiner Zeit. Ein demokratischer Hauch weht uns aus seiner Politik entgegen; überall ging er mit freimütigen Neuerungen vor. Er war es auch, der den Ädil Cn. Flavius zur Bekanntmachung der Klageformeln veranlaßte.

Auf literarischem Gebiete kennen wir von ihm zwei bedeutungsvolle Leistungen. Noch in augusteischer Zeit existierte sein poetisches Buch: sententiae Sprüche. Es ist das älteste lateinische Gedicht, das auf diesen Namen Anspruch erheben kann. In dem alten römischen Versmaß des Saturnius abgefaßt, war sein Inhalt zweifellos griechischen Spruchsammlungen entlehnt, wie wir deren eine unter Theognis' Namen besitzen. Es war nichts als eine Übersetzung. Diese Tatsache ist um so schwerwiegender, als es ein römischer Adeliger, ein Vollblutrömer war, der die Überlegenheit der griechischen Kultur durch eigene Nachahmung ihrer Muster anerkannte.

Nicht minder folgenreich war das zweite literarische Unternehmen, von dem wir wissen. Nach der Schlacht bei Herakleia (280) schickte Pyrrhos seinen Freund, den gewandten Thessaler Kineas, nach Rom, in der Hoffnung,

nach dem Siege einen günstigen Frieden durch ihn zu erwirken. Der feine Diplomat bot die ganze Kunst seiner Rede auf, um den Senat den Plänen seines Gebieters günstig zu stimmen. Schon schien es, als habe er das Spiel gewonnen: da trat der alte, längst von Staatsgeschäften ausruhende Appius auf und brachte durch seine machtvollen, patriotischen Worte den Senat dahin, daß er stolz jede Friedensverhandlung mit einem auf italischem Boden stehenden Feind zurückwies. Diese gewaltige Rede, der Rom die Rettung seiner Ehre verdankte, hat Appius nachher aufgezeichnet und herausgegeben. Es war die erste Rede, die in Rom, soweit unsere Kenntnis reicht, literarisch fixiert ward, der Anfang der Beredsamkeit als Literaturgattung, das erste lateinische Prosawerk. Noch Cicero hat sie gelesen, danach ist sie verloren gegangen. Hervorragende politische Reden aber literarisch zu verbreiten, wurde bald in Rom gang und gäbe; und diese Redeliteratur, von der uns aus den ältesten Epochen nichts erhalten ist, war sicher mit das Bedeutendste und Eigenartigste, was die Römer auf prosaischem Gebiet hervorgebracht haben.

Endlich datiert von Appius Claudius auch der bescheidene Beginn einer lateinischen Grammatik. Wer in diesen alten Zeiten schriftstellern wollte, der mußte selbst die Sprache seinen Zwecken gefügig machen und wurde so ihr Gesetzgeber. Appius regelte die Orthographie den Veränderungen entsprechend, welche die Aussprache der Wörter im Laufe der Zeiten erlitten hatte. So schrieb man in der Folgezeit nach seinem Vorgange dem stattgehabten Lautwandel gemäß statt s zwischen zwei Vokalen r, Valerius statt Valesius; so verschwand seitdem das z aus der Schrift, das unter den lateinischen Buchstaben wie im griechischen Alphabet die sechste Stelle einnahm und in der Aussprache mit dem scharfen s zusammenfiel.

Zweites Kapitel.

Von 240—160 v. Chr.

§ 1. Bisher konnten wir von einer Literatur bei den Römern nicht reden. Und doch war es wichtig, bei diesen Anfängen so lange zu verweilen. Sie tragen durchaus nationalen Charakter: darauf beruht ihr geschichtlicher Wert. Ihre Betrachtung ist nötig, um zu verstehen, daß der Anfang einer wirklichen Literatur in Rom mit dem Beginn der Entnationalisierung des Volkes zusammentrifft und seinerseits ihr wiederum den größten Vorschub geleistet hat.

Daß die vorhandenen Keime sich nicht zu einer nationalen Literatur entfalteten, daran war nächst der künstlerischen Beschränktheit der Nation die große Wandlung schuld, welche um die Mitte des dritten Jahrhunderts in der politischen Lage Roms eintrat. Hatte es sich bisher im eigenen Lande oft mühsam seiner Haut gewehrt, und war ihm endlich nach harten Kämpfen die Unterwerfung Italiens gelungen, so begann es jetzt sich als Großmacht zu fühlen und richtete seine Blicke eroberungslustig auf den Besitz seiner außeritalischen Nachbarn. Mit dem Erwerb neuer Provinzen aber veränderte sich notwendig seine ganze Stellung. In den eroberten Ländern fand es eine Bevölkerung vor mit einer alten, der seinigen weit überlegenen Kultur. Wollte Rom die Welt besitzen und beherrschen, so mußte es ein gutes Stück seiner nationalen Eigenart opfern und sich der höher entwickelten Kultur seiner neuen Untertanen anpassen. Die damalige Welt aber war griechisch oder besser gesagt hellenistisch. Denn mit diesem Namen bezeichnet man die kosmopolitische Weiterbildung des Griechentums, wie sie sich seit der Verbreitung griechischer Sprache und Sitte über den Orient und Ägypten vollzogen hatte. Es war im letzten Grunde eine Folge der welterobernden Politik Roms, daß

seine Literatur, die jetzt erst entstand und vorher nicht die nötige Widerstandskraft aus nationalem Boden hatte saugen können, hellenistisch und damit kosmopolitisch und antirömisch wurde. Nur bei dieser Gestaltung seines geistigen Lebens konnte Rom seine große geschichtliche Mission erfüllen, durch die Vereinigung der Mittelmeerländer zu einem Weltreich die gesamte antike Kultur vor ihrem Untergange noch einmal zusammenzufassen und so ihre wesentlichen Errungenschaften der Nachwelt zu retten.

Seit dem Kriege gegen den König Pyrrhos wurden die Römer eingehender mit griechischer Sprache und griechischem Wesen bekannt. Die Gräzisierung Roms begann aber erst in dem Augenblick, wo die Römer sich der griechischen Städte Unteritaliens bemächtigten und an dem griechischen Sicilien ihre erste Provinz gewannen. Wer an der Regierung teilhatte, bedurfte bei der Weltstellung, die Rom anfing einzunehmen, der Kenntnis der Weltsprache, des Griechischen. Diese Sprache spielte in Rom durchaus die Rolle, die bei uns in früheren Jahrhunderten dem Französischen zufiel. Die Mitglieder der senatorischen Familien verstanden nicht allein Griechisch, sondern waren durch und durch griechisch gebildet: sie konnten es wagen, vor griechischen Zuhörern griechische Reden zu halten, sie schrieben griechische Bücher.

Bald aber drang die Kenntnis des Griechischen auch in die unteren Schichten der hauptstädtischen Bevölkerung. Der Verkehr mit dem Auslande hatte sich gesteigert. Scharenweise strömten griechisch gebildete Unteritaliker in Rom zusammen. Nicht zum mindesten waren es die aus dem Auslande bezogenen Sklaven, welche auch die niederen Klassen mit griechischer Bildung bekannt machten. Wie geläufig dem gemeinen Manne schon in der Zeit Hannibals die griechische Sprache war, das zeigen die plautinischen Lustspiele. Da

begegnen uns nicht nur eine Menge von griechischen Wörtern, sondern ganze Floskeln werden unvermittelt unter das Latein gemischt und, was noch mehr heißen will, griechische Wortwitze eingestreut.

Der Hellenismus wirkte mit der ganzen Macht einer alten Kultur, mit reißender Schnelligkeit das geistige Leben Roms umgestaltend. Voran steht die Umwälzung auf religiösem Gebiet. Der nationale Götterglaube wich und machte einesteils hellenistischem Unglauben und Spott gegen die Götter Platz, anderenteils hielten der wüsteste Aberglauben und fremdländische Kulte, die der Hellenismus aus seiner innigen Verbindung mit dem Orient erworben hatte, ihren Einzug in Rom. Wohl saßen im Senat noch Männer von altem Römergeist, die widersprachen, aber selbst die oberste Behörde vermochte der Bewegung nicht dauernd Einhalt zu gebieten. Sie mußte notgedrungen die Einführung unerhörter Götterkulte gutheißen; schritt sie dagegen ein, so wuchs das Übel meist im geheimen zu um so bedenklicherer Größe heran.

Die alte einfache und rechtschaffene bürgerliche Sitte schwand mehr und mehr; auch Catos ernstes Eifern konnte daran nichts ändern. Mit der hellenistischen Kultur übernahmen die bis dahin urwüchsig gesunden Römer auch die hellenistische Sittenverderbnis in allen ihren Formen. Die Reinheit der Familie, auf der das Römertum bislang sicher geruht hatte, ward angetastet; Üppigkeit und Luxus stellten sich ein; Müßiggang und Vergnügungssucht schufen neue Feste und gaben den bestehenden längere Dauer. Das ist die düstere Kehrseite der Medaille: die Römer büßten durch die Aufnahme griechischer Bildung ihr nationales Wesen und damit viele Vorzüge ein.

Erfreulicher sind die Erscheinungen, die das Vordringen der griechischen Wissenschaften bezeichnen. Im Jahre

219 kam der erste griechische Arzt nach Rom, und seitdem herrschte dort die griechische Medizin. Philosophen und Lehrer der Beredsamkeit folgten, gegen die der Senat mehrmals vergeblich vorging. Im Jahre 155 schickten die Athener in politischen Angelegenheiten drei ihrer berühmtesten Philosophieprofessoren nach Rom. Als sich die Verhandlungen in die Länge zogen, benutzten diese ihre Muße zu Vorlesungen. Ihr Unternehmen hatte ungeahnten Erfolg: man drängte sich in ihre Hörsäle und bewies damit, wie sehr Rom nach Bildung und Belehrung schmachtete. Auch die ersten Anregungen zum wissenschaftlichen Betrieb der Grammatik gehen auf einen politischen Gesandten zurück, den im Jahre 160 der König von Pergamon schickte. Es war Krates von Mallos, der Begründer der pergamenischen Philologenschule, die in wissenschaftlichem Gegensatze zu der alexandrinischen und ihrem Haupte Aristarchos stand. Krates, durch einen Beinbruch länger in Rom aufgehalten, hat dort durch seine Vorträge stark eingewirkt und gründlichere Beschäftigung mit philologischen Studien hervorgerufen. Während eines Jahrhunderts bewegte sich die römische Grammatik in seinen Bahnen, bis in der Zeit Caesars die Römer auch mit der alexandrinischen Richtung näher bekannt wurden.

Von allgemeiner Bedeutung für das ganze geistige Leben war es, als im Jahre 167 nach dem Ausgang des zweiten Makedonischen Krieges tausend vornehme Achäer als Geiseln nach Rom gebracht wurden. Unter ihnen befand sich der Mann, der zuerst die Weltstellung Roms mit klarem Blick und nüchternem Verstande erfaßte, und der aus dieser Erkenntnis heraus die einzige des republikanischen Roms würdige pragmatische Geschichte der Stadt schrieb, die es gibt: Polybios. Er arbeitete ganz im Sinne der altgriechischen Geschichtsforschung: die Nachrichten der Anna-

listen behandelt er mit selbständiger Kritik; wo es möglich ist, benutzt er Urkunden; er kennt den Schauplatz, auf dem sich die berichteten Ereignisse abspielen, aus eigener Anschauung. Sein einziges Ziel ist die Ermittlung der Wahrheit und die Darlegung des ursächlichen Zusammenhanges der Geschehnisse. Wir verdanken seinem natürlich griechisch geschriebenen Werke, das die Zeit vom ersten punischen Krieg bis zur Unterwerfung Makedoniens umfaßt, das Beste, was wir überhaupt über ältere römische Geschichte wissen.

Etwa um die Mitte des dritten Jahrhunderts dichten die Griechen für die phantasielosen Römer, welche wirkliche Sagen nur in sehr geringer Zahl besaßen, eine glänzende *Gründungssage*, die durch den nach Italien wandernden Aeneas Roms Ursprung mit dem von Homer verherrlichten Fall Trojas verknüpfte. Begierig griffen die Römer zu, damit auch ihre Stadt noch ein Strahl der Homerischen Sonne vergolde, und brachten mit der griechischen Erzählung, nach der Aeneas selbst Rom gründete, die italische Überlieferung, welche Rom mit Alba longa in Verbindung setzte, so gut es eben ging, in Einklang.

Auch auf den eigensten Besitz des römischen Volkes, auf *Recht* und *Sprache*, übte die veränderte Zeit ihren Einfluß aus. Das ius civile war Stadtrecht und hatte somit nur für den römischen Bürger Gültigkeit: der Fremde war in Rom rechtlos. Infolge des Weltverkehrs, dessen Mittelpunkt Rom wurde, und des Eindringens der hellenistisch kosmopolitischen Ideen begann jetzt die Ausbildung eines Rechts für die Fremden, des ius gentium. Dieses *Weltrecht* lehnte sich wohl an hellenische Rechtsüberzeugungen an, aber schlechthin übernommen haben die Römer auf rechtlichem Gebiete nichts. Sein Geburtsjahr ist das Jahr 242, wo ein besonderer Richter für die Fremden, der praetor peregrinus, eingesetzt ward. Er schuf das neue

Recht durch das Edikt, das er jedesmal bei seinem Amtsantritt erließ. Dadurch gewann das prätorische Edikt eine stets wachsende Bedeutung und verhalf schließlich unter der Mitarbeit der römischen Rechtswissenschaft und der kaiserlichen Gesetzgebung dem ius gentium zur alleinigen Herrschaft.

Und endlich die Sprache! Schon die bloße Verbreitung der Kenntnis des Griechischen mußte auf sie einwirken: die meisten griechischen Lehnwörter sind bis zum hannibalischen Krieg in das Latein eingedrungen; in der Komödie wimmelt es von griechischen Fremdwörtern; die griechischen Beinamen werden immer zahlreicher.

Noch gewaltiger war die Macht, welche die literarischen Schätze der Griechen ausübten. Bei dem gänzlichen Mangel einer nationalen Literatur mußte es zu einer Verpflanzung der griechischen auf lateinischen Boden kommen. So entsteht denn diese lateinische Literatur plötzlich und ohne inneren Zusammenhang mit den voraufgegangenen nationalen Anfängen.

Neben den tiefer liegenden Ursachen fehlen auch nicht die äußeren Veranlassungen, welche das Entstehen der Literatur beschleunigten und ihr für die ersten Zeiten die einzuschlagende Richtung vorschrieben. Der römische Unterricht war ein anderer geworden. Man begnügte sich nicht mehr damit, die Kinder Lesen, Schreiben und das Stadtrecht zu lehren, sondern man wollte eine allgemeinere Bildung und einen höheren literarischen Unterricht. Im Griechischen ließ sich beides vortrefflich vereinen: der Sklave oder Freigelassene, der diesen Unterricht erteilte, brauchte ihm nur, wie das der griechischen Praxis entsprach, die Ilias oder Odyssee zugrunde zu legen und konnte später zur Lektüre anderer klassischer Werke übergehen. Für den lateinischen Unterricht war dasselbe Verfahren nicht anwendbar; denn es gab keine Literatur und folglich keine

Schulbücher, die an Bildungswert den griechischen auch nur annähernd gleichstanden. Dazu kam ein zweites. Das schaulustige römische Volk hatte von jeher einen starken Hang zum Theater. Jetzt aber, wo es durch die zugewanderten Griechen mit deren Dramen bekannt wurde, fand es keinen Geschmack mehr an den einheimischen Possen, sondern verlangte nach Stücken mit einer zusammenhängenden Handlung, deren es bisher in Rom nicht gab.

So drängten die Erfordernisse des Lebens zur Herstellung von Schulbüchern und Bühnenstücken. Das durchschauten die gewitzigten griechischen Freigelassenen, die in Rom lebten, bald: indem sie diesem Mangel durch Übersetzungen aus dem Griechischen abzuhelfen suchten, schufen sie die lateinische Literatur. An deren Anfang stehen durchaus Fremde niederer Herkunft, welche von Beruf Schulmeister oder Schauspieler sind.

§ 2. Gleich auf ihren ersten Vertreter trifft das zu. Der Grieche Andronikos stammte aus Tarent, wo damals das Theaterwesen in hoher Blüte stand. Während des Krieges mit dieser Stadt (vor 273) wird er als Knabe unter den Gefangenen nach Rom in das Haus eines Livius gekommen sein. Von seinem Herrn später freigelassen, führte er als römischer Bürger dessen Geschlechtsnamen: **L. Livius Andronicus.** Seinen Unterhalt verdiente er, indem er reicher Leute Kinder unterrichtete. Zugleich fing er an für die Bühne zu schriftstellern.

Es war an den ludi Romani Mitte September 240, als zuerst eine Komödie und eine Tragödie von Livius aufgeführt wurden, für Rom ein geschichtliches Ereignis von großer Tragweite, die Geburt seiner Literatur. Livius freilich hatte nichts weiter getan, als griechische Stücke, so gut er konnte, übersetzt.

Von seinen Komödien wissen wir wenig mehr: sie wurden rasch durch die nach ihm kommenden bedeutenderen Talente verdrängt. Länger behaupteten sich seine Tragödien auf der Bühne. Durch sie eröffnete er den Römern einen Einblick in die Welt des attischen Dramas. Er bevorzugte den Sophokles; doch übersetzte er auch einige Dramen des Tragikers, den der Hellenismus vor allen auf den Schild erhoben hatte, des Euripides. Das stoffliche Interesse, das die Tragödien erweckten, mußte damals ungeheuer sein. Neben dem Stoff aber übernahm Livius auch die Form. Es ist kein geringes Verdienst, daß er die dramatischen Versmaße der Griechen, Jambus und Trochäus, in Rom einführte. Es entstand dadurch eine neue Metrik, die vom Quantitätsprinzip beherrscht war. Mühe kostete es allerdings, das spröde lateinische Sprachmaterial, das einen Überschuß an langen Silben und eine weitgehende Verschleifung der Endungen aufwies, diesen Versformen gefügig zu machen. Andererseits aber schlugen gerade diese Schwierigkeiten zum Vorteil aus: die Übertragung blieb keine rein äußerliche, sondern es entwickelte sich ein eigenartiger lateinischer Vers. Der lateinische jambische Senar war metrisch doch ein anderer Vers als der griechische Trimeter und schrieb sich seine eigenen durch die Sprache bedingten Gesetze.

Für die Zwecke der ihn zunächst interessierenden Schule übersetzte Livius das im griechischen Unterricht schon immer benutzte Schulbuch, die Odyssee, ins Latein. Daß er dabei auf den Versuch, den griechischen Hexameter nachzubilden, von vornherein verzichtete und sich des nationalen Versmaßes, des Saturniers bediente, wenn er den letzteren auch vor allem durch quantitierende Messung gräzisiert haben mag, ist sehr bezeichnend. Die Aufgabe, den Hexameter mit seinen vielen Kürzen in die lateinische Literatur einzuführen,

konnte nur der Dichter lösen, der es wagte, die Sprache zu kommandieren, und dazu bedurfte es eines größeren Talentes, als Livius besaß. Der Erfolg der Odysseeübersetzung war außerordentlich: bis in die augusteische Zeit beherrschte sie die Schule.

Daß aber alle diese Übersetzungen so lebhaften Beifall fanden, kann nur als ein Zeichen dafür angesehen werden, wie groß das Bildungsbedürfnis und wie niedrig das geistige Niveau der Römer war. Denn künstlerischer Wert wohnte ihnen kaum inne. Die Übersetzung war nicht frei von groben Mißverständnissen und sprang ungeschickt mit dem Original um. Die Sprache war hart und trug nur unwillig die Fesseln des Versmaßes. Schon die ciceronianische Zeit fand diese Dichtungen so roh, wie die ältesten Versuche der bildenden Kunst. Trotzdem war hier der erste bedeutsame Schritt getan. Auch der Staat erkannte das an. Er selbst bediente sich der neuen Dichtkunst, indem er dem Livius zu besonderem Zweck im Jahre 207 die Verfertigung eines religiösen Liedes übertrug. Er besserte die verachtete Stellung von Dichtern und Schauspielern, indem er ihnen Korporationsrechte verlieh und einen Tempel zum Gottesdienst und Versammlungsort anwies.

Unmittelbar neben Livius Andronicus steht ein Dichter, aus ganz anderem Holze geschnitzt: **Cn. Naevius,** der von 235 bis 204 in Rom nachweisbar ist. In jeder Beziehung ist er das Gegenstück zu Livius: nicht gewesener Sklave, sondern freigeborener Bürger einer Latinerstadt Campaniens; nicht zuerst Schulmeister oder Schauspieler und nur nebenher Dichter, sondern Dichter aus Neigung und künstlerischem Gestaltungsdrang. Nicht angewiesen auf die Gunst der Großen, sagt er die eigene Meinung frei heraus, zeigt uns in seinen Dichtungen eine scharf ausgeprägte Persönlichkeit, und ist der einzige, bei dem wir merken, daß der Aufschwung

der lateinischen Literatur in eine große Zeit, in die Jahre des Erwerbs und der Behauptung der ersten römischen Provinzen fiel.

Wie sein Vorgänger übersetzte er Tragödien und Komödien für den Bühnenbedarf. Seine Hauptstärke aber lag in letzteren. Hier ging er mit einer Frische und Lebendigkeit zu Werke, die den Livius weit hinter sich ließ. Er wagte es, in das Leben der Gegenwart hineinzugreifen und seinen Übersetzungen durch mannigfache Beziehungen zur Zeitgeschichte, durch Anspielungen und Ausfälle auf seine politischen Gegner, die Adeligen, römisches Gepräge aufzudrücken. Damit war er auf dem besten Wege, in die Bahnen der alten mitten im Leben und politischen Kampfe stehenden Aristophanischen Komödie einzulenken. Daß es nicht gelang, diese auf römischem Boden zu erneuern, hatte seinen Grund in dem fest gefugten römischen Staatswesen. Die Polizei litt es nicht, daß von öffentlicher Schaubühne herab die Zustände der Stadt und die Mitglieder des Senats in ihren Schwächen verspottet wurden. Schon was Naevius an politischen und persönlichen Invektiven gewagt hatte — und es war offenbar nicht wenig —, zog ihm die höchste Mißgunst der Machthaber zu. Er mußte erst ins Gefängnis, dann nach Utica in die Verbannung wandern. Fern von Rom hat er sein Leben beschlossen. Darum enthielten sich seine Nachfolger, von ähnlichen Maßregeln bedroht, der Anspielungen auf die Zeitverhältnisse fast gänzlich.

In seinem Bestreben, dem Theater nationale Stoffe zuzuführen, griff Naevius auch zur römischen Geschichte und Sage. Damit schuf er eine ganz neue Gattung von Dramen, ein Nationalschauspiel. Wie die aus dem Griechischen übersetzte Komödie nach der darin getragenen griechischen Tracht fabula palliata hieß, so nannte man dies neue Schauspiel nach dem Kostüm der darin auftretenden Könige und

Magistrate Roms: fabula praetextata. Beispielsweise behandelte Naevius die Gründungssage Roms in dem Stücke „Die Erziehung des Romulus und Remus". Ja er unternahm es, ergriffen von ihrer Bedeutung, die Zeitgeschichte auf die Bühne zu bringen, und feierte in seinem Clastidium den Besieger der Kelten Marcellus (222). Es war zweifellos ein fruchtbarer Gedanke, auf diese Weise ein echt römisches Schauspiel ins Leben zu rufen, aber er entsprach dem Zeitgeschmack durchaus nicht. Der Hellenismus hatte schon zu festen Fuß gefaßt: nicht einmal für die eigene Geschichte war das Publikum mehr zu interessieren, seitdem die freilich viel reichere und schönere griechische Sagenwelt mit ihren Göttern und Heroen ihm erschlossen war, seitdem die leichte Eleganz und laxe Moral der neueren griechischen Komödie ihre einschmeichelnde, aber entsittlichende Wirkung begonnen hatte.

Die fabula praetextata hat denn auch in dieser Epoche nur ein kurzes und dürftiges Dasein gefristet. Ennius und Pacuvius haben noch einige Stücke der Art gedichtet, dann verschwand sie, um erst nach zwei Jahrhunderten als ein Mittel der Opposition gegen das Kaisertum wieder aufzutauchen. Unter Nero schrieb Curiatius Maternus eine Reihe solcher Dramen, die natürlich nur auf ein Lesepublikum zählten. Und aus der Zeit kurz nach Neros Tod stammt die einzige fabula praetextata, welche uns ganz erhalten ist: die unter Senecas Tragödien überlieferte, nicht von ihm selbst, wohl aber in seiner Manier gedichtete Octavia, die den Beginn der Greuelherrschaft Neros schildert.

Naevius war darin seinem Vorgänger gleich, daß er neben dem Drama die epische Dichtung anbaute, ihm ungleich auch hier in der Wahl des Stoffes. Nicht ein fremdes Nationalepos den Römern zu vermitteln, sondern ihnen ein eigenes zu schaffen, war sein Ehrgeiz. Die Sage Roms

aber war nicht ursprünglich und ausgestaltet genug, um allein einen passenden Vorwurf dafür zu liefern. So wandte sich Naevius wieder der Zeitgeschichte zu. Im Greisenalter schrieb er das bellum Punicum im saturnischen Versmaße. Mit den Sagen hub er an: nachdem aber die Gründung Roms erzählt war, machte er einen großen Sprung und schilderte nun in dem weitaus größeren Teil seines Werkes den ersten punischen Krieg. Hier ist er durchaus Chronist, welcher der geschichtlichen Wahrheit vor der poetischen Ausschmückung den Vorzug gibt. Die Art seiner Erzählung muß sich doch sehr der Prosa genähert haben, und poetisch war eigentlich nur das Metrum. Überall freilich spürte man den Einfluß eifriger Lektüre der griechischen Dichter, wie denn auch die Darstellung der Sagen neben der Volksüberlieferung durchweg auf griechischen Schriftwerken fußte. In dem historischen Teil war die Auffassung der Begebenheiten von echtem Römergeiste getragen, und darum kann Naevius mit Recht als der erste römische Geschichtschreiber bezeichnet werden. Trotz aller seiner Vorzüge hat aber sein Epos den Zeitgenossen im ganzen ebensowenig gefallen, wie seine Dramen.

Erst spätere Kunstrichter wurden der leidenschaftlichen Glut und Eindringlichkeit der Dichtungen des Naevius gerecht. Die augusteische Zeit wußte ihn zu würdigen, und Vergilius schöpfte für seine Aeneis aus der reichen Quelle des bellum Punicum. Wir aber können uns sowohl über ihn wie über Livius nur mühsam ein Urteil bilden aus den zerstreuten Bruchstücken, welche heute einzig von ihrem dichterischen Schaffen zeugen.

§ 3. Glücklicher hat das Geschick gewaltet über dem literarischen Nachlaß von Naevius' jüngerem Zeitgenossen **T. Maccius Plautus.** Von ihm sind zwanzig vollständige Komödien auf uns gekommen. Das will viel heißen bei

einem Dichter, der ungefähr gleichzeitig mit dem ersten Auftreten der lateinischen Literatur geboren wurde. Eine große Zahl von Dichtern betrieb damals die Bearbeitung griechischer Lustspiele gewerbsmäßig. Sie alle sind bis auf wenige Namen und Titel verschollen: Plautus, der sie überragte, hat sie auch überdauert. Die Bevorzugung der Komödie durch die römischen Literaten rührt offenbar daher, daß vor allem dieser Zweig der dramatischen Literatur in der hellenistischen Welt noch lebendig war; mit der griechischen Produktion und dem griechischen Bühnenrepertoire ihrer Zeit müssen die römischen Übersetzer in engster Fühlung gestanden haben. So war es denn auch die Komödie, der zuerst ein römischer Schriftsteller, eben Plautus, seine ganze Kraft ausschließlich widmete. Er ist zugleich der erste Dichter, den Rom aus dem Norden Italiens bezog, der also nicht von Haus aus griechisch gebildet war und trotzdem ganz auf griechischem Boden stand.

Der Umbrer Plotus stammte aus Sarsina und war frei geboren. Nach Rom eingewandert, war er anfangs Schauspieler. Als solchen bezeichnet ihn sein Name Plotus Maccus, d. h. Plautus der Hanswurst, aus dem dann später der römische Bürger T. Maccius Plautus wurde. Was sonst noch von seinem Leben überliefert wird, hat wenig Anspruch auf historische Glaubwürdigkeit. Nur das ist wahrscheinlich, daß er seine wohl schon in Rom und beim Theater erworbene griechische Bildung auf Reisen vertiefte und die griechische Bühne in Tarent und Syrakus genau kennen lernte. In Rom begann er dann griechische Lustspiele zu übersetzen, um sich dadurch seinen Unterhalt zu verdienen. Für die Bestimmung der Zeit, in die seine für uns noch erkennbare dichterische Tätigkeit fällt, sind zwei sichere Daten maßgebend. Die beste Handschrift der erhaltenen Stücke (der Ambrosianus) hat bei zweien die Akten über ihre Auf-

führung (Didaskalien) mit überliefert: danach ist der Stichus im Jahre 200, der Pseudolus im Jahre 191 in Szene gegangen. Der letztere war ein Werk des Alters: 184 ist Plautus gestorben.

Die Originale zu seinen Übersetzungen wählte er teilweise aus den Dichtungen der drei großen Meister der neueren attischen Komödie, des Menandros, Diphilos und Philemon, die zwischen den Jahren 360 und 260 in Athen gelebt hatten. Daneben hat er Stücke jüngerer, meist unbekannter Dichter bearbeitet. Die neuere Komödie unterschied sich wesentlich von der alten des Aristophanes. In einer Zeit, wo das politische Leben in Griechenland tot war, hatte sich das Lustspiel von der Darstellung des öffentlichen auf die des Privatlebens zurückgezogen. Mit feiner Beobachtungsgabe und anmutiger Eleganz schilderten diese Dichter durchaus realistisch die damalige attische Gesellschaft in ihrer gebildeten Liebenswürdigkeit und sittlichen Verkommenheit. Die Liebe war meist die treibende Kraft der Handlung, und die der Natur abgelauschte Zeichnung einzelner Charaktere, welche typische Geltung beanspruchen durften, die höchste Kunst der Dichter. In diesen beiden Punkten hatten sie gelernt von Euripides, der die Leidenschaft der geschlechtlichen Liebe für das Drama entdeckt und zuerst eine wirkliche Entwicklung der Charaktere eingeführt hat, und von den Forschern der peripatetischen Schule, die in seinen ethischen Untersuchungen Charaktertypen, wie den Abergläubigen und den Geizigen, vorgezeichnet hatten. Es lag im Wesen dieser Lustspiele, daß der Chor der alten Komödie in ihnen keinen Platz mehr fand. Ihr eigenstes Element war der fein zugespitzte, geistreiche Dialog, der allein zur ungestörten Entwicklung der Charaktere taugte und das Gespräch des wirklichen Lebens am besten wiedergab. Darum herrschte durchaus der jambische Trimeter.

Hier ist der Punkt, wo Plautus wesentlich von seinen Originalen abwich. Seinem ungebildeteren Publikum mußte er ein vielseitigeres Amüsement bieten. Daher nahm er die Musik zu Hilfe. Dieser Schritt aber bedingte zugleich die Einführung sangbarer Versmaße, und so ward eine reiche Fülle von griechischen Metren in die lateinische Komödie aufgenommen. Plautus wußte sie alle meisterhaft zu handhaben. Man staunt über den riesengroßen Fortschritt, den sein Genie in der Behandlung der Sprache und Metrik bewirkt hat. Freilich bis zur Vollendung war noch ein weiter und mühevoller Weg. Die Verse erscheinen auf den ersten Blick fast regellos, obwohl sie an strenge Gesetze gebunden sind; die Sprache zeigt noch die ungebärdige Freiheit eines literaturlosen Idioms, das einer neuen Metrik unterworfen werden soll. Lange Silben werden in Masse verkürzt, Konsonanten, vor allem s und m, der Aussprache gemäß am Ende der Wörter abgeworfen. Aber der Verschleifung der Sprache wird doch schon ein mächtiger Damm dadurch entgegengesetzt, daß der Zwang des Verses in vielen Fällen dazu nötigte, die ganz im Schwinden begriffenen Endkonsonanten festzuhalten.

Die Musik überwog im plautinischen Lustspiel so sehr, daß die Stücke beinahe unserer Operette vergleichbar sind. Neben dem jambischen Dialog wechseln Szenen, die rezitativisch zur Flötenbegleitung vorgetragen wurden, mit vollständigen Arien. Der Chor aber fehlte in der Regel auch bei Plautus. Wir kennen jetzt die damals weit verbreiteten hellenistischen Vorbilder dieser Lieder (cantica), die Plautus der anders gearteten attischen Komödie selbständig einfügte. Wir dürfen sogar vermuten, daß er auch die eigentümliche Verbindung von gesprochenen und gesungenen Szenen innerhalb eines und desselben Stückes in dem größeren mimischen Drama bereits vorgefunden hat, das eben im dritten Jahr-

hundert aus Mimologie und Mimodie, wie es scheint, im griechischen Osten zusammengewachsen war. Neu war jedenfalls, daß er die Mimodie der neueren Komödie aufpfropfte. Zu deren Inhalt und Aufbau paßte diese Behandlungsweise freilich schlecht und hat sicher eine Veränderung des Charakters der Stücke herbeigeführt. Zum Teil erklärt sich hieraus die auffällige Tatsache, daß die künstlerische Einheit der Komposition bei Plautus so oft durchbrochen wird: Ballets, episodenhafte Szenen und Figuren werden eingelegt, die mit der Handlung wenig zu tun haben.

Was Plautus alle seine Konkurrenten übertreffen ließ, war neben seinem großen sprachlichen Talent sein sicherer Takt für bühnengerechte Wirkung, die geschickte witzige Gestaltung des Dialogs und seine nie versagende Gabe lebenslustiger Komik. Die Stücke sind einander durchweg so ähnlich, wie das Leben, das sie schildern. Dieselben Situationen, dieselben szenischen Verwicklungen und Lösungen wiederholen sich ebenso häufig, wie im heutigen Durchschnittslustspiel. Das Liebesstück nimmt den breitesten Raum ein. Die Liebhaber sind fast immer verschwenderische und leichtsinnige junge Leute, die Mädchen oft von recht zweifelhaftem Rufe. Die Schwierigkeiten, die sich dem Pärchen in den Weg stellen, werden nach manchen komischen Verwicklungen durch irgend eine schlau eingefädelte Intrige beseitigt. Die treuesten Ratgeber und durchtriebensten Pfadfinder dabei sind meist Sklaven, die überhaupt eine hervorragende Rolle spielen. Betrogen und hintergangen wird entweder der Vater des Liebhabers oder der Zuhälter des Mädchens. Sind sie genug genarrt und mürbe gemacht, so löst sich schließlich alles in Wohlgefallen auf: die übermütigen Streiche werden bereut und vergeben, der Liebhaber gelangt in den Besitz seines Liebchens, und es wird Hochzeit gehalten. Dazu gibt auch wohl ohne vorangegangene Intrige der Umstand

Anlaß, daß das geliebte Mädchen, das in schlechte Gesellschaft geraten ist, als die verloren geglaubte Tochter reicher und vornehmer Eltern wiedererkannt wird. In der Art der Durchführung der Intrige im einzelnen herrscht reiche Abwechselung: die Fäden der Handlung laufen oft äußerst verwickelt durcheinander.

Neben dem Liebes- und Intrigenstück in seinen mannigfachen Formen ist bei Plautus das Charakterlustspiel vertreten durch die Aulularia, die Topfkomödie, mit ihrer meisterhaften Schilderung des Geizhalses; die Komödie der Irrungen durch die Menaechmi, die beiden Zwillingsbrüder, deren Ähnlichkeit zu den tollsten Verwirrungen führt; das Rührstück durch die Captivi (die Kriegsgefangenen) und den Trinummus (das Dreilingsstück), in denen sich der Sklave für den Herrn, der Freund für den Freund edelmütig aufopfern. Ganz vereinzelt steht da der Amphitruo, eine Parodie der Tragödie und der in ihr auftretenden Götter und Heroen. Auch sie hat ihr Vorbild in der neueren attischen Komödie.

Die Personen der meisten plautinischen Stücke sind feststehende Typen, die immer wiederkehren. Da finden wir die eleganten Damen der demi-monde, in ihrem Gefolge die Schar der Kupplerinnen und Bordellwirte. Die jungen Herren sind etwas einförmig, meist nur Liebhaber, doch auch einzelne Tugendhelden. Die Väterrollen sind reich besetzt: alle Abstufungen vom strengen und geizigen bis zum nachsichtigen und zärtlichen Vater sind vertreten; ja manchmal ist er selbst verliebt und streitet wohl gar mit dem Sohne um den Besitz eines und desselben Mädchens. Die Sklaven sind ihrer hervorragenden Stellung in der Komödie gemäß behandelt. Im Vordergrund steht der verschmitzte Helfer bei den Liebesabenteuern des jungen Herrn, der auch in der verzweifeltsten Lage noch einen Ausweg weiß, mit

unübertrefflicher Keckheit seine Pläne ausführt, durch die pfiffigsten Kniffe stets die nötigen Gelder beschafft und schließlich mit seinem Bedientenwitz über die Knauserei der Väter und seine sonstigen Widersacher triumphiert. Aber auch an anderen Gestalten aus der Sklavenwelt fehlt es nicht. Der alte Erzieher klagt über die Torheiten seines nun erwachsenen Zöglings, ein anderer poltert gegen die alles verderbenden Weiber, und neben den Stadtsklaven kommt der stets verspottete, aber treuherzige Ackerknecht vom Landgute des Herrn übel weg. Figuren, in denen bestimmte Berufsarten dargestellt werden, sind: der Parasit, der das Spaßmachen in Gesellschaften gewerbsmäßig betreibt, der Koch, der mit den unerhörtesten Rezepten renommiert, der großsprecherische Offizier, die einzige Person, die uns daran erinnert, daß die Originale dieser Stücke aus der Diadochenzeit stammen, der alberne und unwissende Arzt, der betrügerische Wechsler.

Der Schauplatz dieser lateinischen Lustspiele ist immer der ihrer Vorbilder, Athen oder irgend eine griechische Landschaft. Es wird in griechischem Kostüm gespielt, woher ja auch die ganze Kunstgattung den Namen fabula palliata erhielt. Die Münzbezeichnungen, viele Götternamen und Beamtentitel werden ohne weiteres aus dem Original übernommen, ja die Römer werden einfach nach dem griechischen Sprachgebrauch, wie alle Ausländer, Barbaren genannt. Eine Übertragung des Ganzen und aller Einzelheiten auf römische Verhältnisse war eben durch den Inhalt der Stücke schlechthin unmöglich. Das Leben, das sie schilderten, wurde zur Zeit der Abfassung der Originale in Athen wirklich gelebt; für Rom war es etwas ganz Fremdes. Abgesehen davon, daß die römische Polizei die einfache Verlegung der dargestellten gesellschaftlichen Zustände nach Rom nicht geduldet haben würde, wäre jeder Versuch dazu vom Publikum

zurückgewiesen worden, weil die bürgerliche Ordnung, die strenge Zucht und ehrbare Sitte des damaligen Rom in dem schärfsten Gegensatze stand zu dem liederlichen Bummel- und Kneipenleben mit seinem widerlichen Raffinement und seiner sittlichen Fäulnis, das diese Komödien als den Durchschnitt der Wirklichkeit dem Zuschauer vor Augen führten. Das ganze häusliche Leben der Römer war ein anderes; die beherrschende Stellung der Sklaven und ihr gemütlicher, oft frecher Ton dem Herrn gegenüber in Rom undenkbar. Eine um so verderblichere Wirkung mußte das unausgesetzte Anschauen dieser ihrem ganzen Ideenkreise nach ausländischen Produkte auf die rauhen und unverdorbenen Besieger Hannibals ausüben!

Dennoch konnten die griechischen Stücke nicht ganz unverändert auf die römische Bühne verpflanzt werden. Sie boten manche Züge, die für ein römisches Publikum einfach unverständlich waren. So kam Plautus dazu, wegzustreichen, was ihm nicht paßte, und sogar ganze Rollen der Originale auszumerzen. Unter dieser freien Bearbeitung litt die Einheitlichkeit und Folgerichtigkeit der Handlung erheblich. Zuweilen wird sie überhaupt nicht zu Ende geführt, sondern die Auflösung in einem Epilog erzählt. Oder es fehlt jede Verwicklung; Szenen, die mit dem Ganzen in keinem Zusammenhang stehen, werden lose angefügt; Motive und szenische Mittel werden eingeführt, die später unberücksichtigt gelassen werden. Plautus konnte sich solche Freiheiten erlauben, weil sein Publikum noch so wenig gewöhnt war, auf eine straffe Führung der Handlung Gewicht zu legen. Allmählich lernte es in dieser Beziehung, und Plautus selbst hat sich in seinen späteren Stücken nicht mehr in der alten Weise gehen lassen.

Auch sonst mußte er mit dem Geschmack und der Bildungsstufe seiner Zuhörer rechnen. Der Dialog des Ori-

ginals war ihm oft zu fein: er mußte derber und deutlicher herausſagen, was der griechiſche Dichter nur angedeutet hatte. Der ganze Ton ward bei ihm roher. Manche der höchſt bedenklichen Witze, die ſo breit und behaglich vorgetragen werden, ſind ſicher auf die Rechnung des Bearbeiters zu ſetzen. Ebenſo erkennt man die römiſche Zutat darin, daß den Sklaven fortwährend mit der Peitſche gedroht wird. Dies Prügelſyſtem war römiſch, die tatſächliche milde Behandlung der Sklaven in den Komödien griechiſch. In manchen Fällen geht Plautus noch weiter. Um ſeinem Publikum die Vorgänge recht anſchaulich zu machen, miſcht er ganz unvermittelt in das ſonſt belaſſene ausländiſche Kolorit römiſche Lokaltöne. Dadurch entſteht denn ein gar ſonderbares Durcheinander von griechiſchen und römiſchen Göttern, Beamten und Örtlichkeiten, was die Zuhörer indes gewiß nicht als Fehler empfanden.

Die Sprache iſt volkstümlich. Unbekümmert, ob ſie zu der griechiſchen Umgebung paſſen, wendet Plautus die ſpezifiſch römiſchen militäriſchen und juriſtiſchen Kunſtausdrücke an. Seine Stücke ſind voll von römiſchen Sprichwörtern; ſeine Verſe bedienen ſich gelegentlich der alten metriſchen Mittel der Volkspoeſie, der Alliteration und im trochäiſchen Langverſe des Reimes.

Die äußeren Verhältniſſe der Bühne waren noch einfach. Ein ſtehendes Theater gab es nicht. Zu jedem Feſt, an dem geſpielt werden ſollte, wurde eine hölzerne Bühne aufgeſchlagen: als Hintergrund eine Bretterwand, auf der zwei Häuſer dargeſtellt ſind (scaena), davor ein Gerüſt, auf dem die Schauſpieler agieren (proscaenium), und in deſſen Mitte ein Altar. Der Magiſtrat, der das Feſt gab, beſorgte auch die Spiele: er bezahlte den Dichter des Stückes und die Schauſpieler. Mit dreien reichte er meiſtens aus; denn jeder gab mehrere Rollen. Auch die Frauenrollen wurden

von Männern gespielt, wie fast allgemein im Altertum und im römischen Volkstheater noch zu Goethes Zeit. Masken kamen nicht zur Verwendung, aber das Auftreten desselben Schauspielers in verschiedenen Rollen wurde erleichtert durch die typische Bedeutung der Kostüme, durch die man die einzelnen Personen auch äußerlich schon unterscheiden konnte. Der Zuschauerraum war angelehnt an ein langsam aufsteigendes Terrain und rings durch eine einfache Holzumzäunung abgesperrt; Sitze gab es darin nicht. Erst in Plautus' Zeit wurden für den Senat vorn an der Bühne einige Bänke vorgesehen. Die Spiele fanden früh am Morgen statt, und da die Aufführungen nur ein Bestandteil bestimmter religiöser Feste waren, hatte jeder Bürger mit Weib und Kind unentgeltlichen Zutritt.

Plautus hat mit seinen Komödien einen ungeheuren Erfolg gehabt: nicht nur den vorüberrauschenden Applaus des Tages, zu dem sie gedichtet waren, sondern eine Nachwirkung bis in ferne Zeiten, wie keiner der vielen Lustspielbearbeiter Roms.

Bei den späteren Neuaufführungen erschienen die Stücke nur selten in der alten Gestalt. Sie wurden dem veränderten Zeitgeschmack angepaßt. Es wurden die meisten Prologe hinzugedichtet, einzelne Titel verändert, aus der Sprache das allzu Altertümliche beseitigt, ja zuweilen gar mehrere Stücke in eines zusammengearbeitet. Des Volkes Gier nach diesen Komödien war gar nicht zu stillen: die Folge war, daß die Festgeber, als die Zahl der wirklich von Plautus stammenden Lustspiele erschöpft war, von einem beliebigen Literaten frischen Vorrat aus dem Griechischen übersetzen ließen und auch diese Stücke unter dem geduldigen Namen des Plautus in die Welt schickten.

So kam es, daß die bald in Rom aufblühende Philologie, auf diese Praxis aufmerksam geworden, die Frage

aufwarf, welche von den vielen unter Plautus' Namen umlaufenden Stücken echt seien. Mit der Untersuchung hierüber beschäftigten sich gleich die ersten römischen Philologen Accius und Stilo: zum Abschluß brachte die Forschung Varro (um 50 v. Chr.). Er sonderte aus der Masse der angeblich plautinischen Komödien 21 als echt aus, und eben diese sind bis auf eine alle uns erhalten geblieben. Das verdanken wir im wesentlichen gerade dieser Tätigkeit der alten Philologen. Aber nicht nur auf die Echtheit erstreckten sich ihre Untersuchungen, sondern auch auf die vielfach nicht mehr verständliche Sprache, die alten Bühnenverhältnisse und die benutzten Originale. Freilich besaßen schon die antiken Gelehrten die Stücke des Plautus nicht mehr in ihrer ursprünglichen, sondern in der Gestalt, welche ihnen bei den Wiederaufführungen in der Gracchenzeit gegeben worden war. In dieser Fassung sind sie daher auch auf uns gekommen.

Die Schätzung des Plautus war während der ganzen Zeit der Republik eine außerordentlich hohe. Erst die verfeinerte Kunstanschauung der Augusteer brach mit diesem Urteil; vor allem Horatius wies auf die ungeschickte Sprache, die schlechten Verse und die banalen Witze hin. Von da ab ward Plautus fast zu wenig beachtet. Als aber in der Zeit des Kaisers Hadrianus eine literarische Richtung aufkam, welche, der Klassizität müde, auf die alten, der Volkssprache näher stehenden lateinischen Dichtungen zurückging und diese als Muster für Sprache und Stilistik aufstellte, kam auch Plautus wieder zu hohen Ehren. Seitdem reicht seine Wirkung fast ununterbrochen bis in die neuere Zeit. Im Mittelalter lebten manche seiner Stücke in meist prosaischen Umarbeitungen fort. Vollends die beginnende Renaissance entdeckte in ihm einen Schatz lebenswahrer Darstellung und packender Komik. Unmittelbar übte Plautus Einfluß auf die

Ausbildung der italienischen Komödie des fünfzehnten Jahrhunderts; Shakespeare benutzte ihn in seiner Komödie der Irrungen, Molière zeichnete ihm den Geizhals nach, und Holberg, der dänische Lustspieldichter des achtzehnten Jahrhunderts, lehnte sich an ihn als ein Muster an. So stark wirkte noch in der unvollkommenen Nachahmung die Gestaltungskraft der attischen neueren Komödie.

§ 4. Dicht gedrängt folgen in dieser Epoche die bedeutenden Dichter aufeinander. Wenige Jahre nach Plautus 239 wurde **Q. Ennius** geboren. Er stammte aus Rudiae in Calabrien und war vornehmen oskischen Geschlechts. Die Osker standen in enger Verbindung mit den Griechenstädten Unteritaliens, und so war für sie das Erlernen des Griechischen neben ihrer Muttersprache unerläßlich. Ennius aber drang noch tiefer in die griechische Bildung ein. Früh kam er nach Tarent, und es zeugt von der ernsten Richtung seines Geistes, daß er neben dem Studium der hellenischen Poesie sich auch der damals in Unteritalien am meisten verbreiteten philosophischen Systeme zu bemächtigen suchte. Das waren nun freilich nicht die klassischen Philosophien eines Platon und Aristoteles, deren Schriften jenseits des Meeres noch wenig bekannt waren, sondern die Spekulationen der in Unteritalien und Sicilien einheimischen Denker und Dichter, des Pythagoras, der Eleaten, des Epicharmos, des Empedokles. Indem Ennius diese studierte, wurde er der erste lateinische Dichter, der, philosophisch geschult, eine bestimmte Weltanschauung durch seine Schriften predigte. Es herrschte ein bisher unbekannter Ernst und Gedankenreichtum in seinen Versen, der die Verpflanzung auch der griechischen Wissenschaft auf römischen Boden mit Erfolg vorbereitete.

Schon in seiner Heimat und in Tarent hat sich ohne Zweifel Ennius Kenntnis von lateinischer Sprache und Art

erworben. Er tat dann in Sardinien römische Kriegsdienste; von dort brachte ihn Cato im Jahre 204 nach Rom. Es liegt eine besondere Ironie des Schicksals darin, daß der strengste Eiferer für nationale Sitte und Eigenart dazu ausersehen war, seinem Volke den Dichter zu schenken, der wohl am meisten zu ihrer Vernichtung beigetragen hat.

In Rom lebte Ennius in bescheidenen Verhältnissen vom Unterricht im Lateinischen und Griechischen. Bald aber machten seine Dichtungen diejenigen Großen Roms auf ihn aufmerksam, welche, selbst vollkommen griechisch durchgebildet, eifrige Förderer des neuen geistigen Lebens waren. Hier zuerst tritt uns das für die lateinische Literatur so wichtige Mäcenatentum des römischen Adels in seiner segensreichen Wirkung entgegen. Ennius wurde als Klient in den Kreis dieser Männer aufgenommen und damit in die vornehmste Gesellschaft Roms. Stand doch an der Spitze der auf die Aufnahme griechischer Kultur gerichteten Bewegung der ältere Scipio Africanus, und teilten doch seine Bestrebungen Männer wie Flamininus und Fulvius Nobilior. Diesen begleitete der Dichter im Jahre 189 auf seinem Kriegszug nach Ätolien, um seinen Ruhm im Liede zu feiern, und erhielt später durch seinen Sohn das römische Bürgerrecht.

So war die Stellung des Ennius eine von seinen Vorgängern verschiedene. Diese hatten sich im bürgerlichen Mittelstand, wenn nicht in noch tieferen Schichten der Gesellschaft, bewegt; Ennius sah und hörte im engsten Verkehr mit den Männern, welche im Rat und im Felde die Geschicke Roms bestimmten, etwas von den großen Weltbegebenheiten. Diese Eindrücke sind bei ihm auf fruchtbaren Boden gefallen und spiegeln sich in seinen Dichtungen wider. Sie vor allem haben ihn befähigt, der vielgepriesene Epiker der Republik zu werden. Auch in seine Sprache ist etwas von der römischen Würde übergegangen.

Ennius wandte sich nicht mehr in erster Linie an die breite Masse des Volkes, sondern an die höher Gebildeten der Nation. Im Gegensatz zur Volkssprache vollendete er die Ausbildung einer Schriftsprache. Ausgerüstet mit dem ganzen Handwerkszeug, das die hellenische Poesie darlieh, suchte er überall die Literatur zur wirklichen Kunst zu erheben. Und wahrlich, er war der Mann dazu: ein reich begabter und formgewandter Dichter.

Freilich, sein Verhältnis zu den Großen Roms hatte auch seine Schattenseiten. Einmal war es nicht anders möglich, als daß er ihr dienstwilliger Lobpreiser wurde, der im besten Falle ihre Schwächen übersah und ihre Vorzüge in das hellste Licht setzte. Hat er doch um der Heldentaten zweier Caecilii willen ein ganzes Buch nachträglich in sein Epos eingereiht und eines seiner Werke, aus dem uns prächtige Verse aufbewahrt sind, ganz dem Preise Scipios gewidmet. Ohne Zweifel hat ihn auch diese Parteinahme für den Adel neben dem Stolz auf seine größere Kunstvollendung in den scharfen Gegensatz zu Naevius gebracht. Dann aber hat er, wie kein anderer, die Loslösung gerade der maßgebenden Kreise von dem alten Römertum durch die allseitigste Einführung helleniſtischer, Glaube und Sitte umstürzender Ideen mächtig befördert.

Fünfunddreißig Jahre hat Ennius in Rom gewirkt († 169) und wieder, wie Livius und Naevius, die verschiedensten Literaturgattungen gepflegt. Seine Komödien konnten sich Plautus gegenüber nicht behaupten und wurden bald vergessen. Bedeutender war er als Tragödiendichter: als der erste unternahm er es, ernstlich mit der Kunst der griechischen Tragödie zu wetteifern. Selbstverständlich war auch er im Grunde nur Übersetzer, in der freien Art des Plautus. Charakteristisch für ihn ist, daß er in weit höherem Maße, als seine Vorgänger, den Euripides bevorzugte und gerade

die berühmtesten Gestalten dieses Dichters, wie Medea, Melanippe, Telephos, zuerst den Römern vorführte.

Euripides (480—406) hatte in seinen Tragödien den vollendetsten Ausdruck gefunden für die großen Ideen, die schon seine Zeit bewegten und fortwirkend die gewaltigsten Umwälzungen hervorrufen sollten. Von den Sophisten war die Bewegung ausgegangen: diese hatten die Selbstherrlichkeit des Individuums proklamiert, den Menschen seiner neu erkannten Bedeutung entsprechend zum Mittelpunkt der Welt gemacht und gleichzeitig auf sich selbst gestellt, indem sie den schon erschütterten Glauben an die Volksgötter vollends zerstörten. Dadurch, daß sie den Begriff des Menschen erstmals getrennt von den Besonderheiten des Volksstammes und der sozialen Stellung erfaßten, waren sie zur Forderung der Gleichheit aller Menschen gekommen und die ersten Apostel einer kosmopolitischen Humanität geworden, welche die Grundlagen des antiken Staates in politischer und sozialer Beziehung untergraben mußte. Daß Euripides diese Gedanken aufgriff und in seinen Tragödien überall verkündete, hat ihm von den Zeiten Alexanders an, wo jene Ideen erst in volle Wirksamkeit traten, bis zum Untergang des Hellenismus beispiellosen Erfolg und lebendigste Teilnahme gesichert, gleich als hätte er in und für diese Epoche gedichtet. Mit dem Hellenismus hat sein dramatischer Vertreter den Eroberungszug angetreten tief nach Asien hinein, nach Ägypten und nach Rom.

Durch die neuen Gedanken, die Euripides in der Tragödie zum Ausdruck brachte, war sie selbst eine wesentlich andere geworden, als sie bei Sophokles und Aischylos gewesen war. Allerdings lieferte ihr noch die Heroensage den Stoff, aber die Heroen wurden mehr auf das Niveau gewöhnlicher Menschen gestellt, und die Darstellung des Menschen, wie er ist, wie Liebe und andere

Leidenschaften ihn durchtoben, wie sein Charakter sich unter der Wucht von Schicksalsschlägen entwickelt, ward die Hauptaufgabe.

Wie zeitgemäß und wie wirkungsvoll die neuen Ideen für Rom waren, mag man daraus ermessen, daß Ennius der erste durchschlagende Tragiker Roms wurde. Noch zwei Jahrhunderte haben seine Tragödien überdauert und sind vielfach aufgeführt und gelesen worden. Erst die augusteische Zeit hat sie gerade wegen der für ihre Epoche bewundernswerten, einem Horatius aber unvollkommen erscheinenden Technik der Vergessenheit überliefert. Auf uns sind nur einzelne Trümmer gekommen.

Das zweite Gebiet, auf dem Ennius sich bleibenden Ruhm erwarb, war das Epos. In vorgerücktem Alter ging er daran, die versifizierte Chronik des Naevius in ihrem schlichten Ton und dem kunstlosen einheimischen Versmaß durch eine Behandlung desselben Stoffes nach griechischem Muster zu überbieten. Deutlich stand ihm dabei Homeros als Vorbild vor der Seele: er wollte nichts Geringeres, als der römische Homer werden und eine römische Ilias schaffen. Dies stolze Selbstvertrauen fand im Anfang seines Gedichtes einen kühnen Ausdruck. Dort erzählte er ein Traumgesicht: der Schatten des Homeros sei ihm erschienen und habe ihm offenbart, daß die Seele des alten Dichters nach langer Wanderung jetzt in seinem Körper ihre Wohnung aufgeschlagen habe. Zugleich ist dieser Eingang charakteristisch für den philosophischen Zug im Geiste des Dichters. Denn was hier scheinbar als eine rein poetische Einkleidung auftritt, ist in Wahrheit die Lehre des Pythagoras von der Seelenwanderung, die so zum erstenmal den Römern vorgetragen ward.

Ennius betitelte sein Werk Annales, d. h. Jahrbücher, und indem er darin römische Geschichte in chronologischer

Ordnung erzählte, nahm er sich von vornherein die Möglichkeit einer rein künstlerischen Komposition. Das erste Buch behandelte die Irrfahrten des Aeneas und die Gründung Roms. Hier kam die Poesie noch am meisten zu ihrem Recht. Das folgende war zum großen Teil nur Geschichtschreibung in oft schönen und kraftvollen Versen, eine Geschichtschreibung aber, die gerade durch das Bemühen um dichterische Gestaltung des Stoffes die Vorzüge der Wahrheit und Schlichtheit wieder einbüßte: was entstand, war ein Zwitterding, weder Epos noch Geschichte. Je mehr sich Ennius der selbst erlebten Zeit nähert, desto stärker tritt, wie das die Art der hierfür vorbildlichen hellenistischen Geschichtschreibung war, die Verherrlichung einzelner bedeutender Persönlichkeiten hervor. Im neunten Buch standen die berühmten Verse auf Fabius Cunctator, die noch Vergilius und Ovidius im Munde führen: „Ein Mann hat uns durch sein Zaudern wieder aufgerichtet den Staat; nicht achtete er seinen Ruf höher als das gemeine Wohl; drum mehr und mehr strahlt jetzt des Mannes Ruhm.“ Mit Ereignissen, die dem Tode des Dichters nicht lange vorauslagen, hat er abgebrochen.

Die Kunst der Darstellung war ganz dem Homeros entlehnt. Unter dieser bewußten Abhängigkeit leidet vor allem die historische Treue: wo eine passende Ausschmückung, ein Vergleich oder eine ähnliche Situation bei Homeros bereit lag, wurde sie sicher aus ihm herübergenommen, und die Geschehnisse entsprechend umgewandelt. So wurde die Bestattung der bei Herakleia gefallenen Römer ganz ebenso erzählt, wie Homeros die des Patroklos schildert; die römischen Feldherren werden unversehens griechischen Helden angeglichen; die Götter halten Rat und entscheiden über die Geschicke Roms und seiner Feinde, wie bei Homeros über Griechen und Trojaner. Der Ton der Erzählung ist bei

Ennius nicht naiv, sondern gelehrt. Die helleniſtiſche Tendenz bricht überall durch. An manchen Stellen iſt ihm der Ausdruck römiſcher Größe, römiſchen Stolzes und römiſcher Feierlichkeit vortrefflich gelungen; anderes fällt dagegen ab und langweilt.

Das ſchlechthin Neue bei dieſem Epos war das Versmaß. Um dem Homeros ganz zu gleichen, machte Ennius zuerſt den Verſuch, auch den heroiſchen Vers der Griechen, den Hexameter, nachzubilden. Das Unternehmen war bei der für metriſche Zwecke trotz Plautus wenig biegſamen Sprache und dem Mangel an Kürzen im Latein mit den größten Schwierigkeiten verknüpft. Daß es gelang, war ein Beweis für die volle Herrſchaft über Sprache und Form, die Ennius übte. Damit wurde das unkünſtleriſche Versgebilde des Saturnius aus der Literatur endgültig verbannt, zugleich aber den Römern das einzige noch übrige Element nationaler Dichtung genommen. Allerdings folgte, wie das nicht anders ſein konnte, der lateiniſche Hexameter anderen, der eigenen Sprache entſtammenden Regeln. Er war bei Ennius, der ihn einführte, noch nicht gleich vollendet: die Spondeen überwogen noch allzuſehr, aber es war Großes geleiſtet. Etwas Beſonderes, den Griechen ganz Fremdes verlieh Ennius dem lateiniſchen Verſe durch die gelegentliche Verwendung der volkstümlichen Alliteration als metriſchen Mittels. Er erhielt dadurch etwas ungemein Kräftiges und Nachdruckvolles. Die Dichter der Republik haben dieſes Mittel nie ganz verſchmäht.

Die Ausbildung des ſchwierigen Metrums wäre nicht zu erreichen geweſen, wenn Ennius nicht die verwilderte Sprache mit feſter Hand für den dichteriſchen Gebrauch geordnet hätte. Hier ſind ſeine Verdienſte unermeßlich: er hat die lateiniſche Schriftſprache recht eigentlich geſchaffen. Erleichtert wurde ihm dieſe Arbeit dadurch, daß das Latein

nicht seine Muttersprache war. Die lateinische Sprache war schon völlig in der Entwicklung begriffen, die zu den romanischen Sprachen führte. Ennius hielt diese Entwicklung um Jahrhunderte auf; er hat so erst die Sprache begründet, an die wir bei dem Namen Latein denken. Vor allem galt es, dem in der lebenden Sprache schon weit vorgeschrittenen Schwinden der Endkonsonanten und damit der unterscheidenden Flexionsendungen zu steuern. Nur zwei Konsonanten gestattete Ennius am Ende der Wörter abzuwerfen: m vor Vokalen und s vor Konsonanten. Seinem Gesetze folgten die römischen Schriftsteller hundertundfünfzig Jahre lang, bis eine Reform der dichterischen Technik auch das Abstoßen des s verpönte.

Ferner hat Ennius zuerst mit vollem Bewußtsein das Ziel verfolgt, die Geltung der einzelnen Silben nach Länge und Kürze festzusetzen. Nur wenn darin nicht, wie bisher, Regellosigkeit herrschte, so daß z. B. Plautus unter gewissen, auch für ihn bestehenden Verbindlichkeiten dieselbe Silbe je nach Bedürfnis bald als lang bald als kurz gebrauchen konnte, war eine kunstmäßige Nachbildung der griechischen Versmaße im Lateinischen möglich. Im Griechischen wird jeder Vokal, wenn er auch von Natur kurz ist, durch zwei oder mehr auf ihn folgende Konsonanten für den dichterischen Gebrauch gedehnt. Dieses Gesetz führte Ennius auch in die lateinische Poesie ein. Damit hing eng zusammen, daß er in einer Reihe von bisher mittelzeitigen Silben den auf den Vokal folgenden Konsonanten verdoppelte und die Silbe so zur Länge stempelte.

Gerade durch seine metrischen und sprachlichen Neuerungen hat er die Bahn frei gemacht für die Entfaltung einer lateinischen Kunstliteratur nach griechischer Form und Regel. Man kann es ihm nicht verdenken, daß in diesem Bewußtsein seine Brust höher schwoll, daß er mit Ver-

achtung auf die Verse seines Vorgängers Naevius herabsah, „in denen einst Waldgeister und Priester gesungen, als noch niemand der Musen Klippen erklommen". Getragen von dem Stolz auf die eigenen Leistungen und wohl auch von dem Vorgefühl der Zukunft Roms, singt Ennius mit edler Begeisterung von der Unsterblichkeit seiner Werke.

Bis zu einem gewissen Grade hat die Geschichte dem kühnen Selbstvertrauen des Mannes recht gegeben. Solange die Republik, in der und für die er geschrieben hatte, bestand, waren seine Jahrbücher das von allen gefeierte Nationalepos: Ennius galt in der Tat für den römischen Homer. Cicero und Varro zitieren ihn fortwährend, Lucretius ist sein bewundernder Nachahmer, die Philologen wetteifern vom Beginn ihrer Wissenschaft an in seiner Erklärung und Bearbeitung. In der Kaiserzeit ändert sich das Urteil erst allmählich. Für Vergilius hat Ennius noch eine große Bedeutung. Aber die jüngeren Dichter, wie Ovidius, brachen den Stab über seine Kunstlosigkeit, und er geriet in Vergessenheit. Es ging ihm, wie unter uns Klopstock: er ward gelobt, aber nicht gelesen. Daher konnte am Ende des ersten Jahrhunderts n. Chr. Silius Italicus auf den Gedanken kommen, in seinen 17 Büchern Punica einen neuen Ennius zu schaffen, der vor allem metrisch den fortgeschrittenen Anforderungen genüge. Noch einmal stieg dann des Ennius Ansehen in den Tagen des Kaisers Hadrianus: die antiquarische Richtung, die Plautus wieder hervorzog, sah in Ennius den wahren römischen Epiker und stellte ihn über Vergilius. Damit aber war die Wirkung seines Epos zu Ende; wir kennen es nur aus den Anführungen anderer Schriftsteller und der Grammatiker, und nur Bruchstücke sind uns auf diese Weise erhalten.

Mit den besprochenen größeren Werken des Ennius ist seine Vielseitigkeit keineswegs erschöpft. Daneben steht eine

beträchtliche Zahl kleinerer Schriften, die auf die Zeit, in der sie entstanden sind, die allerstärkste Wirkung gehabt haben. Zunächst die Epigramme. In ihnen wurde zu dem Hexameter der Pentameter und durch die Verbindung beider das Distichon in die lateinische Poesie eingeführt.

Neue hellenistische Ideen vermittelten zwei andere Schriften, die offen darauf ausgingen, für die gotterlose Aufklärung Propaganda zu machen. Die wertvollere von ihnen war der Epicharmus, ein Gedicht in dem schönen trochäischen Langvers, das erste rein philosophische Buch in der lateinischen Literatur. Zu seinem Namen kam es dadurch, daß Ennius die naturphilosophischen Lehren übersetzte, welche spätere Pythagoreer aus den Komödien des Siculers Epicharmos (c. 450) zusammengestellt, zum Teil wohl auch ihm untergeschoben hatten. Hier war der Versuch gemacht, Entstehen und Entwicklung der Welt zu begreifen; es ward in großen Zügen eine allgemeine Weltanschauung geboten. Die Grundlage der Erklärung lieferten die Elemente, und auch die Götter waren dem Dichter nur Natursubstanzen: so Juppiter die feuchte, Leben spendende Luft.

Das zweite philosophische Werk des Ennius war der Euhemerus. Der aus Sicilien stammende Schriftsteller Euhemeros (um 300) hatte in seinem in Prosa verfaßten Roman „Heilige Aufzeichnungen" vorgegeben, durch die Auffindung einer Urkunde auf einer entfernten Insel über die wahre Natur der Götter belehrt worden zu sein. Sie seien alle Menschen gewesen: Könige und Helden, die durch die Ausrottung wilder Tiere und andere Wohltaten sich um die Menschheit verdient gemacht und sie mit den Segnungen von Recht und Gesittung beschenkt hätten; darum seien sie von dem dankbaren und bewundernden Volke besonders geehrt und nach ihrem Tode vergöttert worden. Die Geschichte dieser so zu Göttern gewordenen Menschen

ward dann im Anschluß an die Sagen bis ins einzelne oft recht geschmacklos ausgedeutet. Euhemeros war der Begründer der plattesten Sorte von Rationalismus; aber sein Buch erregte überall das größte Aufsehen. Es blieb für lange Zeit der Moderoman des Hellenismus, und als solchen übersetzte es nun Ennius in lateinische Prosa — soweit wir wissen, das einzige Mal, daß er sich ihrer bedient hat.

Endlich hat Ennius noch eine Sammlung von kleineren Dichtungen herausgegeben, die sich über die verschiedensten Gegenstände in wechselnder metrischer Form ergingen. Nach der Weise der damaligen Griechen suchte er für diese Sammlung nach einem pikanten zusammenfassenden Titel, der zugleich mit einer geistreichen Pointe auf ihre Natur Bezug nähme, und fand einen solchen in der Benennung satura. Denn in dem Worte satura kam in allen seinen bisher üblichen Anwendungen der Begriff der Mannigfaltigkeit zum Ausdruck, mochte man damit eine mit allerlei Speisen gefüllte Schüssel, eine Wurst aus allerlei Bestandteilen oder ein Gesetz mit allerlei Bestimmungen bezeichnen. So hat der Name Satire bei seinem ersten Auftreten in der Literatur lediglich den Zweck, den Begriff Vermischte Gedichte in aparter Form wiederzugeben. Erst später wurde er auf die von den Römern mit so großer Vorliebe gepflegte Dichtungsart übertragen, an die wir bei der Bezeichnung Satire denken, und erhielt nun von dieser seinen begrifflichen Inhalt (S. 72).

Nicht auf einmal drang des Ennius radikal hellenistische Richtung durch. Eine nationale Partei, an deren Spitze Cato stand, stemmte sich ihr entgegen, und vom römischen Standpunkt aus hatte dieser Widerstreit volle Berechtigung. Er wandte sich auch gegen die sprachlichen und metrischen Neuerungen des Ennius, in denen seine Gegner den Untergang des wirklich lateinischen Idioms sahen. Allein, wie

überall, war auch hier die überlegene griechische Kunst schließlich siegreich. Andererseits fand Ennius schon zu seinen Lebzeiten begeisterte Anhänger, die seinem Vorbilde folgten. Vor allem gilt das von seinem Neffen, dem Tragiker M. Pacuvius (geb. 220), in dem noch Cicero — er hat ihn mehrfach zitiert und uns dadurch einige schöne Fragmente gerettet — den größten tragischen Dichter Roms sah, und von dem Komödiendichter Statius Caecilius († 168), den später die Philologen wegen der künstlerischen Komposition seiner Stücke hochstellten.

§ 5. Die Prosa trat in dieser Epoche gegen die Dichtung zurück. Da die alten Literaturen die Dichtung in Prosa, den Roman, erst spät hervorgebracht haben, war die Prosa beschränkt auf das weite Gebiet wissenschaftlicher Darstellung und das fruchtbare Feld der politischen und Redeschriftstellerei. Sie würde daher nach unseren Anschauungen nur zum kleinsten Teile für die Literatur in Betracht kommen. Allein das Altertum besaß in ganz anderem Sinne als wir eine Kunstprosa: sowohl die Beredsamkeit, als auch die Wissenschaften bedienten sich, wenn ihre Darbietungen auf literarische Geltung Anspruch machten, einer immer feiner ausgebildeten und stilisierten Kunstsprache, die nirgends mit der gesprochenen Rede identisch war. Dadurch wird es erklärlich, daß ganze Gruppen von Schriftwerken des Altertums in die Literaturgeschichte gehören, die heutzutage, obwohl die Grenzen schwanken, niemand mehr dahin rechnen würde.

Auch in Rom ging, wie in Griechenland, die Kunstprosa von der Beredsamkeit aus (vgl. S. 20); aber während hier Gorgias in Anlehnung an die Sprache der Tragödie schon beim ersten Anlauf eine hohe Stufe des künstlerischen Ausdrucks erreichte, blieb der lateinische Stil lange Zeit hindurch hart und rauh, freilich auch kräftiger

und freier von Schwulst und Künstelei. Überall spürt man noch den Einfluß der alten Gesetzessprache der zwölf Tafeln; erst allmählich macht sich die Veredelung der Sprache geltend, welche die lateinischen Dichter bewirkt hatten, bis dann endlich diese Kunstsprache sich ganz auch der Prosa bemächtigt, und zugleich die Schriftsteller sich mehr und mehr nach den Mustern griechischer Stilistik bilden.

Weil aber der Keim der Prosa in der Rede vor dem Senat und der Volksversammlung lag, waren auf diesem Gebiet im Gegensatz zur Poesie nicht Männer der unteren Stände und Fremde tätig, sondern seit den Zeiten des Appius Claudius fast ausschließlich Mitglieder senatorischer Familien. So war die wissenschaftliche und Redeschriftstellerei von Anfang an ehrenvoll. Ferner war und blieb die Prosa konservativ und national. Das lag nicht nur an ihren senatorischen Vertretern, sondern vor allem daran, daß ihre Stoffe römisch waren, daß sie mit der Form nicht auch den Inhalt und die Anschauungsweise der Griechen zu entlehnen brauchte.

An die Beredsamkeit schloß sich schon früh, wie in Griechenland, die Geschichtschreibung an. Man wollte jetzt mehr als Notizen über Mondfinsternisse, Hungersnot und wunderbare Vorzeichen zusammentragen. Angesichts der wachsenden Macht Roms galt es, sich und der Welt Rechenschaft darüber abzulegen, wie Roms Größe geworden sei. Die alte Form der Jahrbücher ward beibehalten, auch viel von dem alten Stoff. Den größten Raum nahmen einerseits die Gründungssagen ein, andererseits aber — und das war das Neue — die Zeitgeschichte. Der Wunsch, Geschichte zu schreiben, war so stark, daß die ältesten Schriftsteller dieser Art die Schwierigkeit, sich eine Darstellungsform im Latein selbst zu schaffen, umgingen und lieber, die fertig daliegende griechische benutzend, griechisch schrieben.

In erster Linie aber bestimmte sie dazu offenbar das Bewußtsein, in der Weltsprache am besten den Gebildeten aller Völker die Kunde von Roms Bedeutung zu übermitteln und doch zugleich den vornehmen Kreisen des eigenen Landes verständlich zu sein. Das Griechische beherrschte damals gerade die historische Literatur vollständig: der Ägypter Manetho, der Babylonier Berossus und viele Juden hatten ihre nationale Geschichte in dieser Sprache geschrieben. Es ist dieselbe Erscheinung, wenn in den Zeiten der eben erst entstehenden deutschen Prosa Friedrich der Große seine Kriege in französischer Sprache schildert.

Der erste und weitaus bedeutendste dieser griechisch schreibenden Annalisten ist Q. Fabius Pictor (um 220). In seiner Darstellung offenbarte sich der Mann von weitem staatsmännischen Blick: keiner seiner Nachfolger hat ihn erreicht. Aber auch er war nicht frei von den der Annalistik im allgemeinen anhaftenden Fehlern. Er pries übermäßig die Helden des eigenen Geschlechtes, war ungerecht gegen die Feinde Roms und ließ in dem leidenschaftlichen Bestreben, die Ehre der Vaterstadt überall zu wahren, oftmals sein sonst einsichtiges Urteil vermissen.

Bis etwa 150 schrieben die meisten Annalisten griechisch; dann fing man an, sich auch auf diesem Gebiet des inzwischen geschaffenen lateinischen Prosastils zu bedienen. Für die Literatur jedoch haben alle diese Werke bis zu Ciceros Zeiten wenig Bedeutung: sie stellten eine unkünstlerische und ungegliederte Masse dar, die immer mehr anschwoll; die Nachfolger nahmen herüber, was ihre Vorgänger geschrieben hatten, und fügten Eigenes hinzu.

Was man in Wahrheit römische Geschichtschreibung nennen kann, das beginnt mit **M. Porcius Cato maior.** Er hat den Römern einen brauchbaren und entwicklungsfähigen Prosastil geschaffen. Cato, der höchsten Nobilität

angehörig, war geboren 234 und starb etwa 149. Sein Leben war ausgefüllt von der angestrengtesten Tätigkeit als Feldherr, Staatsmann und Advokat. Im Senat und in seinen Schriften vertrat er die stärkste Opposition gegen die hellenistische Richtung im römischen Leben und in der lateinischen Literatur. Er und seine Anhänger bildeten die Gegenpartei zu dem Kreise der Scipionen.

Die Poesie gab Cato, als an die Neuerer verloren, ganz auf. Desto verdienstlicher war es, daß er erkannte, wie viel wirksamer man das Vordringen des hellenistischen Geistes von dem bisher vernachlässigten Gebiete der Prosa aus bekämpfen könne. Die tiefer und tiefer in das Leben eindringende hellenistische Tendenz der Bildung war es, was er bekämpfte, nicht die Bildung überhaupt, die nur von den Griechen kommen konnte. So war er bis in sein höchstes Alter bemüht, sich alle Elemente griechischer Bildung anzueignen, und studierte eifrig die griechischen Schriftsteller als hohe Vorbilder. Aber er sah in ihren Schriften auch die Fehler der Griechen und wollte sein Vaterland bewahren vor dem Verfall, den dort auch die Literatur mit herbeigeführt hatte. Darum wetterte er gegen die griechischen Rhetoren und Philosophen.

In erster Linie war Cato *Redner* und hat eine Menge seiner berühmten Reden literarisch verbreitet, ein griechisches Verfahren, das sich in Rom bereits eingebürgert hatte. Von den Entwicklungsstufen, welche die politische und die Gerichtsrede vor Cato sicher schon durchlaufen hatten, wissen wir nichts. Cato selbst sehen wir technisch bereits abhängig von der modernen griechischen Rhetorik. Noch lange sind seine Reden gelesen worden, bis sie in der Zeit nach Hadrianus verschwanden.

Als Redner ist Cato der Schöpfer der lateinischen Prosa geworden. Zugleich wandte er, was er als solcher

gelernt hatte, an auf einen höhere Darstellungskunst erfordernden Stoff, auf die römische Geschichte. In vorgerücktem Alter begann er seine Ursprungsgeschichten (origines) und schrieb daran bis zu seinem Tode. Nach der Gründungsgeschichte Roms behandelte er auch die Entstehung der übrigen italischen Stämme. Dies Verfahren, das ihm kein anderer römischer Historiker nachgemacht hat, zeugt von der echt staatsmännischen Schätzung, die er für die Landschaft neben der Stadt hegte. Das ganze Werk war sehr knapp und kurz gehalten: in nur sieben Büchern bewältigte es den Stoff der römischen Geschichte von der Vorzeit bis zu der Epoche, welche der Verfasser in einflußreicher Stellung mit bestimmt hatte. Griechische Quellen waren besonders für die alte Zeit reichlich benutzt, und überall merkte man die griechische Bildung des Autors, in Etymologien und in dem Bestreben, Rom mit Hellas geschichtlich zu verbinden. Wie hoch das Buch über seiner Zeit stand, mag man daraus abnehmen, daß es wenig gelesen und wenig ausgeschrieben ward. Erst Sallustius vermochte es zu würdigen und hat mit hohem Lobe nicht zurückgehalten. Uns ist es bis auf wenige Fragmente verloren.

Endlich hat Cato, ebenfalls in seinem Alter, das für den tüchtigen Römer Nötige aus den griechischen Wissenschaften in einem Handbuch zusammengefaßt. Er hat damit die für den römischen Nützlichkeitssinn, dem Wissenschaft um ihrer selbst willen zu betreiben fern lag, charakteristische enzyklopädische Behandlung begründet, die seitdem bis ins Mittelalter fortdauerte. Ungefähr alle hundert Jahre wiederholen sich in veränderter Gestalt solche Sammelwerke: um 50 schrieb Varro seine Enzyklopädie, um 50 n. Chr. Celsus, dann folgt um 150 Apulejus, um 400 Martianus Capella; endlich im fünften und sechsten Jahrhundert machen, der um-

gestalteten Bildung angepaßt, die Werke der Christen Augustinus und Cassiodorius den Beschluß. Catos Bücher umfaßten Beredsamkeit, Landbau, Medizin und Kriegswissenschaft. Sie waren zunächst nur geschrieben zur Belehrung des eigenen Sohnes. Dieser familienhafte Zug der Literatur, der uns hier entgegentritt, ist echt römisch. Erhalten ist uns nur das Buch über den Landbau und auch dies nicht in seiner ursprünglichen Gestalt, sondern umgearbeitet zum Zweck weiterer Verbreitung. Es ist für uns ein unschätzbarer Besitz: das älteste, was wir zusammenhängend von lateinischer Prosa haben. Stil und Sprache durchweht echte Altertümlichkeit. Und vollends die Anschauungsweise! Hier tritt uns in der Literatur zum erstenmal ungetrübt der alte Römergeist entgegen: schlicht und einfach. Hier sehen wir, wie sehr das römische Leben dieser Zeit noch durchtränkt war von der Religion, wie den konservativen Mann auf Schritt und Tritt auf dem Felde und daheim die Handlungen des Kultus begleiteten und ihm und seiner Arbeit die Weihe gaben.

Weitere Fortschritte machte in dieser Epoche die rasch aufblühende Rechtswissenschaft. Bisher waren nur Rechtsquellen ediert, jetzt erschien das erste Buch über einen juristischen Gegenstand, das dreigeteilte Werk (tripertita) des Sex. Aelius (Kons. 198). Die beiden ersten Teile füllte die neue Ausgabe der zwölf Tafeln und des Klageformulars; im dritten folgte, was noch niemand bisher gegeben hatte, eine Einleitung in die Handhabung der Gesetze und Formeln, ein Kommentar mit Worterklärungen und Auslegungen.

Drittes Kapitel.

Von 160—80 v. Chr.

§ 1. Ungefähr mit dem Jahre 160 hört das frische Stürmen und Drängen der ersten Periode lateinischer Literatur auf. Es beginnt eine an bahnbrechenden Talenten ärmere Übergangszeit. Auch aus ihr sind uns nur Trümmerhaufen übrig geblieben: eine Ausnahme macht allein der poetische Nachlaß des Terentius, bezeichnenderweise wiederum eines Komikers.

Die ganze Epoche steht durchaus unter dem Zeichen des immer mehr anwachsenden Einflusses der griechischen Kultur auf das gesamte römische Leben. Bisher hatten nur die Griechenstädte Unteritaliens und Siciliens auf Rom gewirkt; jetzt wurde das Mutterland selbst für die Römer eröffnet. Die entscheidende Wendung fällt in das Jahr 168. Nach dem Siege über König Perseus begann der lebhafteste Verkehr zwischen Rom und Hellas.

Im Jahre 133 wurde dann Kleinasien römische Provinz, und damit war eine dauernde Wirkung Pergamons und seiner Wissenschaft auf Rom gegeben. Aber auch die Zunahme jeder Art von raffiniertem Luxus datierte man nach jenem Ereignis.

Das alte Römertum war ungefähr seit dem Jahre 150 tot; die Bande der Familie waren gesprengt, Scheidungen an der Tagesordnung. Wie die nationale Sitte, so war auch die nationale Religion zu Grabe getragen. Aber gerade in so wild aufgeregter Zeit, wo alles Bestehende über den Haufen geworfen wird, bedarf der Mensch eines Haltes, der außer ihm liegt. Die ganze Welt durchzog damals die Sehnsucht nach etwas Höherem und Reinerem, nach dem verlorenen Ideal und der Gottheit, zu der man gläubig und ver-

trauend aufschauen könnte. In Rom fuhren das Volk und die Frauen fort, in orientalischen Kulten und im Aberglauben Trost zu suchen. Gebildete Männer aber wurden jetzt empfänglich für die griechische Tagesphilosophie, den Stoicismus. Denn wie alle philosophischen Systeme nach Aristoteles, folgte auch die Stoa dem Zuge der Zeit, indem sie sich vorzugsweise mit dem einzelnen Menschen und seinem sittlichen Verhalten, d. h. mit der Ethik, beschäftigte und ihr vornehmstes Ziel darein setzte, die Ruhe des Gemütes erringen zu helfen. Auch in Rom traf diese Philosophie auf ein seinem Untergang entgegengehendes und im Todeskampf nach einem festen Halt um sich greifendes Volkstum. Sie konnte hier trotz der geringen philosophischen Begabung der Römer dauernd Fuß fassen, weil gerade die Stoa dem Römertum in mancher Hinsicht wahlverwandt war: die allegorische Umdeutung der Götter paßte zu dem begrifflichen Wesen der römischen Gottheiten, und die starre Sittenlehre war den Traditionen der alten Zeit gemäß und schien dem Staate Vorteil zu versprechen. Als Anhänger der Stoa begegnen uns demnächst die bedeutendsten Männer: der Volkstribun Tib. Gracchus, der Begründer der lateinischen Grammatik L. Aelius Stilo, der Jurist Q. Mucius Scaevola. Schon Polybios und Krates, die um 160 nach Rom kamen, waren Stoiker gewesen. Jetzt lebte dort um 150 eines der Schulhäupter selbst: Panaitios von Rhodos. Und er lebte, wie Polybios, im engsten Verkehr mit den Vornehmen Roms, vor allem mit dem Kreise, der sich um Scipio Aemilianus, den Eroberer Karthagos und Numantias, gebildet hatte.

Dieser Kreis von griechisch gebildeten, hochstehenden Männern, zu denen vor allem noch C. Laelius gehörte, hatte wiederum, wie in der vorigen Periode der ältere Scipio und seine Gesinnungsgenossen, den günstigsten Einfluß auch

auf die Literatur. Aus ihm gingen die Dichter Terentius und Lucilius hervor. Mit der bloß äußerlichen Aneignung und Nachbildung griechischer Werke begnügte man sich hier nicht mehr: man fing an, die übernommenen Formen der Kunst aus eigenem Geiste neu zu gestalten, nach entlehnten künstlerischen Regeln bewußter einen korrekten lateinischen Stil und eine selbständige verfeinerte Technik auszubilden. Und auch inhaltlich begann man sich zu wehren gegen die einfache Übertragung griechischer Verhältnisse und Anschauungen: langsam bahnte sich in der Literatur jene Verschmelzung griechischen und römischen Wesens an, aus der eine neue Abart hellenischer Kultur entsprang.

Um die Mitte des zweiten Jahrhunderts, da die römische Politik sich dem Osten zuwendet, beginnt die Einwirkung von Alexandria auf Rom. In erster Linie war es die literarhistorische Forschung der Alexandriner, welche ihren Einfluß auf die lateinischen Schriftsteller auszuüben anfing. Accius' Schriften legen Zeugnis davon ab. Um 100 zeigen sich die ersten Spuren der Bekanntschaft und Nachahmung alexandrinischer Poesie, die vierzig Jahre später in der lateinischen Dichtung die Oberhand gewann.

Immer lebhafter ward in Rom das Verlangen nach griechischen Büchern, d. h. Handschriften, empfunden. Schon L. Aemilius Paulus, der als einer der ersten die Bedeutung der griechischen Kultur als der Kultur der Alten Welt überhaupt erkannte, brachte die Bibliothek des gefangenen Königs Perseus (168) nach Rom, und andere Feldherren, wie Lucullus und Sulla, folgten seinem Beispiel. Die so dorthin gelangenden Bücher wurden durch Abschreiben vervielfältigt, und Rom auf diese Weise später der Mittelpunkt für Bücherfabrikation und Buchhandel an Stelle von Athen und Alexandria. Aber nicht nur Bücher brachten die Sieger aus Griechenland in die Heimat. Auch

an Kunstwerken mußte, was irgend transportabel war, seinen Platz tauschen. Im großen Stile machte L. Mummius nach der Eroberung von Korinth (146) mit diesem Kunstraub den Anfang. Und was in Rom an Kunstwerken neu geschaffen wurde, das rührte in dieser Zeit ausnahmelos von Griechen her.

Daß das Griechische jetzt einen vollgültigen Zweig des höheren Unterrichts bildete, ist selbstverständlich. Ohne griechischen Hauslehrer konnten die Vornehmen nicht mehr auskommen, und für literarisch gebildete Sklaven zahlten sie fabelhafte Preise. Gegen das Ende dieser Epoche kamen die Studienreisen nach Athen und Rhodos in Aufnahme, und bald war es für jeden jungen Mann aus gutem Hause Ehrensache, ein paar Jahre an ausländischen Universitäten die Weisheit gleichsam an der Quelle zu schöpfen. Auch der lateinische Unterricht wurde völlig nach dem Muster des griechischen organisiert. Ja es erwuchs jetzt eine lateinische Rhetorik, eine Unterweisung im Deklamieren und Reden, wie man sie bislang nur in griechischer Sprache gekannt hatte. Diese Übungen erschienen ernsten Männern als eine Anleitung zum Schwatzen, und im Jahre 92 wiesen die Censoren die lateinischen Redelehrer aus Rom aus. Allein solche vereinzelten Anläufe zur Reaktion erwiesen sich als vergeblich: zwei Jahre später gründete L. Plotius Gallus die erste besondere Schule für lateinische Beredsamkeit.

Rom wurde nicht im eigentlichen Sinne hellenisiert: es entstand allmählich eine griechisch-römische Kultur, die weitergetragen ward, als nun die Romanisierung Italiens sich vollendete und bald auf die Provinzen überzugreifen anfing. Nur die Griechenstädte blieben als Träger einer gleichberechtigten Kultur überall von diesem Prozesse unberührt. In Italien aber kam die lateinische Sprache, wie

sie durch die Literatur als Schriftsprache festgestellt war, zur Alleinherrschaft: die Dialekte verschwanden. Diesem Tatbestande wurde nur das äußerlich sichtbare Siegel aufgedrückt, als im Jahre 91 allen Italikern das römische Bürgerrecht verliehen wurde.

§ 2. Ein Gebiet der Poesie lag in der zweiten und dritten Periode der lateinischen Literatur fast gänzlich brach: das Epos. Besser stand es um die Tragödie. Was sich in den letzten hundert Jahren langsam angebahnt hatte, war gegen das Ende dieser Epoche eine vollzogene Tatsache: der Makel, welcher der bezahlten Bühnendichtung bisher angehaftet hatte, war gewichen. So finden wir einen Mann aus den ersten Kreisen Roms, einen Vorfahren des großen Caesar, C. Julius Caesar Strabo († 87), mit tragischen Dichtungen beschäftigt. Die Kunst hätte bei freierer Konkurrenz und größerem Ansehen nur gewinnen können. Aber es war schon zu spät dazu: der letzte bedeutende Tragiker der Republik war **L. Accius.** Als Sohn eines Freigelassenen 170 in Pisaurum geboren, hat er fast das ganze Zeitalter der Revolutionen bis in Ciceros Jugendjahre miterlebt. Accius war ein außerordentlich fruchtbarer Schriftsteller: wir kennen von ihm rund fünfzig Dramentitel und besitzen recht bedeutende Bruchstücke. Er bezeichnet den Höhepunkt der römischen Tragödie. Noch in Ciceros Zeit galt er als klassisch, und erst unter Nero wandte sich das Interesse von ihm ab.

Die meisten seiner Dramen dichtete er dem Sophokles nach, doch sind auch andere, zum Teil uns gar nicht bekannte Tragiker benutzt; er bearbeitete teils von seinen Vorgängern verwendete Stoffe in abweichender Weise, teils brachte er neue Stoffe erstmals auf die Bühne. Accius liebte das Pathetische: daher bevorzugte er Stoffe, die dazu Anlaß boten, wie die Bacchen, Medea, Philoctet. Er liebte

die Darstellung kriegerischer Ereignisse, wie denn derartige Tragödien immer bei den Römern in besonderer Gunst gestanden haben. Seine Stücke hatten oft eine stark politische Färbung, welche die unruhige Zeit widerspiegelt, in der sie entstanden. Da wurden Bürgerkämpfe in ihren verderblichen Folgen vorgeführt und ward gegen Tyrannen und Usurpatoren deklamiert.

Accius' Dichtungen waren voll Kraft und Leidenschaft, voll Schwung und Kühnheit. Sein Dialog war beherrscht von einer spitzfindigen Dialektik und der Rhetorik des Advokaten: kein Wunder, daß er den Römern gefiel. Seine Sprache zeigte wenig altertümliche Bestandteile, wie sie bisher gerade die Tragödie bevorzugte; sie wies dagegen eine große Zahl von Neubildungen auf. Accius war so sehr Gräkophile, daß er zuerst die griechische Deklination für griechische Eigennamen in die lateinische Sprache einführte.

Letzteres hing mit seinen grammatischen Studien zusammen. Er wollte die Orthographie nach griechischem Muster reformieren und schlug vor, den gutturalen Nasal wie im Griechischen zu schreiben (also aggelus statt angelus) und den langen Vokal nach Art der Griechen von dem kurzen in der Schrift zu unterscheiden (z. B. Maarcus). In der Tat haben sich diese Neuerungen wenigstens für einige Zeit Geltung verschafft, wie wir aus Inschriften feststellen können.

Als Gelehrter hat er eine Reihe von Büchern in poetischer Form mit juristischem und historischem Inhalt geschrieben. Das Wertvollste aber und etwas für Rom schlechthin Neues hat er geleistet als Kunstkritiker und Literarhistoriker. Er schrieb nämlich ein prosaisches Werk mit dem griechischen Titel didascalica, in dem er Theorie und Dramaturgie des Drama behandelte und, von Homer anhebend, eine vollständige Geschichte des griechischen und römischen Drama bis auf seine Zeit gab. Hier war zum

erstenmal die alexandrinische literargeschichtliche Forschung in den Kreis lateinischer Studien eingeführt, ja überhaupt den Römern die Bekanntschaft mit strenger griechischer Wissenschaft zuerst vermittelt, und wenn auch Accius' Resultate noch recht mangelhaft gewesen sein mögen und für uns fast ganz verschollen sind, so brach er doch die Bahn für die Tätigkeit eines Varro.

§ 3. Weit frischeres Leben, als in der Tragödie, pulsierte auf dem Gebiete der Komödie. Hier wurde nicht nur in der Manier der früheren Zeit fortgedichtet, sondern einerseits traten ganz neue, mehr in nationalem Boden wurzelnde Lustspielgattungen in den Kreis der Literatur, andererseits wurde auch die Komödie nach griechischem Muster, die fabula palliata, durch einen Dichter von großem Talent weiter entwickelt und zeitgemäß umgestaltet.

Dieser Dichter war **P. Terentius Afer.** Wie sein Name besagt, in Afrika geboren, wurde er in jungen Jahren als Sklave nach Rom an einen Terentius verkauft, der ihm dann die Freiheit schenkte. In einem aristokratischen Hause aufgewachsen, fand er Gelegenheit, mit Scipio Aemilianus und Laelius, die erheblich jünger gewesen sein werden als er, Beziehungen anzuknüpfen. So steht Terentius ganz im Anfang der Epoche, welcher der Scipionische Kreis ihr eigentümliches Gepräge gibt. Sechs Stücke hat er in einer kurzen Lebenszeit geschaffen, die sämtlich auf uns gekommen sind. Bei allen ist der Termin der Aufführung aktenmäßig überliefert. In die wenigen Jahre 166, 163, 161 und 160 drängt sich die Wirksamkeit des Terentius zusammen. Jung ist er schon 159 auf einer Studienreise, die er als einer der ersten Römer nach Griechenland unternahm, gestorben.

Durch seine Stellung zum Scipionischen Kreise, der eine Reform der lateinischen Literatur anstrebte, ist es bedingt, daß Terentius in grundsätzlichem Gegensatz zu

Plautus dichtete. Schon daß für vier seiner sechs Lustspiele Menandros die Originale geliefert hat, ist bezeichnend. Denn dieser war der feinste, regelrechteste und äußerlich anständigste unter den neuattischen Komödiendichtern. Im übrigen behandelte Terentius natürlich wesentlich dieselben Stoffe wie Plautus. Das unterscheidende Merkmal lag in der größeren Kunst und in der Art der Behandlung.

Terentius ist bemüht, in jeder Nuance seinem griechischen Muster gleichzukommen, dem er sich daher weit enger anschließt. Die sinnliche Wirkung auf die Volksmasse liegt ihm fern; sein höchster Ruhm besteht darin, daß die Gebildeten an seinem Stücke den gleichen Genuß haben, wie an dem griechischen Original. Darum ist den Lustspielen der griechische Charakter bis zur Erhaltung der griechischen Titel überall gewahrt: nichts gemahnt mehr an Rom und römische Verhältnisse. Plautinische Lebhaftigkeit, die drastischen Episoden und die an den Haaren herbeigezogenen Witze sind verschwunden. Nirgends wird mehr der sorglich geknüpfte Faden der Handlung willkürlich zerschnitten, sondern sie baut sich einheitlich und folgerecht ohne grobe Verletzungen der Wahrscheinlichkeit auf. So ersetzt Terentius, was er an überraschender Komik verliert, durch die sich bis zum Schluß steigernde Spannung der Komposition.

Den Schwerpunkt seiner Kunst legt er in die Entwicklung der Charaktere und die den Charakteren gemäße Motivierung der Handlung. Dementsprechend ist sein Dialog ruhig entwickelnd, nicht mehr springend und abschweifend. An die Stelle der Wortwitze tritt die epigrammatische Sentenz. Der Dialog herrscht vor, das Lustspiel wird wieder zu dem, was es bei den Attikern war, zum Konversationsstück. Das beeinflußt natürlich die Metrik: die abwechselnden und lebhaften Rhythmen der Gesangsstücke, wie die Operette des Plautus sie brauchte, fielen weg.

Durch alle diese Veränderungen wurde die Komödie unter Terentius' Händen verfeinert, wurde ihr das Volkstümliche genommen und sie dem Geschmack der vornehmen Gesellschaft angepaßt. Sittlicher freilich konnten diese Stücke nicht werden, da ihre Vorbilder es nicht waren: sie wurden nur weniger anstößig. Der wesentlichste Fortschritt des Terentius liegt in der Sprache: darin ist der Abstand von Plautus ungeheuer. Zum erstenmal kam hier der an den Griechen gebildete Konversationston der feinen Welt zu Worte, das elegante Latein des Scipionischen Kreises, das Cicero klassisch nennt.

Der Sprache vor allem verdankte Terentius die Anerkennung bei den Gebildeten der Folgezeit. Dem großen Publikum gefiel er von Anfang an nicht. Solange er lebte, hat er wacker gegen solche Verständnislosigkeit und gegen gehässige Angriffe seiner Konkurrenten in den Prologen sich gewehrt, aber bessern konnte er den Geschmack der Menge nicht. Bald nach seinem Tode trug die volkstümliche und derbe Komik des Plautus einen vollen Sieg davon, und Terentius mußte von der Bühne weichen. Zugleich aber mehrten sich seine Anhänger unter den Gebildeten, die ihn eifrig lasen: um 100 zählte der Dichter Afranius unter seine Verehrer, dem Zeitalter Ciceros und der Kaiserzeit, in der seine Komödien bis ins sechste Jahrhundert kommentiert wurden, galt er als der klassische Lustspieldichter. Im ersten Jahrhundert v. Chr. sind seine Stücke dann auch wieder aufgeführt worden. Zum Zwecke dieser Neuaufführungen wurden manche von ihnen wie die plautinischen vielfach überarbeitet; in der überarbeiteten Gestalt sind sie uns überliefert worden. Das ganze Mittelalter hindurch ist Terentius gelesen und in den Schulen aufgeführt worden. Die Nonne Hrosvitha hat im Anfange des zehnten Jahrhunderts seine Komödien nachgeahmt. In der Neuzeit aber ist er

wegen seiner künstlerischen Eigenschaften ein Lehrmeister für das Lustspiel geworden, und noch Lessing hat in der Hamburgischen Dramaturgie die Vorzüge seiner Komposition erörtert.

War in Terentius' Hand die lateinische Komödie ganz ein Abbild der attischen geworden, so mußte das Widerstreben des Publikums gegen eine solche Entwicklung den Umschlag herbeiführen. Bald nach dem Tode des Terentius hat der Dichter Titinius, was man von den Griechen gelernt hatte, auf römische Verhältnisse übertragen. Die Grundlage lieh nach wie vor die attische neuere Komödie her: es waren dieselben Liebes- und Intrigenstücke wie dort, aber sie spielten jetzt in den latinischen Städten der Heimat, da die Zustände der Hauptstadt selbst auf die hauptstädtische Bühne zu bringen verpönt blieb; sie schilderten das römische Klein- und Familienleben, sie gaben römische Anschauungen wieder und gewannen dadurch ein bis ins Innerste verändertes Aussehen. Mit einem Worte, diese Komödien waren nicht einfach mehr Übersetzungen griechischer Stücke, sondern frische, aus dem Leben der Gegenwart geschöpfte Nachdichtungen. Wir wüßten unendlich viel mehr von dem Leben der Römer in dieser Zeit, wenn uns ein solches Volksstück ganz erhalten wäre. Im Gegensatz zu der griechischen fabula palliata erhielt die neue Art der Komödie, die ihre Personen in der Toga, der römischen Tracht, auftreten ließ, den Namen fabula togata. Die Stücke waren einfacher, es kamen weniger Personen vor; sie waren ernster und moralisierend, ganz dem römischen Charakter entsprechend. Bemerkenswert als übereinstimmend mit römischer, abweichend von griechischer Lebensanschauung ist vor allem das Hervortreten der Frauen und das Zurücktreten der Sklaven.

Der berühmteste und bedeutendste Dichter der fabula togata war des Titinius, ihres Begründers, Nachfolger

L. Afranius. Durch ihn kam auch das Nationallustspiel in der Technik und Charakterisierungskunst vollends in die Geleise der attischen Komödie. Ein ausgesprochener Nachahmer des Menandros und Terentius war er überall fein und geschickt, nirgends derbkomisch oder gar unanständig. Zu den Stoffen aus dem Familien- und Gewerbsleben, wie „Die Stiefmutter", „Die Schwestern", „Die Entführte", „Die Walker", „Die Fischer", fügte er Vorwürfe mehr öffentlicher und rechtlicher Natur, wie „Das Testament", „Die Ehescheidung", „Die Feuersbrunst", „Der durchgefallene Wahlkandidat". Seine Stücke wurden noch in der Kaiserzeit gern gesehen.

Auch für die fabula togata bedeutete die allzu große Angleichung an die attische Komödie das Ende. In Sullas Zeit starb sie aus, weil sie das Interesse des Publikums nicht mehr fesseln konnte, und ward nun abgelöst durch die literarisch zugestutzte Volksposse, die fabula Atellana. Der Name stammt von der oskischen Stadt Atella, die wahrscheinlich zur Bezeichnung einer Art Schildburg diente. Diese süditalische Posse, ursprünglich in oskischer Sprache, mit den feststehenden Masken des Maccus, Pappus und den anderen (S. 10 f.), die längst auch nach Rom eingewandert war, ist ein echtes Stück uralten und einheimischen dramatischen Spiels. Wenn jetzt die komischen Einzelszenen, aus denen sie bestand, in den Zusammenhang eines größeren Theaterstücks gerückt und für die Bedürfnisse der Bühne grob genug hergerichtet wurden, so geschah das vermutlich nicht ohne Einfluß des ähnlichen Vorgangs, der in hellenistischer Zeit den gleichartigen griechischen Mimus zum literaturfähigen Drama erhoben hatte.

Der Schöpfer der Atellana in diesem Sinne war Pomponius (um 89) aus Bononia und ihr glänzendster Vertreter sein Zeitgenosse Novius. Metrisch unterschied

sie sich wenig von den übrigen Komödiengattungen; die Sprache aber war um ein bedeutendes volkstümlicher: vulgäre Ausdrücke und Redensarten erhöhten die Komik. Die typischen Charaktere des alten Volksstücks blieben unangetastet, und die nötige Abwechselung ward dadurch erzielt, daß sie in die verschiedenartigsten Situationen gebracht wurden: Maccus als Koch, Soldat, Jungfer; Pappus als Bauer, Pappus' Braut. Einen breiten Raum nahm ein die Schilderung ländlicher Verhältnisse: „Die Eselin", „Das kranke Schwein". Doch auch die Gewerbe wurden verspottet: Küster, Ärzte, Bäcker, Walker. Außerdem finden sich Parodien auf Tragödie und feinere Komödie, auch persönliche Sticheleien auf deren Dichter. Die derbste Komik war in diesen Stücken vorherrschend, oft an Roheit streifend; es wimmelte von Zweideutigkeiten und Obszönitäten, aber sie wurden witzig und mit einer gewissen Anmut vorgetragen. Der Dialog bestand aus einer Kette von Wortspielen, Witzen, Verdrehungen, Mißverständnissen, überraschenden Antworten. Die Handlung war natürlich äußerst locker gefügt, voll von Unwahrscheinlichkeiten und nur berechnet auf Situationskomik, ganz wie in der Berliner Lokalposse. Daher gewährte sie reichlichen Raum für Improvisationen, in denen Mißstände gegeißelt, sogar hervorragende Persönlichkeiten angegriffen wurden.

Die Atellana hat außerordentlichen Erfolg gehabt; die Römer hatten, wie noch die heutigen Italiener, sehr viel Sinn für alles Parodistische und Possenhafte. Viele der komischen Wendungen, die sie geprägt hatte, sind Gemeingut geworden und kehren bei Dichtern und Rednern wieder. Etwa bis zum Jahre 60 dauerte die Blüte der Posse, aufgeführt wurden einzelne der Stücke noch in der Kaiserzeit.

Bei dem allgemeinen Interesse für das Drama ist es natürlich, daß auch die äußeren Einrichtungen des Bühnen-

wesens sich vervollkommneten. Freilich der im Jahr 155 beabsichtigte Bau eines steinernen Theatergebäudes wurde vom Senat untersagt. So mußte man nach wie vor die Kosten aufwenden, um für jeden einzelnen Fall eine Bühne aufzuschlagen, deren von Jahr zu Jahr reichere Ausstattung große Geldsummen verschlang. Seit den Spielen, die 146 nach der Eroberung von Korinth L. Mummius gegeben hatte, wurde das Theater ganz nach griechischem Muster eingerichtet. Vor allem hatte der Zuschauerraum jetzt überall Sitzplätze; hinter den Senatoren bekamen in der Gracchenzeit die Ritter reservierte Plätze. Die Dekorationen wurden prachtvoller, die Maschinerien komplizierter. Auch die Kunst der Schauspieler hob sich bedeutend. Terentius führte die in Griechenland übliche Gesichtsmaske bei ihnen ein, die durch eine besondere Vorrichtung die Stimme verstärkte. Ihre gesellschaftliche Stellung ließ nichts mehr zu wünschen übrig: der am Ende dieses Zeitabschnitts lebende Komöde Quintus Roscius war ein Freund und Tischgenosse Sullas.

§ 4. Außer den Dramatikern hat diese Epoche nur einen hervorragenden Dichter aufzuweisen: **C. Lucilius.** Er hat nicht mehr übersetzt, sondern unter der Wirkung hellenistischer Anregungen eine neue Literaturgattung geschaffen, der wahrscheinlich erst später der Name Satire beigelegt ward: man konnte sie mit keiner der herkömmlichen Dichtungsarten identifizieren und griff daher zu der bequemen, von Ennius geprägten Bezeichnung satura. Diese aber bekam dadurch einen neuen Inhalt, indem fortan der Charakter des Spottes und der Polemik, der das Wesen der von Lucilius begründeten Literaturgattung ausmacht, für sie bestimmend wurde. Wahrscheinlich im Jahre 180 war Lucilius in der Latinerkolonie Suessa geboren und stammte aus einer reichen, wohlangesehenen Familie. In die Hauptstadt übergesiedelt, lebte er hier als Freund des

Scipio Aemilianus, ohne römischer Bürger zu sein, ohne sich zu verheiraten, politisch, pekuniär, sozial gleich unabhängig. Diese freie Stellung gab ihm den freien Blick für die sittlichen Schäden des damaligen Rom und die Möglichkeit, sie mit freiem Wort anzugreifen. Im Hauptquartier Scipios machte er den Numantinischen Krieg mit; von diesem 133 zurückgekehrt, widmete er sich bis zu seinem 103 erfolgenden Tode der Dichtung seiner 30 Bücher Satiren.

Es sind poetische Episteln, wie sie auch sonst als Gelegenheitsschriften im Freundeskreise vorkamen, aber getragen von der unerschrockenen, edlen und bedeutenden Persönlichkeit ihres Verfassers, zur literarischen Kunstform mit der Bestimmung für die Öffentlichkeit erhoben und durch schonungslose Verspottung alles Faulen im Staate in den Dienst des Vaterlandes gestellt. Politische Flugblätter könnte man manche Bücher dieser Satiren nennen. Mußten doch die Erscheinungen der Zeit, die Lucilius durchlebte, dem Patrioten bitteren Schmerz und bange Sorge für die Zukunft einflößen. Gesetze über Gesetze wurden nötig gegen Amtserschleichung, gegen den überhandnehmenden Luxus, gegen die Erpressungen der Beamten in den Provinzen. Skandalöse Prozesse zeigten die tiefe Verkommenheit der vornehmsten Familien, und wie bald alles in Rom, so war auch der Spruch der Richter käuflich. Der Zusammenbruch des Staates schien unvermeidlich; die soziale Revolution der Gracchen (133 und 123) und der die ganze Nichtswürdigkeit des Adelsregimentes enthüllende Jugurthinische Krieg (111—106) konnten diesen Glauben nur bestätigen.

Eine solche Zeit ließ Lucilius zum Dichter werden. Als unbestechlicher Richter über den Parteien stehend, wetterte er rücksichtslos gegen die um sich fressenden Übelstände im privaten und politischen Leben und verfolgte mit den giftigen Pfeilen bittersten Spottes Institutionen und Per-

sonen, die zum Verfall des Vaterlandes beitrugen. Noch aus den Trümmern, die uns von seinen Gedichten übrig sind, fühlen wir die Leidenschaft dieser Predigt für reine Sitte im Haus und auf dem Markte heraus. Wie Aristophanes, fand er immer neue launige Einkleidungen für seine Angriffe: so brachte gleich das erste Buch eine Beratung der Götter gegen den Verderber Roms, den princeps senatus Lupus, dessen Tod beschlossen ward, oder es waren Gerichtsverhandlungen, Gastmähler und anderes als äußere Form gewählt für die nie ermüdende Polemik gegen das Schlechte. Des Lucilius Dichtungen durchwehte ein Hauch nationalen Geistes, der so selten in der lateinischen Literatur zu spüren ist.

Daneben aber kommt zur Sprache alles, was das Leben eines griechisch gebildeten Römers bewegte. Anmutig plaudernd wurden eigene Erlebnisse erzählt, wie eine Reise nach Sicilien, der Horatius in den Satiren den Bericht über seine Reise nach Brundisium nachdichtete. Ganze Bücher beschäftigten sich polemisch mit wissenschaftlichen Dingen, mit Grammatik und Literatur. Auch Philosophisches, tragische und komische Dichtung sind Gegenstand der Erörterung, und besonders die Bühnendichter werden oft arg verspottet.

Kurz, Lucilius hat alle die Themata zuerst angeschlagen, die von da an den Inhalt der Satire bilden. Dabei ist er stets voller Leben und Lustigkeit, scheut sich nicht vor gelegentlichen Derbheiten, sprudelt über von Witz und Sarkasmus. Die Form fesselt durch reichen Wechsel: bald einfaches Lehrgedicht, bald kunstvolle Fabel, bald bewegter Dialog. Und doch sind diese Satiren rasch und flüchtig hingeworfen, ohne viel Besinnen und Feilen. Davon tragen Sprache und Metrik deutliche Spuren. Lucilius schrieb viel und schnell: in jedem Jahre mehr als ein Buch.

Anfangs hatte er verschiedenartige Metra angewandt, dann aber hielt er den Hexameter fest, in dem die meisten Bücher abgefaßt sind, und so sehr galten sie den Späteren als maßgebendes Muster für die Gattung, daß der Hexameter von jetzt ab die verbindliche Form für die Satire blieb. Daß uns nur geringe Bruchstücke aus dem Werk dieses geistvollen und originalen Kopfes erhalten sind, muß als einer der schmerzlichsten Verluste empfunden werden.

Lucilius erntete noch bei Lebzeiten den Ruhm seiner Dichtungen. Ja sie fanden nicht nur den Beifall der Gebildeten, für die sie doch in erster Linie bestimmt waren, sondern der Dichter aus dem vornehmen Scipionenkreise wurde auch populär, wie kein anderer. Bald begann man ihn nachzuahmen: außer einer Reihe von unbedeutenden Schriftstellern knüpft Horatius ausdrücklich an ihn an, und Persius wurde durch seine Lektüre zu eigenen Satiren begeistert.

Nur eins beeinträchtigte früh den reinen Genuß: die Nachlässigkeit in Metrik und Sprache. Nachdem die Römer in der Schule der Alexandriner hierauf das größte Gewicht zu legen gelernt hatten, erschienen ihnen die Verse des Lucilius wie ein trüber Fluß, der vielen ungeläuterten Schlamm mit sich führte. Wie sehr trotzdem der Stoff und die Behandlungsweise immer wieder die Leser anzogen, ersieht man aus den Versuchen, die gemacht wurden, seine Satiren in die kunstmäßige Metrik umzugießen und das Lesenswerteste aus dem breit angelegten Werk dem Publikum in Anthologien zu vermitteln.

§ 5. In der Prosa war am bedeutendsten die Redeliteratur. Hätte sich von ihr mehr erhalten als wenige Fragmente, wir würden deutlicher die Entwicklung der Beredsamkeit überschauen, die von Cato zu Cicero führte. So hat es fast den Anschein, als stände sie plötzlich und

unvermittelt in den Reden des letzteren auf dem Gipfel. Dem ist nicht so. Die Vermittelung bietet die dazwischen liegende Epoche dar, die zur Ausbildung der Redekunst das beste tat und angefüllt war von einer großen Zahl hervorragender und hochstehender Redner. Der große Fortschritt lag darin, daß die Beredsamkeit eine an immer feiner ausgebildete Regeln gebundene Kunst ward. Was der Staatsmann früher von rhetorischer Lehre der Griechen kannte und verwendete, war ihm durch die Lektüre oder durch persönliche Berührung zugeführt. Jetzt ward die Redekunst Gegenstand der Unterweisung von Jugend auf, die griechische Rhetoren in Rom selbst in griechischer Sprache betrieben, bis am Ende dieses Zeitabschnittes auch lateinische Rednerschulen eröffnet wurden und der sog. Cornificius das erste lateinische Handbuch der Rhetorik schrieb. Jetzt mußte man studieren, wie eine Rede geschickt disponiert, wie sie eingeleitet und geschlossen wird. Wortstellung und rhythmischer Fall der Sätze, sowie die Art des Vortrages, der Wechsel im raschen und langsamen Sprechen, der Tonfall der Stimme und die begleitenden Bewegungen mußten erlernt sein.

Die aufgeregte Zeit der gracchischen Revolution hat die Redeliteratur zur vollen Entfaltung gebracht. Die politische Rede wurde, nachdem sie gehalten, als Flugblatt herausgegeben und diente so dem Kampf der Parteien. Unter den bedeutenden Rednern begegnen uns die berühmtesten Namen. Für den Anfang der Epoche sind C. Laelius und P. Scipio Aemilianus die Führer, die hier selbst das mustergültige und korrekte Latein schrieben, dessen Einführung in die Literatur sie erstrebten. Ihnen folgte vielleicht der größte Redner, den Rom überhaupt besessen hat: **C. Gracchus.** Die leidenschaftliche Glut seiner Worte, der überquellende Reichtum seiner Gedanken und der tiefe Ernst seiner freien

und edlen Natur rissen Hörer und Leser in gleichem Maße hin. Kurz und wuchtig im Ausdruck, waren diese Reden bis aufs Wort überlegt, berechnet und einstudiert, und doch kam die Kunst der Natur so nahe, daß sie wie Improvisationen wirkten. Endlich stehen am Ende der Epoche noch zwei gefeierte Redner, M. Antonius (143—87) und L. Licinius Crassus (140—91), die Cicero besonders hochschätzte.

In der Geschichtschreibung sah es desto trauriger aus, und das ist noch besonders bemerkbar durch den Gegensatz zu dem griechisch schreibenden Polybios. Die Annalistik bediente sich jetzt der lateinischen Sprache, aber ihre langatmigen Werke hatten historisch und literarisch geringen Wert. In der Zeit der Gracchen schrieb einer der gelesensten aller Annalisten: L. Calpurnius Piso. Nur insofern hatte diese Publizistik eine gewisse Bedeutung, als sie, durchaus beherrscht von den Methoden der zeitgenössischen griechischen Rhetorik, mit ihrer tendenziösen Umdichtung der vaterländischen Geschichte praktische Zwecke des politischen Kampfes verfolgte. Zugleich aber zeigten sich doch schon die Anfänge einer Besserung, vor allem durch das Aufkommen einer gesunden Spezialforschung und -darstellung. Sie ward begründet durch das epochemachende Werk des L. Caelius Antipater (um 115) über den zweiten punischen Krieg. Verständige Kritik und Wahrheitssinn vereinigte dieser Schriftsteller mit einer sachgemäßen, wenn auch rhetorischen Darstellungsweise. Daneben erschienen zuerst und gleich massenhaft die Selbstbiographie und die Memoirenschriftstellerei. Viele der ersten Staatsmänner zeichneten ihr Leben und damit ein gutes Stück Zeitgeschichte mit eigener Hand auf, ohne doch meist ein literarisches Kunstwerk zu schaffen. Von ihnen sei als letzter, aber bedeutendster Sulla genannt.

Vereinzelt für diese Periode steht die Tatsache da, daß die Alten aus ihr eine literarisch verbreitete Briefsammlung kannten, von der sogar uns Bruchstücke erhalten sind. Und noch dazu stammten die Briefe von einer vornehmen Frau, die mit ihnen politisch wirken wollte. Cornelia, die Mutter der Gracchen, schrieb sie an ihre Söhne. Es ist ein einzigartiges Denkmal, das Abbild altrömischer Kraft in der reinen Seele einer großen Frau.

Auf wissenschaftlichem Gebiet ist die in diese Zeit fallende Schöpfung einer lateinischen Philologie durch L. Aelius Stilo (um 100) schon mehrfach erwähnt worden. Im übrigen wurde nur die Rechtswissenschaft wesentlich gefördert, ja eine wirklich wissenschaftliche Bearbeitung des Rechts überhaupt erst begründet. Das geschah durch das bahnbrechende und langhin grundlegende Werk des pontifex maximus Q. Mucius Scaevola (Kons. 95, † 82), die 18 Bücher über das bürgerliche Recht. Hier war zum erstenmal eine Systematik des Rechts unternommen, indem losgelöst von der Auslegung bestimmter Gesetze oder von der Behandlung bestimmter Rechtsfälle die Rechtssätze nach ihren Gegenständen geordnet, und die Rechtsinstitute und Rechtsbegriffe zur klaren Anschauung gebracht waren. Den Gedanken dazu hatte das Studium von Werken griechischer Wissenschaft eingegeben. Scaevola war Stoiker, und die schematische Gliederung der stoischen Philosophie sein Vorbild.

Viertes Kapitel.

Von 80—40 v. Chr.

§ 1. Die Revolution und der Bürgerkrieg waren im Jahre 80 beendet. Sulla herrschte in Rom als Diktator. Es war nur eine Zeit- und Formfrage, wann und wie die

Alleinherrschaft sich dauernd befestigen würde. Nach Sullas Tode schien eine Zeitlang Pompejus der einzige zu sein, der Rom aus allen Schwierigkeiten retten und der Welt den Frieden schenken könnte. Aber er war zu weich für die rauhe Zeit und zu wenig energisch, um die wunderbare Gunst der Umstände und sein unerhörtes Glück zu benutzen. Im ersten Triumvirat (60) trat der richtige Mann auf den Plan: der genialere und charaktervollere C. Julius Caesar. Nachdem er in Gallien seinen Ruhm begründet, im Bürgerkriege den bestehenden Staat über den Haufen geworfen und seinen Nebenbuhler überwunden hatte, war er im Jahre 45 der Alleinherrscher.

Die Zeit, in der sich dieser Todeskampf der Republik abspielte, konnte nicht anders als wild erregt und höchst unerquicklich sein. Der Senat schwankte unfähig hin und her, der Adel war verkommen, ein meist ziel- und regelloses Parteiwesen überwucherte alle vernünftigen Regungen und lieferte sich auf dem Markte Rede- und andere Schlachten. Die allgemeinen Zustände lösten sich in völlige Anarchie auf, wenn Milo und Clodius ihre Straßenkämpfe ausfochten, oder Catilina mit einer Rotte von Spitzbuben und Mördern die Existenz des Staates bedrohte.

Es ist nicht zufällig, daß in dieser Epoche des hochwogenden politischen Kampfes die in den unruhigen Zeiten der Gracchen erstarkte Beredsamkeit, ehe das Kaiserreich ihren Mund für immer schloß, ihre letzten, aber größten Triumphe feierte.

Rom war das Zentrum der Welt, sein geistiges Leben durchtränkt vom Hellenismus. Von den kleinen kunstliebenden asiatischen Fürsten wurde einer nach dem anderen von dem großen Römerreich verschlungen. Daher sammelten sich die von der Gunst der Großen lebenden griechischen Literaten immer zahlreicher in der Weltstadt, und bald hatte

jeder vornehme Mann in seiner Begleitung einen griechischen Poeten oder Philosophen. So lebte der Epikureer Philodemos im Hause des L. Piso (um 58), dessen Bibliothek, angefüllt mit den griechischen Schriften dieses seines Hausphilosophen, die in Herculaneum gemachten Funde ans Licht gebracht haben. Der hervorragendste Mäcen der Zeit war der edle und tapfere L. Lucullus. Unter seinen Klienten finden wir jenen Dichter Archias (seit 72 in Rom), der seines Gönners und des Marius Taten in griechischen Versen besang, und für den Cicero eine von heller Begeisterung für das Griechentum getragene Rede hielt (pro Archia poeta 62). Pompejus und Caesar hatten beide ihre griechischen Hofhistoriographen.

Mehr und mehr verlegten auch anerkannte Vertreter griechischer Wissenschaft ihren Wohnsitz nach Rom. Poseidonios, der Nachfolger des Panaitios in der Leitung der stoischen Schule, kam 51 von Rhodos; Dionysios von Halikarnassos, der feine Kenner der griechischen Redekunst, lebte seit 30 in Rom und schrieb seine altrömische Geschichte in dem Bestreben, den Griechen die Verwandtschaft ihrer Kultur mit der römischen und andererseits die Überlegenheit der staatlichen Institutionen Roms vor Augen zu führen.

Griechische Schriftstellerei wurde jetzt von hervorragenden Römern, wie Atticus und Lucullus, wieder geübt. Ja im Senat sprachen seit 88 ausländische Gesandte Griechisch ohne Dolmetscher. Die feine Umgangssprache griff ungeniert zu griechischen Wörtern und Redensarten, was in bester Weise Ciceros Briefe illustrieren. Die ephemere Unterhaltungsliteratur erreichte einen an moderne Zeiten gemahnenden Umfang: mindestens als Jüngling dichtete jeder Gebildete und selbst Frauen beteiligten sich. Alle Welt las oder ließ sich vorlesen. Im Jahre 59 führte Caesar die Zeitungen (acta diurna) ein.

Dementsprechend blühte der Buchhandel, der in Ciceros Freund T. Pomponius Atticus einen genialen Organisator erhielt. Dieser großartige Verleger, der in seiner Bücherfabrik Scharen von Sklaven beschäftigte, ließ, beraten von griechischen und römischen Gelehrten wie Tyrannion und Varro, die bedeutendsten griechischen Prosawerke nach guten Handschriften neu abschreiben und verbreiten, gab auch zu manchem literarischen Unternehmen die Anregung.

Allein obwohl man in Athen Philosophie und in Rhodos Rhetorik studierte, begann langsam der Rückgang der allgemeinen Bildung. Die alexandrinischen Dichter, die dem Unterricht jetzt zugrunde gelegt wurden, brachten einen Ballast von Gelehrsamkeit ohne den Bildungswert der griechischen Klassiker. Die zerrütteten politischen und sozialen Zustände drückten das geistige Niveau herab, und allmählich machte sich auch eine Rückwirkung der romanisierten Provinzen und ein Eindringen barbarischer Elemente bemerkbar. Das reine klassische Latein der Scipionen wurde immer seltener.

An fremdländischen Kulten wurde der ägyptische Isisdienst neu importiert und erfreute sich großer Beliebtheit. Den Gebildeten ersetzte Philosophie die untergegangene nationale Religion. Die kynische Philosophie gewann Anhänger, und kynische Wanderprediger durchzogen, eifernd gegen den Tand dieser Welt, als Vorläufer der Apostel die Hauptstadt. Die kleine Gemeinde von Verehrern Epikurs wuchs, und bei Mathematikern und Astronomen feierte der Pythagoreismus seine Auferstehung.

Das wichtigste aber war, daß die Römer endlich mit der klassischen Philosophie des Platon und Aristoteles bekannt wurden. Schon die Stoiker — Panaitios und Poseidonios — hatten mit einem philosophischen Eklektizismus den Anfang gemacht, der die starren Schranken des Systems

zugunsten einer größeren Beachtung jener Klassiker durchbrach. Der Gedanke kam dann in der Schule Platons selbst, der Akademie, völlig zur Geltung, als Antiochos von Askalon (um 79) die Unterschiede der einzelnen von Sokrates direkt oder indirekt ausgegangenen Philosopheme für bloße Wortdifferenzen erklärte. So lernten die Römer die Lehren des Platon und Aristoteles zuerst durch die Stoa kennen, und sodann insbesondere durch die neuere Akademie, die sich mit ihrem ausgebildeten Eklektizismus viele Freunde unter ihnen erwarb, und der auch Cicero huldigte. Darin liegt ein Teil der Bedeutung der philosophischen Schriften des letzteren, daß er seinen Landsleuten Platon und Aristoteles, deren Bekanntschaft ihm auf diesem Wege vermittelt war, in gemeinverständlicher, wenn auch verflachender Form zuerst näher brachte.

Die politische Zerfahrenheit der Zeit hat in der Literatur ihr Gegenbild an dem schwankenden Nebeneinander einer konservativen und einer modernen Richtung. Gegenstand des Kampfes zwischen beiden war in erster Linie die äußere literarische Form: um Stilistik, Metrik und Sprache handelte es sich dabei.

Die Neuerer in der Poesie gingen von der alexandrinischen Literatur als Muster aus, von jener Nachblüte hellenischer Kunst, die erst dadurch wirklich nach Rom verpflanzt ward. Es war eine Dichtung nur für Gebildete, von Gelehrten geschaffen und ausgeübt, die in den Stoffen und namentlich in der Technik sich vom Klassizismus bewußt abwandte und neue Wege aufsuchte. Solche Poesie zu machen, mußte und konnte man durch philologische Studien lernen. Als Repräsentant dieses Alexandrinismus kam jetzt neben einem Grammatiker wie Dionysios Thrax auch der Dichter Parthenios von Nicaea (72) nach Rom, der durch die Eröffnung einer poetischen Schule einer der Lehrmeister der heranwachsenden Dichtergeneration wurde. In der Prosa,

insbesondere der Beredsamkeit, gelangte in analoger Entwicklung, auch mit seinen Übertreibungen, der moderne Stil der hellenistischen Rhetorik zur Herrschaft, den seine Gegner Asianismus getauft haben.

In scharfer Opposition gegen diese Neuerungen hielten dagegen die konservativen Dichter und Schriftsteller an den Überlieferungen der älteren republikanischen Zeit fest und suchten sich ihre Vorbilder lieber in der lateinischen Literatur, als daß sie dem modernen griechischen Zeitgeist huldigten. Für uns sind diese Gegensätze anschaulich verkörpert in wenigen Männern: als Vertreter der Poesie und der Prosa stehen Catullus und Cicero auf der einen Seite, Lucretius und Varro auf der andern.

Auch auf literarischem Gebiet spielte so der Todeskampf der Republik, und bereitete sich das kosmopolitische Kaisertum vor, das die Ausgleichung griechischer und römischer Kultur vollendete. Mit dem Siege der modernen Richtung schwand zugleich der letzte Rest des Nationalrömischen aus der Literatur. Das altrömische Volkstum hatte sich aufgelöst: eine neue kulturelle Mischung aus hellenischen und römischen Bestandteilen war fertig. Sie bildete den natürlichen Nährboden für die Aufnahme auch der alexandrinischen Literatur. Was Ennius und andere durchzusetzen versucht hatten, vollzog sich jetzt, wo der Widerstand römischer Eigenart gebrochen war, wie von selbst. Aber die auch ihrerseits ohne Zusammenhang mit einer kräftigen Nationalität künstlich großgezogene alexandrinische Literatur, in der die gelehrte Mache, so vortrefflich sie oft war, überwog, erzeugte einen ebenso künstlichen und ebenso gelehrten römischen Alexandrinismus, der, für die unteren Volksschichten unzugänglich, Bildung und Kultur allein den höheren Kreisen vermittelte: mit dem Leben des Volkes hatte diese Kunst inhaltlich und sprachlich nichts mehr gemein.

Für die Verschmelzung der Kultur der Mittelmeerländer war es ebenso notwendig, daß Rom auch die letzte Phase in der Entwicklung des Hellenismus sich geistig zu eigen machte, wie zur Bildung eines Weltreichs der Untergang der griechischen und römischen Sondernationalität politisch notwendig war. Dennoch müssen wir uns gegenwärtig halten, daß wir der im römischen Sinne klassischen und von den Alten auch so bezeichneten Literatur der Republik jetzt den Rücken kehren. Wenn wir die ciceronianische und augusteische Epoche klassisch nennen, so geschieht das von unserem Standpunkt aus, einmal weil die lateinische Literatur dieser Zeiten es gewesen ist, welche die Welt erobert und dadurch auf eine lange Folgezeit jene in ihr zum Ausdruck kommende hellenisch-römische Kultur übertragen hat, dann aber nicht zum wenigsten weil sie damals den vollendetsten Grad griechischer Formenschönheit erreichte. Diese Formenschönheit der Perioden Ciceros und der Verse des Vergilius hat die Leser aller Zeiten bezaubert und sie hier das goldene Zeitalter der Literatur finden lassen.

§ 2. Die Prosa im Dienste der Beredsamkeit hatte schon in der zweiten Epoche ein entschiedenes Übergewicht in der lateinischen Literatur. Sie erreichte denn auch früher den höchsten Punkt ihrer Entwicklung als die Poesie. Dazu kam die Gunst der Umstände. Das politische Getriebe des letzten Jahrhunderts v. Chr. begünstigte ihr Gedeihen ebensosehr, wie es die Beschäftigung mit der Dichtkunst zurückdrängte. Um die Mitte dieses Jahrhunderts war als der erste Redner anerkannt **M. Tullius Cicero**; er ist zugleich der einzige, von dem vollständige Reden (etwa sechzig) sich der Nachwelt erhalten haben.

Cicero wurde am 3. Januar 106 in dem Bergstädtchen Arpinum geboren; sein Vater gehörte dem Mittelstande, den Rittern, an. Er war nicht unvermögend und der Bildung

geneigt. In einer gesunden Umgebung, die von der Fäulnis der Hauptstadt unberührt war, wuchs Cicero heran. Hier auf dem Lande lebte noch ein unerschütterter Glaube an die alte Kraft und Hoheit des römischen Staates. Daher stammte der politische Idealismus Ciceros, der ihm die verderbte Nobilität zeitlebens als eine mögliche Regierung und den Senat in seinem früheren, längst verblichenen Glanze erscheinen ließ. Voll so patriotischer Empfindungen begann er, sich zum Redner und Sachwalter auszubilden und für die staatsmännische Karriere vorzubereiten. Dies eine Ziel, wie es einem Römer zukam, vor Augen, hat er rastlos gearbeitet: das Studium der Philosophie, besonders der Dialektik, welche die für den Advokaten brauchbare Kunst lehrte, eine Behauptung sowohl zu beweisen als zu widerlegen, und die Beschäftigung mit der Literatur diente ihm nur als Mittel, der Zweck war einzig die Beredsamkeit. Aus Tragödien lernte er Wortfülle, Pathos und Gravität. Schauspieler, mit denen er viel verkehrte, gaben ihm Anleitung zu guter Haltung auf der Rednerbühne und zu wirksamem Gebärdenspiel.

So vorbereitet trat er 81 in der Verteidigung des Quinctius vor Gericht zum erstenmal auf. Im folgenden Jahre schon wagte er sich an die Verteidigung des Sex. Roscius Amerinus in einem öffentlichen Prozeß, in dem die Politik zu berühren unvermeidlich war, was unter Sullas Diktatur gefahrvoll werden konnte. Denn der wahre Gegner des Roscius war der mächtige Freigelassene und Günstling Sullas, L. Cornelius Chrysogonus. Aber Cicero wußte, was er tat. Diese Verteidigung mußte Aufsehen erregen; er durfte nicht nach der Gefahr fragen, wenn er in der Masse der Advokaten bemerkt werden wollte. Zudem konnte er nur als Gegner der herrschenden Aristokratie und im Anschluß an die Opposition der Volkspartei in die Höhe zu kommen

hoffen. Um der Rache Sullas zu entgehen, unternahm er im Jahre 79 eine Studienreise nach Griechenland, hörte in Athen und Kleinasien bei Philosophen und Rhetoren und vor allem in Rhodos bei dem berühmten Rhetor Molon.

Diese Reise machte Epoche in Ciceros Entwicklung als Redner. Als er anfing, hatte er einen schweren Stand, da er mit dem berühmtesten römischen Redner und gefeierten Anwalt der Zeit, mit Q. Hortensius (114—50) zusammentraf, der ihn an Rang und Ruf weit überragte. Hatte der moderne helleniſtische Stil in der römischen Beredsamkeit mehr und mehr die Oberhand gewonnen, so war gerade Hortensius ein Vertreter der maßlosen und geschmacklosen Übertreibungen, die dieser Stil hervorgerufen hatte. Schwulst und Überladung an jeglichem Schmucke der Rede zeichneten seine Diktion aus. Die Rhythmisierung der Satzschlüsse, deren weitgehende Anwendung für die helleniſtische Redeweise besonders charakteristisch war, führte dazu, daß bei der regelmäßigen Bevorzugung der beliebtesten Rhythmen in den einander entsprechenden Gliedern der Periode eine unleidliche Monotonie entstand, oder daß gar bei nicht periodisiertem Satzbau die Rede völlig metrisch ward. In seinen Anfängen folgte auch Cicero den Traditionen dieser herrschenden Rhetorik und dem blendenden Beispiel seines großen Rivalen. Erst die durch seine Reise erworbene tiefere griechische Bildung setzte ihn in den Stand, sich zu einer reineren Geschmacksrichtung durchzuarbeiten, und in erster Linie war es die Unterweisung Molons, in der er die Vermeidung aller der Ausschreitungen, zu denen der helleniſtische Stil gekommen war, und eine stets auf künstlerische Schönheit bedachte Mäßigung lernte. Demosthenes wurde hier das Vorbild, dem er fortan nacheiferte, ohne doch die Entwicklung, welche die griechische Prosa nach ihm genommen hatte, unbeachtet und unbenutzt zu lassen.

Als er 77 nach Rom zurückkehrte, war seine anfängliche Unsicherheit Hortensius gegenüber gewichen; er war sich seiner Kraft im Besitze eines geläuterten Stils bewußt, und der Erfolg, der ihn bald den Hortensius gänzlich in den Schatten stellen ließ, gab ihm recht.

Das erste Staatsamt verwaltete er im Jahre 75 als Quaestor in Sicilien. Seine so gewonnene Bekanntschaft mit den Verhältnissen der Insel gab die Veranlassung, daß man ihm die Anklage gegen den räuberischen Statthalter Verres (73—71) übertrug, die im Jahre 70 in Rom zum Austrag kam. Cicero siegte und Verres wurde verurteilt. Uns liegen sechs Reden gegen Verres vor, von denen nur die erste als Einleitung der Klage wirklich gehalten ist; die übrigen fünf wurden später als rein literarische Kunstwerke ausgearbeitet und herausgegeben.

Im Jahre 66 Praetor, hielt Cicero zur Unterstützung der lex Manilia, die den Pompejus mit außerordentlicher Machtfülle auszustatten vorschlug, seine erste eigentlich politische Rede (de imperio Cn. Pompeii), die, meisterhaft angelegt, den Feldherrn in den Himmel hob. Er versicherte sich dadurch der Gunst des Mächtigen, der ihm 63 zum Konsulat verhalf. Außer der siegreichen Verteidigung des der Amtserschleichung schwer verdächtigten Murena zeitigte dieses Jahr auch die Reden gegen L. Catilina. Als Konsul am mühsam errungenen Ziel seiner Wünsche, glaubte Cicero durch die Unterdrückung der catilinarischen Verschwörung den Staat gerettet und sich auch als Staatsmann die Unsterblichkeit verdient zu haben. In Wahrheit hatte Catilina seine Gefährlichkeit zum größten Teile bereits verloren, als ihm im Juli 63 die Bewerbung um das Konsulat abermals fehlschlug. Seine Auftraggeber hatten ihn fallen gelassen. Denn der inzwischen bekannt gewordene Tod des Mithridates mußte die Rückkehr des Pompejus

aus dem Orient ohnedies bewirken: dessen Abberufung aber durch Unruhen in der Hauptstadt herbeizuführen, war eben Catilina bestimmt gewesen. Die Verschwörung, die er jetzt, um sich vor dem Bankerott zu retten, anzettelte, hatte keine politischen Ziele mehr. Cicero dachte nun, durch die Gewalt seiner Rede die Aufrührer sämtlich zum Entweichen aus der Stadt zwingen zu können. Doch nur Catilina selbst sah sich wirklich dazu veranlaßt. Seine Genossen bedrohten weiter die Sicherheit Roms. Ihre verbrecherischen Pläne aufzudecken und sie gefangenzusetzen, gelang zwar dem Konsul, aber, sehr wider seinen Wunsch, war er dann zur Hinrichtung der Hochverräter ohne richterlichen Spruch genötigt. Ob das Rechtens sei, war zwischen den Parteien strittig; Cicero mußte damit einen Schritt tun, der ihm verhängnisvoll werden konnte. Er wagte deshalb nicht, die Verantwortung allein auf sich zu nehmen, sondern suchte vergeblich hinter einem Senatsbeschluß Deckung.

Das Geschick, das Cicero im Jahre 59 ereilte, war nach allem nicht ganz unverdient. Ruhmbedeckt glaubte er als Konsular die alten Traditionen des Senats aufrecht erhalten zu können. Er merkte nicht, daß die Rolle, die er sich und dem Senate zuwies, den wirklichen Machthabern, die sich eben zum ersten Triumvirat zusammenschlossen, unbequem wurde. Als er freiwillig darauf Verzicht zu leisten zögerte, gaben sie ihn dem P. Clodius preis, den er sich kurz vorher zum Todfeinde gemacht hatte. Als Volkstribun brachte dieser ein Gesetz durch, wonach ein jeder, der einen römischen Bürger ohne ordnungsmäßige Verurteilung getötet hatte, in Italien für rechtlos erklärt ward. Cicero mußte im folgenden Jahre nach Thessalonike in die Verbannung gehen. Der Retter des Vaterlandes erfuhr den Undank des Volkes. Er brach vollkommen zusammen und tat nichts als klagen und jammern. Nachdem ihm 57 die

Rückkehr erlaubt war, hatte er Vorsicht gelernt und beugte sich den Triumvirn.

In die folgende Zeit fällt seine bedeutendste rednerische Tätigkeit: gerade jetzt erreichte er als Anwalt den Gipfel seines Ruhmes. Genannt seien von den vielen Reden nur die vorzüglichsten für P. Sestius und für T. Milo, von denen die letztere, eine Verteidigung wegen des an Clodius verübten Totschlags, nicht die wirklich gehaltene Rede, sondern ein nach dem ungünstig verlaufenen Prozeß ausgearbeitetes, literarisches Meisterwerk ist. Im Jahre 51 mußte Cicero, der sich nur in Rom wohl fühlte, ganz gegen seine Neigung die Verwaltung der Provinz Cilicien als Prokonsul übernehmen. Er hat sich gewiß bemüht, sie zu führen in dem Geiste und nach den Forderungen seiner philosophischen Lehrer, zu denen er doch in einem anderen Verhältnisse stand, als die meisten Politiker seiner Zeit. Wenn er sich durch einen Zug gegen cilicische Räuber auch die Lorbeeren des Triumphators zu erwerben wußte, so hatte daran seine unkriegerische Persönlichkeit kaum ein Verdienst. Als er zurückkam, war der Bürgerkrieg zwischen Caesar und Pompejus schon ausgebrochen. Cicero zeigte sich jetzt der Größe des Augenblicks am wenigsten gewachsen. Ängstlich zauderte er, Partei zu ergreifen. Caesar, dem Tyrannen, konnte er sich nicht anschließen, ohne die eigene stolze Vergangenheit zu verleugnen, und doch wollte er ihn durch die entschiedene Parteinahme für seinen Gegner nicht tödlich verletzen. Vergeblich suchte er nach einem Ausweg, um vor allem sich selbst zu retten. Schließlich folgte er dem Pompejus und blieb bis zur Entscheidung in Dyrrachium.

Caesars Verzeihung erhielt er nach qualvollem Warten Ende 47. Zurückgezogen suchte er in den folgenden Jahren Trost in der Philosophie. Da wurde Caesar 44 ermordet. Cicero jubelte unverhohlen, obwohl ihm der Diktator nur

Gutes getan hatte. Konnte er doch jetzt hoffen, wieder eine politische Rolle zu spielen. Und in der Tat herrschte er für einige Monate in Rom, bis Antonius offen mit seiner Absicht, der Nachfolger Caesars zu werden, hervortrat. Als dann Octavianus erschien und den Kampf mit Antonius aufnahm, schien noch einmal eine Zeit des Glanzes für den alten Cicero anzubrechen. Während der kluge „Knabe", wie er Octavianus zu nennen liebte, ihn und den Senat in der geschicktesten Weise für seine Zwecke ausnutzte, glaubte Cicero diesen jungen Meister der Diplomatie in seinem Sinne lenken zu können. Unter dem Schutz der Truppen Octavians entlud er seinen ganzen Groll gegen Antonius in seinen vierzehn letzten Reden, die er nach den von Demosthenes gegen Philippos gehaltenen Reden Philippicae nannte, und machte ihn sich dadurch zum erbittertsten Feinde. Er meinte nun wirklich, durch die Kunst seines Wortes die Politik zu leiten, wie er es stets ersehnt hatte, und ahnte nicht, daß deren reale Größen kalt über ihn hinwegschreiten und ihn zermalmen würden. Nachdem Octavianus mit Hilfe des Senats seine Stellung befestigt hatte, verband er sich mit Antonius und Lepidus, um das Senatsregiment zu stürzen und die Rache an den Mördern Caesars zu vollstrecken. Damit war Cicero in die Hände derer geliefert, die er maßlos beleidigt hatte. Sie entledigten sich ihrer Gegner durch Proskriptionen: als einer der ersten ward Cicero am 7. Dezember 43 erschlagen.

Es liegt etwas Tragisches in Ciceros Leben. Durch seinen Ehrgeiz und seine Beredsamkeit wurde er immer wieder in die Stellung eines *Staatsmanns* gedrängt, zu der ihm doch die Befähigung mangelte. So muß er der Verurteilung anheimfallen. Zum Staatsmann fehlte ihm die geistige und sittliche Kraft in einer Zeit weltgeschichtlicher Katastrophen; fehlte ihm der sichere Blick in die Zukunft

und das richtige Urteil über Personen und Dinge. Er hat nie folgerecht nach festen Grundsätzen gehandelt, weil er Roms Vergangenheit und Gegenwart nicht begriff, sondern lediglich tat, was für ihn selbst im Augenblicke das Vorteilhafteste zu sein schien.

Egoismus und Eitelkeit sind Züge in seinem Wesen, die stark hervortreten. Begierig nach dem Lobe der Leute, wie kein zweiter, verschmähte er es nicht, bei jeder Gelegenheit seine herrlichen Taten selbst anzupreisen. Indem er aber stets die Blicke der Welt auf sich zu lenken bemüht war, und bei allem, was er tun wollte, ängstlich fragte, was die Leute dazu sagen würden, wurde er mehr als billig abhängig von dem Urteile anderer.

Cicero war kein altrömischer Charakter, sondern hatte, wie er die Griechen ehrte und bewunderte, mit manchen Seiten ihrer Natur Ähnlichkeit. So darin, daß er sich von einer nervösen Erregbarkeit jeden Augenblick fortreißen lassen konnte. Jedes Gefühl setzte sich bei ihm in Worte um, und er war überschwenglich in Freude und Leid. Dieses unvermittelte Nebeneinander elastisch emporschnellender Hoffnung und völlig verzagenden Schmerzes, die ganze sanguinische Art seines Temperaments und die reiche Organisation eines fein empfindenden, allen Eindrücken offenen Geistes, die ihm versagte, sich anzupassen und seine Individualität, wo es not tat, zurückzudrängen — das alles waren Züge, die eher griechisch sind als römisch. Und nicht minder zeigt sich die Verwandtschaft darin, daß er es vermochte, als seine politischen Ideale zusammenbrachen, sich in das Reich der Gedanken zu flüchten und über der Freude am künstlerischen Gestalten fast zu vergessen, wie kläglich er in seiner staatsmännischen Tätigkeit, die ihm als Römer doch obenan stand, gescheitert war. Die griechische Philosophie war ihm eben mit der Zeit mehr geworden, als nur eine

Vorschule zur rednerischen Ausbildung: sie nahm Besitz von seinem Inneren, je mehr die Politik ihn enttäuschte.

Ein warmherziger und liebenswürdiger Mensch, hat er inmitten einer sittlich verkommenen Umgebung sein Privatleben unantastbar erhalten. Nicht viele seiner Zeitgenossen haben ihr Leben lang so angestrengt gearbeitet wie er. Seinem Fleiß verdankte er nicht zum wenigsten sein selten rasches Emporkommen. Das Beste aber an ihm blieb sein Interesse für Kunst und Wissenschaft, seine Liebe zu den Geisteswerken der Griechen und sein Wirken für Humanität und Bildung.

Von der menschlichen Persönlichkeit antiker Schriftsteller, von dem Gang ihrer Entwicklung und dem Verhältnis ihres Lebens zu ihren Leistungen wissen wir aus unmittelbaren Quellen in der Regel wenig. Eine Ausnahme macht allein Cicero, schon weil die meisten seiner Werke und daneben seine Briefe auf uns gekommen sind. Er wird deshalb auch stets eine Ausnahmestellung in der Geschichte des Altertums einnehmen. Innerhalb seiner Korrespondenz aber ist es vor allem der Briefwechsel mit seinem vertrautesten Freunde Atticus, dem wir den intimsten Einblick in sein menschliches Wesen verdanken. Hier zeigt er sich, wie er war, ohne jede Maske. Daß er das vermochte, ist zwar ein ehrenvolles Zeugnis für seine innere Selbständigkeit; aber nun liegen die wahren Motive seines Handelns am Tage, nun können wir in jedes Fältchen seiner Seele blicken. Die Veröffentlichung dieses Briefwechsels hat Cicero vor der Nachwelt bloßgestellt und ist schwerlich von einem seiner Freunde veranlaßt.

Cicero war vor allem Redner, und fortgesetzt hat er Studien zu seiner Vervollkommnung gemacht. Neben der eigentlich politischen Rede vor der Volksversammlung und im Senate hatte in den unruhigen Zeiten, in denen alles

in den Kampf der Parteien hineingezogen ward und ihm diente, die Gerichtsrede, namentlich in den öffentlichen Prozessen, eine erhöhte Bedeutung gewonnen. Schon längst war man gewohnt, diese Reden durch die Herausgabe als ein weiter wirkendes Machtmittel zu verwenden. Cicero hat zuerst zwischen der gesprochenen und der veröffentlichten Rede scharf geschieden. So wie sie gesprochen waren, hat er seine Reden nicht publiziert: in dieser Form waren sie nur auf den unmittelbaren Zweck berechnet und sollten nur ihm genügen. Was für die Dauer schriftlich festgelegt wurde, unterstand ihm höheren Anforderungen, mußte in eine andere, in eine literarische Kunstform umgegossen werden. Die Reden, die ihm hierfür geeignet erschienen, hat Cicero darum nach der Verhandlung künstlerischen Gesichtspunkten gemäß für die Herausgabe ausgearbeitet, wobei sie oft eine wesentlich abweichende Gestalt annahmen. Wie er aber nicht alle Reden, die er gehalten hatte, zur Veröffentlichung bestimmte, so hat er wiederum andere, deren aktuelle Verwertung aus irgend einem Grunde nicht möglich war, einzig als literarische Schriften verbreitet. In diesem Sinne ist er der Begründer der rein literarischen Rede für Rom geworden.

Es liegt im Wesen vor allem der advokatorischen Beredsamkeit, daß sie auf den augenblicklichen Erfolg abzielt. Auch Cicero konnte bei der Schlechtigkeit der Sache, die er als Verteidiger meist vertrat, nicht überzeugen, sondern wollte nur überreden. Mit allen Mitteln hatte er vor Beginn des Prozesses die Verhältnisse und das Privatleben seiner Gegner ausgekundschaftet; jeder Klatsch war ihm gut genug, wenn er nur kompromittierte. Für seine Klienten dagegen wußte er die Richter einzunehmen durch Schilderungen aus ihrem braven Vorleben oder gar durch Lobpreisung ihrer wohlverdienten Vorfahren. Dadurch suchte er geschickt die Gemüter von dem Kernpunkt der zur Verhandlung stehenden

Sache abzuziehen. Eben diese Abschweifungen aber verhinderten eine regelrechte Disposition. Das empfindet man kaum, wenn der Strom der Worte in anmutigen Bildern und lebensvollen Beispielen dahinfließt: man überläßt sich ganz dem Zauber der wundervollen Diktion. Ebensowenig ist auf den ersten Blick merklich, daß die Beweisführung vielfach der logischen Schärfe und juristischen Klarheit entbehrt. Denn Cicero verstand es meisterhaft, ihre Schwächen durch rauschendes Pathos und rhetorische Fülle zu verdecken. Was ihm die unfehlbare Überlegenheit gab, das war besonders die Naturgabe schlagfertigen Witzes. Er wußte, wie vorteilhaft es sei, die Lacher auf seiner Seite zu haben. Freilich wählerisch war er auch hier nicht: er verschmähte nicht den schlechtesten Witz und nicht den schmutzigsten. Und vollends einen guten Witz nicht unterdrücken zu können, auch wenn er tief verwunden mußte, war stets sein Verhängnis.

Die kunstmäßig geübte öffentliche Rede führt überall dazu, die Möglichkeiten, die in der Sprache liegen, zu entwickeln und zu steigern. Wie in Griechenland, so war auch in Rom anfangs dem Drama die Aufgabe zugefallen, alles menschliche Geschehen und Empfinden sprachlich zu gestalten. An seine Stelle trat hier wie dort die zur literarischen Kunstgattung gewordene Rede. Als Redner ward Cicero der künstlerische Vollender der lateinischen Sprache. Er ist der größte lateinische Stilist, der Schöpfer der neueren lateinischen Prosa. Darauf beruht seine Bedeutung und seine Wirkung. Die Natur hatte ihn mit einem reichen sprachlichen Talente, mit der Fähigkeit und dem Bedürfnis künstlerischer Formung des sprachlichen Materials ausgestattet. Aber was er mit diesen Anlagen erreicht hat, daß das Latein zu einer Kultursprache ward, die jahrhundertelang die westliche Welt beherrschte und bildete, das ist sein eigenstes Verdienst. Dazu bedurfte es uner-

mühlicher Arbeit, dazu der Schulung an griechischer philosophischer und literarischer Bildung, wie er sie sich zu eigen gemacht hat. Ausgehend von dem schon seltener werdenden reinen Latein der höheren Gesellschaftskreise und immer in Verbindung bleibend mit der Sprache des Lebens, ward er in aufsteigender Entwicklung der die Sprache souverän beherrschende und alle ihre Kräfte auf das glücklichste entfaltende Meister, der in strenger Selbstzucht die oft abweichenden Neigungen seines Naturells künstlerischen Regeln unterwarf und auch im höchsten Affekt niemals die Grenzen der Schönheit überschritt.

In der Wortauswahl war er streng und vermied den poetischen und altertümlichen Ausdruck ebenso sorgfältig, wie den vulgären und griechischen. Trotzdem bildete er den Sprachschatz reicher aus, als irgend einer vor ihm, und belebte ihn durch eine feine und vielseitig abgestufte Phraseologie. Vor allem überwand er durch einen abwechselungsvoll gegliederten und gefälligen Satzbau die bisher dem Latein anhaftende Härte und Sprödigkeit. Diese vollendete Periodisierung, die niemals zu weit geht, so daß die Sätze für den Leser unübersichtlich oder für den Hörer schwer verständlich würden, und bei der sich alle Satzglieder ein harmonisches Gleichgewicht halten, gilt uns oft als für die lateinische Stilistik schlechthin charakteristisch, während sie doch von Cicero erst eingeführt und auch ihm allein eigen ist. Und sein gemessener und künstlerischer Periodenbau wird dadurch noch gehoben, daß er in maßvoller Weise den Rhythmus beachtet, ohne dabei in die aufdringliche Monotonie der hellenistischen Rhetorik zu verfallen. Seine Sätze schließen alle mit einer rhythmischen Kadenz, deren Fall nach der Quantität der Silben durch bestimmte Gesetze geregelt ist. Dadurch erhalten sie die unnachahmliche Tonfülle und den pathetischen Schwung.

Als Schöpfer eines neuen, vollendeteren Prosastils ist Cicero rasch anerkannt worden. **C. Julius Caesar** gab seiner aufrichtigen Bewunderung für Ciceros Sprachmeisterschaft dadurch Ausdruck, daß er ihm sein grammatisches Buch über die Analogie widmete und dabei bezeugte, daß jener fast als der Urheber und Entdecker einer den Gedanken erst zum vollen Ausdruck verhelfenden Beredsamkeit gelten müsse.

Und Caesar war selbst ein Meister der Rede. Er hat auch wissenschaftliche Sprachstudien getrieben. Zu manchen orthographischen Änderungen und grammatischen Feststellungen gab er den Anstoß. Die Schriftsprache war jetzt an einem Punkt des Stillstands angelangt: durch Cicero und Caesar wurde die letzte Stufe ihrer Entwicklung festgehalten und die Sprache geschaffen, welche wir meinen, wenn wir vom Latein sprechen. Schriftsteller ist Caesar nur gelegentlich und nebenher gewesen, soweit politische Zwecke es zu erfordern schienen. Er gab als Militär, nicht als Historiker, eine Geschichte seiner gallischen Feldzüge (51). Die Bücher über den gallischen Krieg sind eine Rechtfertigungsschrift dieser aus eigener Machtvollkommenheit unternommenen Eroberungen. Mit großer Kunst gelingt es Caesar, durch seine schlichte und unbefangene Erzählung bei dem Leser den Eindruck strengster Objektivität hervorzurufen. Das eben war die Absicht. In Wahrheit ist die Schrift nichts weniger als objektiv. Caesar geht bewußt darauf aus, den Anschein zu erwecken, als sei er zu dem Eingreifen in die gallischen Verhältnisse stets durch die Umstände wider seinen Willen gezwungen worden, als habe es sich bei der Unterwerfung des Landes nur um eine berechtigte Abwehrmaßregel gehandelt. Die Wirklichkeit zeigte ein anderes Gesicht. Aber dadurch, daß Caesar niemals einen prahlerischen Ton anschlägt, und die in ihrem Zusammenhang wohlbegründeten Ereignisse sich bei der ein-

fachen Vortragsweise wie von selbst aneinanderreihen, wird der Leser getäuscht. Die Form der Erzählung ist in ihrer Art vollendet. Der Stilgegensatz zu Cicero springt in die Augen. Caesars Sprache ist ebenso rein wie die Ciceros, aber markiger. Sein Stil ist knapper und klarer; er entbehrt zwar jedes Schmuckes der Rede, aber in seiner edlen Strenge durchaus nicht der Anmut.

So war Caesar in jeder Hinsicht berufen, über Cicero ein Urteil zu fällen: er hat ihm als Stilisten die höchste Anerkennung gezollt. Das wollte um so mehr bedeuten, da er sich selbst in Theorie und Praxis auf diesem Gebiete zu den Gegnern Ciceros hielt.

In der Zeit, als dessen Ansehen am größten war, traten in Rom griechische Lehrer der Wissenschaft und der Rhetorik auf, welche die ganze nachklassische Entwicklung der griechischen Prosa verurteilten und das Gebot aufstellten, man solle schreiben wie die Attiker des fünften und vierten Jahrhunderts, wie Lysias und Demosthenes. In Reaktion gegen die Ausschreitungen des modernen helleniſtischen Stils verkündeten sie das Prinzip vollkommensten Rückschritts und drangen damit bei ihren römischen Schülern durch. Der Kampf dieses Atticismus mit derjenigen Richtung der Beredsamkeit, die von ihren Widersachern den Namen Asianismus empfing, ward in Rom in lateinischer Sprache ausgefochten und endete in der augusteischen Zeit mit dem Siege des Klassizismus. In Rom lebte seit 30 der berühmteste Theoretiker des Atticismus, Dionysios von Halikarnassos, und Roms Weltstellung verschaffte der Bewegung auch in der übrigen Welt und vor allem in der griechischen Prosa volle Geltung. Fast alle jüngeren Talente unter den vielen Rednern zu Ciceros Zeit waren Anhänger des Atticismus und fanden Ciceros Redeweise bombastisch, weitschweifig und allzu weichlich. Was sie selbst anstrebten, war die Knappheit, Grazie

und unverfälschte Strenge des altattischen Stils. Sie verzichteten auf jeden äußeren Effekt und auf den Beifall der Menge, die kein Verständnis für die attische Feinheit besaß.

Weitaus der bedeutendste unter diesen Atticisten war der Redner und Dichter C. Licinius Calvus (82—47), ein Führer der neuen Schule, der sich auf die advokatorische Tätigkeit beschränkte, aber vor Gericht durch seine jugendliche Begeisterung Cicero übertroffen zu haben scheint. Noch im ersten Jahrhundert n. Chr. gab es Leute, die Calvus unbedenklich den ersten Platz unter den römischen Rednern einräumten. Wir können uns kein eigenes Urteil mehr darüber bilden, da die damals sich entscheidende Herrschaft des Ciceronianismus seine Werke, wie die aller anderen römischen Redner, der Vernichtung anheimfallen ließ. Zu den bedeutenderen Vertretern des Atticismus gehörten ferner außer dem Mörder Caesars M. Junius Brutus zwei ausgezeichnete, schon in die augusteische Zeit hineinragende Männer, der herbe und altertümelnde C. Asinius Pollio, der als ein scharfer Kritiker die Richtung Ciceros besonders heftig befehdete, und der elegante und anmutige M. Valerius Messalla Corvinus, der sich den graziösesten der attischen Redner, Hypereides, zum Muster nahm.

Cicero war Redner geworden durch den Wunsch nach staatsmännischer Berühmtheit, die dem Römer am höchsten stand. Seine Anlagen hätten ihn befähigt, auch auf jedem anderen Gebiet der Literatur als Stilist zu glänzen. So erklärt sich seine erstaunliche Vielseitigkeit. Er war kein schöpferischer Geist und drang nirgends tief ein, aber was er auf irgend einem Wissensgebiete an fremden Gedanken durch Lektüre sich angeeignet hatte, vermochte er in vollendeter Form wiederzugeben.

Sogar gedichtet hat Cicero. In seiner Jugend übersetzte er zur stilistischen Übung das astronomische Lehrgedicht des Aratos.

Wie er ferner den Marius in einem Epos gefeiert hatte, so ließ er sich später dazu verleiten, seine eigenen Taten zu besingen.

Zweimal in seinem Leben, fünfzig und sechzig Jahre alt, hat er sich dann größeren schriftstellerischen Aufgaben zugewandt, die aus seinem beruflichen Wirken als Redner und Politiker nicht unmittelbar hervorwuchsen. Zuerst nach seiner Rückkehr aus der Verbannung, als er, um seine schönsten Ideale betrogen, sich und den Senat von der Leitung des Staates ausgeschlossen sah. Über das eigene Unglück und die Zerstörung der ihm teuren republikanischen Verfassung suchte er sich zu erheben, indem er das alte Rom und ein Abbild des wahren Redners und Staatsmannes, wie er ihn sich dachte, in der Erinnerung aufsteigen ließ und literarisch festhielt. So sind seine beiden besten Werke entstanden, die Bücher über den Redner (55) und vom Staat (begonnen 54). Von dem letzteren besitzen wir nur Reste, die aber zur Einsicht in die Anlage des Ganzen genügen. In diesen Schriften hat sich Cicero der von Platon für die künstlerische Gestaltung seiner Gedankenwelt ausgebildeten Form des Dialogs bedient. Seine philosophische Bildung drängte ihn, auch hierin den Griechen gleichzutun. Denn der Dialog war dort für philosophische Dinge die legitime Kunstform geworden, wenn auch die Peripatetiker sich von der spannenden Dialektik und der poetischen Einkleidung Platons schon weit entfernt hatten und vollends nachher vom Dialog kaum etwas übrig geblieben war, als die Auflösung einer Abhandlung in lange Erörterungen weniger sich unterredender Personen. Cicero ist für uns der Erneuerer der dialogischen Kunstform. Er knüpfte an Aristoteles und seine Schüler wieder an, ja in dem dramatischen Ausbau der Szenerie und in der Charakteristik der eingeführten Personen gemahnte er zuweilen an Platon; berühmt ist vor allem die Erzählung vom Traume Scipios im Schlußteil des Staats.

In dem Werke über den Redner unternahm Cicero, sein eigenes Lebensideal darzustellen. Er tat es im Rahmen eines Wegweisers zur Erlernung der Beredsamkeit. Aber die Theorie war hier nicht aus dem System eines Denkers geschöpft, sondern aus den Erfahrungen und der Sachkenntnis, die sich der Verfasser in langer Ausübung der Praxis erworben hatte. Freilich das Ziel der Bildung, das für den Redner aufgestellt ward, stammte anderswoher: aus den Vorlesungen des philosophischen Lehrers Ciceros, des Akademikers Philon von Larissa. Es war die Forderung der philosophischen Durchbildung, die erst den wahren Redner mache. Im Sinne Philons zwar galt die Beredsamkeit als eine Kunst, die dem wirklichen Philosophen nebenher zufallen müßte. Für den Römer blieb sie doch Selbstzweck, da die politischen Pflichten ihn hinderten, sein Leben ganz der Philosophie zu widmen; allein als Grundlage der Bildung verlangte auch er sie. So war hier griechische Wissenschaft und römische Wirklichkeit eigenartig verbunden; aus dieser flossen der Schrift in Beispielen und Anekdoten die frischesten Farben zu. Ganz ähnlich verhält es sich mit den Büchern vom Staate. Sie sind bedingt durch die Frage nach dem Idealstaat, die griechische Philosophen aufgeworfen, und durch das Nachdenken, das sie immer erneut an die Lösung gesetzt hatten. Stoiker wiesen zuerst auf Rom als das Ideal hin, und Cicero suchte nun zu zeigen, wie diese Meinung auf das untergegangene Rom der Republik in ihrer Blütezeit zutreffe. Nicht absichtslos hat er, wie er das Bild des philosophischen Redners den Crassus zeichnen ließ, so hier dem jüngeren Scipio Africanus seine politische Auffassung in den Mund gelegt: er betrachtete sich als Fortsetzer dieser Männer und der von ihnen begründeten Traditionen.

Seit dem Jahre 51 wieder hineingezogen in die Wirren der großen Politik, hat Cicero nach Caesars Sieg über

Pompejus zum zweiten Male zur Feder gegriffen, um wieder in literarischer Arbeit den Schmerz über sein Scheitern als Staatsmann und den Zusammenbruch des Staates zu betäuben. Nach einer kleinen Schrift, in der er den tröstlichen Satz der Stoa, daß die Tugend zur Glückseligkeit hinreiche, behandelte, fühlte er damals zunächst das Bedürfnis, sich mit dem unterdes zur Macht gelangten Atticismus auseinanderzusetzen. Er mußte aussprechen, daß er, nicht jener es gewesen sei, der den asianischen Stil überwunden habe, daß in ihm in Wahrheit doch die Beredsamkeit gipfele, in ihm das Ideal eines Redners sich mit der Wirklichkeit decke. Das bezweckten die beiden rhetorischen Bücher des Jahres 46: der „Brutus" und der „Orator", beide an den Atticisten Brutus gerichtet; jenes eine Geschichte der römischen Beredsamkeit mit den wertvollsten Charakteristiken der bedeutendsten Persönlichkeiten, in der er sich selbst an den Schluß der Entwicklung stellte; dieses die Zeichnung des vollkommenen Redners nach dem eigenen Bilde.

Gleichzeitig aber hatte Cicero den besten Trost in philosophischer Lektüre gefunden, die er unablässig betrieb. Worin seine Seele Heilung suchte, das wollte er nun auch in der eigenen Sprache darstellen und dadurch vollends erfassen. Damit konnte er zugleich Rom einen letzten Dienst erweisen. Es fehlte bisher fast völlig an einer lateinischen Literatur über Philosophie. Es galt auch diesen kostbaren Schatz zum römischen Besitz zu machen, was nur durch Übertragung griechischer Gedanken geschehen konnte. Ciceros Pläne richteten sich anfangs auf eine Reihe das ganze Gebiet der Philosophie umfassender Werke, die so groß angelegt und so sorgfältig ausgeführt werden sollten, wie die Bücher vom Staat. Da trieb ihn der Tod seiner geliebten Tochter mit zwingender Gewalt zu einer überstürzten Produktion, in der er sein Leid vergessen wollte. In kurzer Zeit

entstanden zehn philosophische Schriften. Sie tragen die Spuren der allzu eiligen Arbeit. Den Stoff entnahm er aus ihm zur Hand liegenden Büchern, besonders den Werken des Akademikers Antiochos von Askalon und der großen Stoiker Poseidonios und Panaitios. Da er aber zu eingehenderen Studien sich nicht die Zeit ließ, so war es natürlich, daß ihm in der Wiedergabe der philosophischen Erörterungen grobe Versehen begegneten. Selbständig fügte er wenig mehr hinzu als eine Vorrede, eine gewisse, von Entstellungen nicht freie Popularisierung, römische Beispiele, Verse aus lateinischen Dichtern und ähnliches, wodurch er den Gegenstand dem römischen Leser näher zu bringen suchte. In dem letzteren Verfahren bekundete er ein unleugbares Geschick. Die leichteren populär-philosophischen Abhandlungen gelangen ihm oft ausgezeichnet, und bei ihnen verließ er auch am meisten sein griechisches Original. So ist der Cato maior oder über das Alter eine seiner besten Arbeiten, und von den größeren Werken zeichnen sich die Bücher über die Pflichten durch lebendige Verwertung aus dem römischen Leben geschöpften Materials aus.

Insofern hatte Cicero recht, wenn er selbst diese Werke als Abschriften, d. h. als Übersetzungen bezeichnete. Was ihnen einen höheren und bleibenden Wert gesichert hat, ist wiederum die künstlerische Form. Sie hat ihnen den Rang literarischer Kunstwerke gegeben, welche die Zeiten überdauerten. Der Dialog, im einzelnen mannigfach fortgebildet, herrscht auch in ihnen vor und wird benutzt, wie Aristoteles in seinen Dialogen getan hatte, um die Ansichten der verschiedenen Philosophen über dieselbe Frage von den Mitunterrednern vortragen und kritisieren zu lassen. Bewunderung erheischt die elegante Sprache. Es war ein nicht geringes Verdienst, daß Cicero die lateinische Sprache für den philosophischen Vortrag zuerst geeignet machte. Für eine

Menge von Begriffen fehlte ihr vorher das entsprechende Wort: der Sprachmeister schuf es mit glücklichem Griff. Und auch darin verfehlten diese gern gelesenen Schriften ihre Wirkung nicht, daß sie die Gedanken der großen griechischen Philosophen in den weitesten Kreisen verbreiteten. Nur dadurch sind sie auch für uns Gemeingut geworden. Aus Cicero lernten sie die Kirchenväter und aus Cicero die Renaissance.

Was Cicero geschrieben hat, ist zum größten Teil auf uns gekommen, und aus fast jedem Jahrhundert sind Handschriften einzelner seiner Schriften erhalten. Diese Tatsachen zeigen zur Genüge die unermeßliche und wunderbare Wirkung seiner Werke, die beinahe ununterbrochen bis auf den heutigen Tag reicht. Die Sprache dieses ersten großen lateinischen Prosaikers hat jahrhundertelang ihren veredelnden und bildenden Einfluß ausgeübt. Anfangs umstritten, stand seine literarische Bedeutung einige Generationen nach seinem Tode bereits fest. Um seiner Stilistik willen wurde er in den Schulen gelesen und in den rhetorischen Übungen nachgeahmt; Kritik und Erklärung seiner Reden begannen sofort. Lange lernte aus ihm Sprache und Stil, wer ein gutes Latein schreiben wollte. In der Zeit der Renaissance zu neuem Leben erweckt, erzogen und läuterten seine Schriften durch die künstlerische Vollendung ihrer Form den Geschmack der modernen Völker und halfen nicht unwesentlich mit zur Ausbildung ihres Prosastils.

§ 3. Ein völliges Gegenbild zu dem oberflächlichen, dem Hellenismus huldigenden Cicero stellt sein Zeitgenosse dar, der gründliche, in Roms alter Zeit wurzelnde **M. Terentius Varro.** Im Jahre 116 im sabinischen Reate geboren, kam er früh nach Rom, und sein Reichtum erlaubte ihm, sein Leben gelehrten Forschungen zu widmen. Doch blieb er auch der öffentlichen Tätigkeit nicht fern. Unter

Pompejus bekleidete er verschiedene militärische Stellungen und kämpfte für dessen Partei bis zum endgültigen Siege Caesars. Dann söhnte er sich mit dem Alleinherrscher aus. Caesar war der Mann, seine Bedeutung zu würdigen: er hatte ihn zum Vorsteher der öffentlichen Reichsbibliothek ausersehen, an deren Gründung er durch den Tod verhindert wurde. Von Antonius proskribiert, durch Octavianus gerettet, lebte Varro in hohem Ansehen noch bis zum Jahre 27.

Varro hat unendlich viel geschrieben in Poesie und Prosa: er ist im besten Sinne des Wortes Polyhistor. Allen übrigen voran an Wichtigkeit stehen seine wissenschaftlichen Prosawerke, die auf kunstmäßige Form verzichten. Er ist der größte Gelehrte, den Rom hervorgebracht hat; der Repräsentant römischer Wissenschaft, aus dessen Schriften die Späteren, nicht zum wenigsten auch die Christen, ihre Kenntnis altrömischer Einrichtungen und altrömischer Sprache geschöpft haben. Gerade seine dem Modernen abgewandte Art und daneben die Anregungen griechischer Forscher, die damals, um Rom zu verstehen, seine Vergangenheit untersuchten, haben Varro veranlaßt zu sammeln und zu deuten, was über die Blütezeit nationalen römischen Lebens noch Auskunft gab. Er tat es in patriotischer Absicht, um zu retten, was von der versunkenen Herrlichkeit der Republik Zeugnis ablegte. Das Material einfach vorzulegen, ist darum sein erstes Bestreben. Seine Arbeitsweise war meistens die, daß er zunächst die einschlägigen Fragen des zu bearbeitenden Gebietes in einer Reihe von Einzeluntersuchungen angriff, dann die Resultate in einem großen Hauptwerk systematisch zusammenfaßte und endlich diesem oft einen kürzeren Auszug oder selbständige Bücher als Nachträge folgen ließ.

Nur die bedeutendsten von seinen ungefähr 74 Werken, welche die namhafte Zahl von etwa 620 Büchern umfaßten,

können hier genannt werden. Das römische Leben in seiner ganzen Tiefe und Breite stellte er dar in den 41 Büchern der Altertümer von menschlichen und göttlichen Dingen. Beide Teile des Werkes hatten dieselbe Disposition, nach der hintereinander von Menschen, Örtlichkeiten, Zeiten und Dingen gehandelt wurde. Demnach enthielt die erste Hälfte „von den menschlichen Dingen" die älteste Geschichte Roms, die Geographie Italiens, die Wissenschaft der Chronologie und die Altertümer des gesamten öffentlichen Lebens. Die zweite Hälfte „von den göttlichen Dingen" besprach die Priesterkollegien, die heiligen Stätten, die religiösen Feste, die Opfer, und hinzu kam die eigentliche Theologie, die Lehre von den Göttern. Dieses Riesenwerk begleiteten zahlreiche Monographien über einzelne Fragen, und als Nachtrag gehörte zu ihm die äußerst wichtige Schrift vom Leben des römischen Volkes, die einzige Kulturgeschichte, die nach Dikaiarchos' Leben Griechenlands im Altertum versucht worden ist.

Ein anderes Hauptwerk war das historische Bilderbuch, dessen Herausgabe Atticus anregte. Bilder von hervorragenden Griechen und Römern waren darin einander gegenübergestellt; unter jedem Bilde stand ein darauf bezügliches Epigramm, und zu dem Ganzen hatte Varro eine Einleitung über die berühmten Männer geschrieben. Dies Buch hat einen großen Einfluß geübt, und die darin gegebene Auswahl bedeutender Dichter, Staatsmänner, Philosophen, Ärzte usw., die sich an die Siebenzahl band, blieb langehin maßgebend.

Ein drittes Feld, auf das Varros Forschungen sich erstreckten, war die Sprachwissenschaft. Neben einer großen Zahl von Einzelarbeiten über die Entstehung des Latein, über das Alter der Buchstaben, den Sprachgebrauch, Metrik und Stilistik war hier sein Hauptwerk die 25 Bücher über

die lateinische Sprache. Seine literarhistorischen Arbeiten über Plautus und seine Untersuchungen über das ältere Theaterwesen sind schon früher erwähnt worden.

Mit alledem nicht genug, hat sich Varro auch mit Mathematik, Rechtswissenschaft und Medizin schriftstellerisch beschäftigt. Nur Teile seines Werkes über die lateinische Sprache sind uns unmittelbar erhalten; von der Bedeutung und dem Inhalt der übrigen Schriften unterrichten uns lediglich die Autoren, die sie später benutzt haben. Über das reiche Material, das er gesammelt hat, können wir nicht mehr hinauskommen, wenn wir auch seine Methode, es zu verarbeiten, vielfach als mangelhaft erkennen müssen. Diese Methode entlehnte er der griechischen Wissenschaft und nicht immer ihren besten Vertretern. Kritik übt er der Überlieferung gegenüber nur allzu sparsam, und seine scheinbare Systematik enthüllt sich als äußerliche Schablone.

Wie Aristoteles, hat Varro neben der gelehrten Arbeit auch für ein größeres Publikum nach allen Regeln der Kunst geschrieben. Von dieser Gattung seiner Werke besitzen wir die drei Bücher vom Landbau, die er in hohem Alter verfaßt hat. In dialogischer Kunstform, deren Behandlung freilich an Cicero nicht heranreicht, wird hier die Bewirtschaftung eines Gutes gelehrt und zugleich ein anschauliches Bild kernhaften Römertums vor uns entrollt. Hier erhalten wir eine Vorstellung von dem literarischen Stil Varros, der uns fremdartig anmutet, weil er oft geflissentlich die Schriftsprache vermied und sich volkstümlicher Ausdrucksweise bediente. In demselben Stil und in derselben dialogischen Einkleidung, wie diese Bücher, hat Varro eine große Zahl von philosophisch-historischen Aufsätzen geschrieben, die er Loghistorici nannte. Er hat in ihnen berühmte Männer seiner Zeit redend auftreten lassen, um ihnen eine Huldigung darzubringen; vom Frieden, von der Götterverehrung, von

der Geschichtschreibung, von der Kindererziehung und ähnlichem wurde darin gehandelt.

Inhaltlich standen die 150 Bücher Menippischer Satiren diesen Essays ganz nahe. Neu war die Form: der prosaische Grundstock ward in ihnen durch reichliche Verseinlagen unterbrochen. Diese merkwürdige Mischform ward sehr beliebt in Rom und vielfach, z. B. von Seneca und Petronius, nachgeahmt. Ihren Namen führten die Satiren von dem syrischen Griechen und kynischen Philosophen Menippos von Gadara (um 280), dessen Schriften Varro zu ähnlichen Versuchen angeregt hatten. Allein was er schuf, war nicht eine geistlose Kopie des Originals, sondern etwas seiner unabhängigen, am Alten haftenden Persönlichkeit wesentlich Eigentümliches. Der Inhalt der Satiren ist bunt: Religion, Philosophie, Politik werden behandelt. Wie ein roter Faden zog sich durch alle die Gegenüberstellung des guten alten und des verderbten heutigen Roms. So ist das Lebenselement auch dieser Satiren, wie derjenigen des Lucilius, Kampf und Polemik, nur weniger politisch gewandt, als gegen die Sittenlosigkeit der Zeit, das Verlassen der vom Vater ererbten Art gerichtet. Darum sind am häufigsten die populärphilosophischen Themata, die im Sinne des jüngeren Kynismus unter Mißachtung aller Schulweisheit im steten Hinblick auf die Ethik des praktischen Lebens erörtert werden. Den Rahmen bildete eine novellistische Einkleidung, die oft in dramatisch bewegten Dialog überging; die Darstellung war von großer Anschaulichkeit, voll von Witz und Leben bis hinunter zu den scherzhaften Wortbildungen, und doch verleugnete sich nirgends der Gelehrte. Sprache und Stil, wie die Gesinnung von altertümlicher Strenge, fußen auf den alten Klassikern Roms, die Varro verehrte und kannte wie wenige, und in der Volkssprache mit ihrem Reichtum an Bildern, Sentenzen, Wortspielen und Sprichwörtern.

Neue Bahnen aber wandelte Varro in der metrischen Behandlung der eingestreuten Verse, indem er sich enger an die von den Griechen aufgestellten Regeln anschloß und noch nicht im Lateinischen angewandte Versmaße der Griechen einführte.

§ 4. Die Prosa überwog in dieser Periode weitaus die Poesie an Bedeutung. Neben Beredsamkeit, Philosophie, Wissenschaft und prosaischer Dichtung erhob sich jetzt zum erstenmal auch die Geschichtschreibung zu würdiger Höhe. Freilich zu einer kritischen Historiographie im Sinne der Attiker und im Sinne des Polybios haben es die Römer nie gebracht. Selbst in dieser Zeit fand die alte Annalenliteratur ihre Vertreter. Der gelesenste von ihnen war Valerius Antias, dessen weitläufiges Werk eine novellistisch zugespitzte, durch und durch verlogene Darstellung zeigte. Der historische Roman der Griechen wurde hier, wie in anderen Fällen, auf geschichtlichem Gebiete für die Römer verderblich, und andererseits bemächtigten sich die Griechen mit Vorliebe gerade der altrömischen Zeit als Novellenstoffs.

Neu trat in dieser Epoche auf die Universalgeschichte. **Cornelius Nepos** (100—30) hat zuerst eine allgemeine Chronik geschrieben. Es hing mit der Entwicklung Roms zusammen, daß man gerade jetzt von der lokalen Geschichte überging zur Geschichte der Mittelmeerländer. Griechentum und Römertum wurden als zusammengehörig betrachtet. Aus diesem Gesichtspunkt ging noch ein zweites Werk des Nepos hervor, eine Sammlung von Biographien, in denen politisch und literarisch bedeutende Männer Roms und Griechenlands einander gegenübergestellt wurden. Wir besitzen nur Teile dieses zweiten Werkes. Beide Bücher waren für die Bedürfnisse der Schule ohne kritisches Urteil und ohne stilistische Gewandtheit zusammengestellt und entbehren größeren literarischen Wertes.

Den Höhepunkt erreichte die Geschichtschreibung in der Darstellung einzelner Begebenheiten und in der Zeitgeschichte. Ein Mann bezeichnet diesen Höhepunkt: **C. Sallustius Crispus**; seine Werke gehören zu den besten literarischen Leistungen, die den Römern überhaupt gelungen sind. Im Jahre 86 zu Amiternum geboren, verlebte Sallustius eine leichtsinnige Jugend, widmete sich der staatsmännischen Laufbahn, wurde aber im Jahre 50 wegen Überschuldung aus dem Senat gestoßen. Caesar, dessen Partei er sich angeschlossen hatte, verdankte er seine Rettung: durch ihn wurde er 47 rehabilitiert. Er ging 46 als Prokonsul nach Afrika und hat sich hier durch eine räuberische Verwaltung ein großes Vermögen erpreßt. Im Jahre 34 starb er.

Erst nach Caesars Tode begann er seine schriftstellerische Tätigkeit mit zwei kleinen Monographien *über die Verschwörung Catilinas* und *über den Krieg Roms gegen Jugurtha*. Beide verfolgen den gleichen politischen Zweck, die grauenhafte Verderbtheit des von Caesar gestürzten regierenden Standes aufzudecken und so den Staatsstreich des Diktators vor der Nachwelt zu rechtfertigen. Aber sie lassen diese Tendenz nicht aufdringlich hervortreten. Lediglich dadurch, daß sich die Darstellung zu einem mit unerbittlicher Schärfe und in spannender Form gezeichneten Zeit- und Sittenbild erweitert, wird die beabsichtigte Wirkung erreicht, daß der Leser die Beseitigung solcher Zustände als geschichtliche Notwendigkeit empfindet. Im Catilina sind Caesar und Cato die Helden, sachlich sind manche Versehen untergelaufen. Der Jugurtha ist sorgfältiger gearbeitet und in allen Teilen gleichmäßiger durchgebildet. Nach diesen beiden ausgezeichneten Arbeiten wandte sich Sallustius zu einer zusammenhängenden Behandlung der *Zeitgeschichte* und erzählte in den fünf Büchern der *Historien* die Ereignisse der Jahre 78 bis 67. Uns sind von dem letzten

Werke, das für die Auffassung späterer Geschichtschreiber maßgebenden Einfluß gewonnen hat, nur Bruchstücke erhalten.

Sallustius strebte nach Objektivität, ist aber doch voll von subjektivem Pathos und rhetorischer Leidenschaft. Trefflich sind seine Charakteristiken, rasch berühmt wurden seine Naturbeschreibungen; überall bricht die Reflexion durch und herrscht besonders in den eingefügten, scharf disponierten Reden, überall merkt man die feine Berechnung des Effekts. Stilistisch ist kein größerer Gegensatz denkbar, als der zwischen Cicero und Sallustius. Dieser war Atticist wie Caesar, war bei Thukydides in die Schule gegangen; infolgedessen meidet er die Fülle des Satzbaues, ist kurz, prägnant und pointiert im Ausdruck und liebt eine altertümliche Sprache, für die er die Muster vielfach aus Cato bezog. In der Folgezeit ist Sallustius viel gelesen und kommentiert; nächst Cicero hat er das Hauptvorbild für die Prosa des kommenden Jahrtausends geliefert. An ihm haben sich die meisten Historiker der Kaiserzeit stilistisch gebildet: so vor allem Tacitus.

§ 5. In der Poesie dieser Epoche ist zunächst die völlige Produktionslosigkeit auf dem Gebiete des höheren Dramas bemerkenswert. Neue Tragödien und Lustspiele fehlen; die alten werden wieder und wieder gegeben, und bei ihnen achtete man mehr auf die Pracht der Ausstattung und die Kunst der Schauspieler, als auf den Inhalt. Jetzt bekam Rom sein ständiges Theater (55), und verbreitete sich der Luxus über alle Einrichtungen der Bühne. Der Zuschauerraum wurde mit einem Zelt überspannt zum Schutze gegen die Strahlen der Sonne. Jetzt lebten die gefeierten Koryphäen der Schauspielkunst, der Tragöde Clodius Aesopus und der Komöde Q. Roscius Gallus. Die Tragödie sank herab zum Übungsobjekt der Rhetorenschule, die Komödie vollends zum Schwank, der um jeden Preis das Publikum zu amüsieren suchte.

War zu diesem Zwecke früher bereits die einheimische süditalische Volkspossе, die Atellana, hervorgezogen und literaturfähig gemacht worden (S. 70), so folgte nun eine unmittelbare Nachahmung des aus verwandten Elementen entstandenen hellenistischen Mimus. In der Form erinnerte er an Plautus: auch hier nahmen Gesang und Tanz einen breiten Raum ein. Neben den Liedern in Versen aber bewegte sich der Dialog nicht, wie bei Plautus, im Trimeter der attischen Komödie, sondern in der Prosa des Lebens. Nur vereinzelt wurde die gehobenere Diktion der Sprechverse verwandt. Denn die Hauptabsicht des Mimus war eine realistische Lebens- und Sittenschilderung, neben der Phantastik und Romantik ihr Spiel trieben. Formell und inhaltlich eine seltsame Mischung von Kontrasten, von der eine Vorstellung die am ersten vergleichbaren Lustspiele Shakespeares geben können. Ehebruch, Meineidsprozesse, Schiffbruch, Gerichtsverhandlungen, Giftmischerei, Räuberromantik, Zauberei, Verwandlungen von Menschen in Tiere waren beliebte Motive der Handlung. Charaktertypen jeder Art, wie das Leben sie darbot, wurden vorgeführt. Ein immer wiederkehrender und stetig vermehrter Vorrat solcher Typen ist vom Mimus ausgebildet und auf die neueren Völker vererbt worden. Zu ihm gehört auch der in keinem dieser Stücke fehlende Narr, der zuweilen der einzig Kluge ist. Der mimische Schauspieler, um der Wirklichkeit ganz gleichzukommen, trat ohne Maske auf, die weiblichen Rollen wurden von Frauen dargestellt; zwei für die Antike unerhörte Neuerungen, die der Ursprung aller modernen Schauspielkunst geworden sind. So hat der griechische Mimus, der schon in diesen Zeiten zu Rom eine eigene Bühne besaß und bald im Osten und im Westen alle andere Dramatik verdrängte, einen weitreichenden Einfluß erlangt.

Er wurde jetzt von dem genialen Ritter Decimus

Laberius (105—43) in die lateinische Literatur eingeführt. Wir wissen, daß seine Stücke, aus denen sich in zusammenhängenden Versen ein schöner, aus besonderem Anlaß gedichteter Prolog erhalten hat, ganz nach griechischem Muster sich auch politischer Anspielungen, vor allem auf Caesar, nicht enthielten. Doch trotz Laberius hat auch der lateinische Mimus, wie der griechische auf Improvisationen berechnet, in der unmittelbaren Wirkung von der Bühne herab eine größere Bedeutung gehabt, als in der literarischen Fixierung. Schon Laberius' Zeitgenosse und Nebenbuhler Publilius Syrus scheint seine Mimen nicht als literarische Leistungen veröffentlicht zu haben. Man sammelte aus ihnen lediglich eine Menge treffender Sprüche der Lebensweisheit, die wir zum Teil noch besitzen.

§ 6. Bestimmend für diese Epoche war in der Dichtkunst die Nachahmung der alexandrinischen Poesie. Indem die diese Richtung einschlagenden Dichter sich „die Jungen" (Neoteriker) nannten, stellten sie sich in bewußten Gegensatz zu der bisherigen Übung. Gemäß der Natur der nachgeahmten Philologenliteratur Alexandrias ging man von dem Grundsatz aus, nicht die Begabung mache den Dichter, sondern das gelehrte Studium der Technik. Darum ward denn auch in Rom die Bewegung geleitet von Philologen, wie wir Varro schon als Vorläufer der Neoteriker in der Metrik kennen gelernt haben. Darum wurden ferner diese Poesien rezitiert und kritisiert vor und von einem gelehrten Zuhörerkreis, woraus eine neue Art von Mäcenatentum erwuchs. Die formalen Neuerungen bezogen sich vor allem auf die Metrik. Bisher nicht gebrauchte griechische Maße wurden eingeführt, wie der Galliambus und die Strophen der äolischen Dichter; die alten wurden durchgehends den strengeren Kunstregeln der Griechen genau angeglichen. Aus dem Hexameter schwand die ihm von Ennius aufgenötigte

Alliteration als regelmäßiges metrisches Mittel; die Feinheiten der Cäsur, der Stellung und Verteilung der Worte im Vers wurden den Alexandrinern abgelauscht.

Die neue Dichterschule vollendete auch die Ausbildung der lateinischen Literatursprache. Die Neoteriker änderten das ennianische Gesetz über die Abwerfung der Konsonanten m und s am Ende der Wörter dahin ab, daß sie nur noch gestatteten, m vor Vokalen fallen zu lassen, s aber überall beizubehalten geboten. Damit war ein neuer Damm gegen die Verschleifung der Endungen errichtet, eine neue Abweichung von der Sprache des Lebens geschaffen. Zugleich drang jetzt das Prinzip der reinen Quantität für die Metrik in Anlehnung an das Griechische vollständig durch. Länge und Kürze der Silben waren fest bestimmt und wurden nicht mehr vom Wortakzent beeinflußt. Im Gegenteil, gerade auf dem kunstmäßig verwerteten, freilich auf den Anfang des Verses beschränkten Widerstreit zwischen Wort- und Versakzent beruhte die Eigenart der lateinischen Verse. Endlich lernten die Dichter von den Alexandrinern einen leichteren Stil und eine flüssigere Sprache. Die alten, seit Ennius traditionellen Beiwörter wurden abgetan; man prägte neuen Schmuck für die Rede. Heinesche Deminutiva wurden üblich, die Übertragung von Begriffen ein beliebtes Kunstmittel: man sagte z. B. Thetis, wenn man das Meer meinte. Viel Geschmackloses wurde in dieser Beziehung aus dem Hellenismus übernommen.

Aber auch die Stoffe der Dichtung änderten sich. Damals fand zuerst die Lyrik, welche die Person des Dichters und seine Erlebnisse zum Mittelpunkt hat, Eingang. Es waren meist kleine Aufgaben, die sich die Jungen stellten: Gelegenheitsgedicht und Epigramm kamen zur Herrschaft. Daneben griff man in Nachahmung besonders des Kallimachos zu gelehrten Stoffen, zur dichterischen Be-

handlung entlegener Legenden aus der griechischen Mythologie.

Die neue Richtung machte rasch Schule, eine Unzahl meist unbedeutender Dichter bekannte sich zu ihr. Sie fand einen Einigungspunkt auch in einer lebhaften literarischen Opposition gegen Caesar. Eine Art Schulhaupt war Valerius Cato, ein Freigelassener aus Gallien, um den sich die übrigen scharten; unter ihnen der begabte und formgewandte C. Licinius Calvus, der schon als Atticist und Redner besprochen ist (S. 98).

Aus der großen Zahl dieser Dichter sind uns nur die Werke eines einzigen erhalten, der zweifellos der talentvollste Vertreter der neuen Kunstschule war: die des **Valerius Catullus**. Etwa im Jahre 84 in Verona geboren, kam er früh nach Rom; am Gardasee besaß er ein Landgut, zu dem er aus dem aufregenden Treiben der Hauptstadt auch später gern flüchtete. In der Blüte seiner Jahre ist er wahrscheinlich 54 gestorben. Es weht etwas von der unverdorbenen Frische des Provinzialen und der ungestümen Leidenschaft der Jugend durch seine Gedichte. In vielen Stücken bleibt er allerdings noch unfertig; aber die Tiefe des Gefühls ringt der Sprache meist schon den ihr gleichwertigen Ausdruck glücklich ab.

Die Gedichte des Catullus zerfallen in zwei große Gruppen. Auf der einen Seite stehen die Übersetzungen und direkten Nachahmungen der Alexandriner, vor allem des unter ihnen das größte Ansehen genießenden Kallimachos. Das sind die Dichtungen, auf die sich Catullus selbst das meiste zugute tat. Hier war alle Gelehrsamkeit und die von den Griechen erlernte Kunst in Metrik und Sprache aufgeboten: in den schwierigen Galliamben pries der Dichter die phrygische Göttermutter und mit allem Schmuck griechischer Mythologie umgab er die Hochzeit der Thetis. Aber

uns erscheinen diese Dichtungen matt und erkünstelt; es steckt nichts Ursprüngliches in ihnen, sie schmecken nach der Schulstube.

Ungleich wertvoller ist die andere Reihe seiner Gedichte, die aus Catullus' eigenstem Erleben und Empfinden flossen. Sie sind gleichsam ein poetisches Tagebuch, voll von Naturwüchsigkeit und innigen Gefühls. Sie weisen dem Dichter den Rang an neben den ersten Lyrikern, die je gelebt haben. Es ist moderne Lyrik zur Rezitation und zum Lesen, während die antike ursprünglich auf der Bestimmung für den gesanglichen Vortrag durch einen Chor beruhte. Die erste Stelle unter diesen Gedichten gebührt den Liebesliedern auf Lesbia.

Die Erotik war in den verschiedensten Gattungen für die hellenistische Poesie in den Vordergrund getreten. Die Römer übernahmen jetzt diesen Stoff, aber zu selbständiger Ausgestaltung und Vertiefung verhalf ihnen der damalige Zustand der römischen Gesellschaft, in dem die Frauen emanzipierter dastanden, als jemals in Griechenland, und die Ungebundenheit im Verkehr der Geschlechter den höchsten Grad erreicht hatte.

Lesbia nannte Catullus seine Geliebte in Erinnerung an Sappho von der Insel Lesbos. Es ist mehr als wahrscheinlich, daß ihr wirklicher Name Clodia und sie keine andere war, als die schöne Gattin des Metellus, eine der zügellosesten Frauen Roms. Hingerissen von ihren Reizen, kleidete er das poetische Geständnis seiner Liebe in die Übersetzung einer berühmten sapphischen Ode; er besingt scherzend den Tod ihres Lieblingsvogels, eines Sperlings, und entlockt seiner Leier die anmutigsten und herzgewinnendsten Klänge zu ihrem Preise. Tiefer Schmerz aber ergreift ihn bei der Wahrnehmung ihrer Untreue, langsam verdrängt der Haß gegen das verworfene Weib die Liebe aus seinem

Herzen. So sind hier alle Töne des stürmischen Liebhabers angeschlagen vom Jubel des Besitzes bis zur bittersten Enttäuschung, und jeder trägt eine persönliche Note.

Die unselige Leidenschaft auszurotten, geht Catullus 57 im Stabe des Propraetor C. Memmius nach Bithynien. Das lustige Lagerleben und die Eindrücke der Fremde begeistern ihn zu neuen Liedern. Nach Rom 56 zurückgekehrt, erbittern ihn die zerrütteten gesellschaftlichen und politischen Zustände ebensosehr, wie die Sittenlosigkeit der immer tiefer sinkenden Clodia, der er einst seine Liebe geschenkt. Mit vernichtendem Spotte überschüttet er in Versen voll sprühender Lebendigkeit die rohen Wüstlinge und die abtrünnige Geliebte, der er schließlich eine endgültige, poetische Absage sendet. Aber auch gegen die politischen Machthaber, die Triumvirn und ihre Kreaturen, richtet er die schonungslosen Geschosse seiner spitzen Epigramme. Caesar empfand des Catullus und seiner Freunde Angriffe sehr unangenehm; er suchte und fand kurz vor dessen Tode den Weg zur Versöhnung mit dem Dichter.

Catullus ist eifrig gelesen worden, bis Horatius und Vergilius aufkamen; doch noch augusteische Dichter, wie Ovidius, haben ihn nachgeahmt, von seiner Liebe zu Lesbia wissen sie alle. In der Kaiserzeit ist er mehr und mehr vergessen worden, nur in seiner Heimat Verona blieb er bekannt bis an den Anfang des Mittelalters; hier ward eine Handschrift seiner Gedichte zu Dantes Zeit wieder aufgefunden.

§ 7. Abseits von dem Wege, den die neue Dichterschule einschlug, stand einsam und ungekannt ein hochbegnadeter Sänger: **T. Lucretius Carus.** Er vertrat die konservative Richtung in der Poesie, wollte an Ennius anknüpfen und dessen zum Nationaleigentum gewordene Dichtungs- und Denkweise der veränderten Zeit gemäß weiter entwickeln.

Für die Epoche der Scipionen und die Ruhmeszeit des hannibalischen Krieges schwärmte er. Zugleich aber bedeutete diese Umkehr ein Wiederauffuchen klassischer Muster auch unter den Griechen.

Von Lucretius' Lebensumständen ist uns wenig bekannt. Etwa 99 geboren, lebte er bis zum Jahre 55. Er war wahrscheinlich niederen Standes, ein Freigelassener; es wird überliefert, daß er an periodischem Wahnsinn litt und sich selbst das Leben nahm. Er widmete sein Werk einem hohen Gönner, demselben C. Memmius, den Catullus nach Bithynien begleitet hatte, aber er brachte es formell nicht zum Abschluß: unvollendet, der letzten Durcharbeitung entbehrend, wurde es aus seinem Nachlaß von Cicero so herausgegeben, wie wir es jetzt noch besitzen.

Dieses Werk, ein hexametrisches Lehrgedicht „über die Natur der Dinge", behandelt die Atomenlehre des Epikuros. Die epikureische Philosophie hatte damals in Rom zahlreiche Anhänger, Schulhäupter des Epikureismus hatten dort gelehrt, und prosaische Darstellungen des Systems in lateinischer Sprache waren in Umlauf. Lucretius vergöttert Epikuros und hat in den Vorreden zu den einzelnen Büchern seines Gedichtes der Verehrung für den geistigen Befreier der Menschheit hinreißenden Ausdruck verliehen. Die Vergötterung des Meisters war in Epikuros' Schule traditionell; sie war eine Ausstrahlung seiner wunderbaren Persönlichkeit, die im Leben darstellte, was sie in einer reinen Lehre verkündete. War doch Epikuros' Ethik trotz ihres Ausgangs vom Materialismus ideal geblieben; nur ihre stoischen Gegner haben sie mit häßlichem Schmutz beworfen. Dem reizbaren Dichter, der mit Widerwillen in einer Periode des Umsturzes aller Verhältnisse lebte, mußte der Philosoph als ein Retter erscheinen, der, das Erdenwirrsal verachtend, den Menschen zur klaren Höhe der Seelenruhe führen wollte.

In einer Zeit, wo tausendfältiger Aberglaube die Gemüter ängstigte, mußte ihm Epikuros' Negierung der Unsterblichkeit und einer göttlichen Weltregierung Erlösung verheißen von Götterfurcht und Todesgrauen.

Darum ist auch sein Gedicht keine kalte Abhandlung, sondern eine von glühender Überzeugung getragene Predigt: er sieht das einzige Heil für die damalige Welt in der Beherzigung dieser Lehren. Ennius hatte zuerst den verfrühten Versuch gemacht, durch poetische Behandlung philosophische Probleme den Römern näher zu bringen. In stetem Hinblick auf dies Vorbild erneut Lucretius den Versuch. Aber das Muster für die Form des echten Lehrgedichts sucht er unter den Griechen und findet es bei dem von ihm hochgefeierten sicilischen Dichter und Denker Empedokles. Er kennt Thukydides und entlehnt seinem Geschichtswerk in der Erörterung über die Entstehung der Krankheiten die berühmte Schilderung der Pest in Athen.

Ein seiner Zeit fremder sittlicher Ernst durchzieht das Gedicht, und der urwüchsige Stolz der alten Sänger wird in Lucretius lebendig, wenn er davon spricht, daß er neue Bahnen wandle und zuerst des Epikuros Heilslehre in lateinischen Versen verkünde. Andererseits ist er sich der Schwierigkeit seiner Aufgabe voll bewußt. Er ringt mit dem Ausdruck, und oft bleibt die Sprache prosaartig, oft schleppt sich der Vers mühsam einher. Wie konnte es anders sein, da er wissenschaftliche Sätze beweisen wollte, die der dichterischen Behandlung widerstreben. Dennoch verhilft ihm sein starkes Anschauungsvermögen, verhilft ihm auch die Ausmalung der Beispiele aus der umgebenden Wirklichkeit, mit denen Epikur seine Lehre zu bekräftigen pflegte, immer wieder zur Herrschaft über den spröden Stoff und zu rein poetischer Wirkung. Vollends wo der Dichter aus eigenem Geist heraus frei schafft, da erheben sich seine Verse zu hohem Schwunge,

da strömen ihm die herrlichsten Bilder in vollendeter Ausführung zu. Stil und Sprache sind im allgemeinen altertümlich und feierlich, wenn auch durch den Stoff bedingte sprachliche Neubildungen nicht fehlen; die Metrik beherrscht noch die ennianische Alliteration und etwas von jener herben Strenge, welche die alten Meister von der glatten Technik der Augusteer unterscheidet.

So viel steht fest: wir haben trotz aller Mängel kein diesem gleichwertiges philosophisches Werk in der lateinischen Literatur. Dagegen ist auch das andere sicher: wenn wir nur die poetische Leistung betrachten, müssen wir bedauern, daß Lucretius sein eminentes Talent an eine so undankbare Aufgabe verschwendete, wie gerade die Darstellung der mechanischen Weltanschauung sie bietet. Es wird stets wundernehmen, daß diese Naturlehre ein so großes dichterisches Können auszulösen vermocht hat: sie muß seine Seele doch tief gepackt und seine Phantasie mächtig erregt haben. Mit Recht ist Lucretius eines der glänzendsten Gestirne in den sternenarmen Räumen der römischen Literatur genannt worden.

Seine Zeitgenossen kannten ihn nicht, und erst allmählich brach sich seine Schätzung Bahn. Vergilius studierte ihn eifrig, Ovidius verhieß ihm Unsterblichkeit, und die besten der späteren Dichter lernten aus ihm. Bis ins Mittelalter ist er gelesen, von den alten Christen ist er bekämpft worden und hat dann in erster Linie den modernen Völkern die Kenntnis der griechischen materialistischen Welterklärung überliefert.

Fünftes Kapitel.

Von 40 v. Chr. bis 20 n. Chr.

§ 1. Im Jahre 44 war Caesar ermordet, und schon im folgenden Jahre war der Fortbestand der Alleinherrschaft

durch das zweite Triumvirat gesichert. Seit dem Jahre 40 genoß Italien der Segnungen des langersehnten Friedens unter der Herrschaft des Octavianus, während Antonius nur noch für den Orient eine untergeordnete Bedeutung hatte, die er durch die Schlacht von Actium (31) endgültig verlor. Bereits in dieser Zeit, zwischen 40 und 30, entfaltete sich die lateinische Poesie zu voller Blüte. Nicht umsonst war ihr in Ciceros Prosarede ein geschmeidiges Werkzeug zubereitet. Die beispiellose Schnelligkeit dieser Entwicklung war die Frucht der wiedergewonnenen Ruhe und Sicherheit des Daseins. Der verderblichen Politik müde, suchte der Geist Erholung, das Gemüt Erfrischung in der Poesie. Und die Dichter lernten Dankbarkeit gegen den friedenspendenden Herrscher: hatten die Neoteriker Caesar auf das erbittertste bekämpft, so hatte Octavianus seit 40 keinen namhaften Gegner mehr unter ihnen.

Die Neugestaltung der Verhältnisse drängte die jungen Talente auf den Weg zur Dichtkunst. Der Kampf der Parteien war verstummt, der Ruhm politischer Tätigkeit verblaßt, und damit der Beredsamkeit, die den Mittelpunkt der literarischen Bestrebungen der vorigen Periode gebildet hatte, der nährende Boden entzogen. Dazu kam das eifrige Bemühen gerade des Herrschers, die begabten Geister in eine andere Richtung abzulenken. Octavianus erkannte den Wert der Dichtkunst für seine den Erdkreis zu friedlicher Kulturarbeit verbindende Regierung: sie sollte den Principat verherrlichen, sie sollte bessernd und sittigend auf die zerrütteten Völker wirken, sollte die Achtung vor den Gesetzen des Staates und der Moral neu befestigen und für die Ideale der Menschheit begeistern. Erstrebte doch der Kaiser dasselbe Ziel auch mit anderen Mitteln. Die Religion suchte er neu zu beleben durch die Wiedereröffnung zahlreicher eingegangener Tempel; die Gesundung der Familie als der

Grundlage jedes Staates war er bemüht durch seine Ehegesetzgebung anzubahnen. Er gründete selbst öffentliche Bibliotheken und beförderte ihre Stiftung durch andere. Die Herrlichkeit des Reiches wurde ebensosehr bezeichnet durch die großartigen Bauten, mit denen Augustus Rom schmückte, durch die Inschriftensteine, die, jetzt erst aus solidem Marmor hergestellt, ins Unendliche sich vermehrten, wie durch die Verse für die neue Ordnung der Dinge begeisterter Dichter.

Eine lange Entwicklung war im Kaiserreich zum Abschluß gekommen: die Vereinigung der Mittelmeerländer mit griechisch-römischer Kultur unter einem Zepter. Die Sondernationalitäten waren tot, und eben darum, weil das Reich von keiner kräftigen Nation getragen war, weil es aus gealterten Völkern bestand, die abgewirtschaftet hatten, trug es von vornherein die Keime des Verfalls in sich. So konnte es auch keine volkstümliche Literatur mehr hervorbringen. Die künstlich großgezogene Reichsliteratur, die jetzt entstand, hatte mit dem Römertum keinen inneren Zusammenhang, sondern war lediglich human und sog ihre Kraft aus griechischem Boden, aus dem ihre Vorbilder, die klassische und die nachklassische Literatur der Griechen, sowie die altlateinische Literatur, erwachsen waren. Die Kluft zwischen den Gebildeten und dem Volke wurde durch ihre gelehrten und schwer verständlichen Schriftwerke nur noch vergrößert. Der Rückschlag konnte nicht ausbleiben: an der gänzlich mangelnden Berührung mit dem Volke mußte diese Literatur zugrunde gehen. Ihre welthistorische Bedeutung bestand darin, daß sie alle Elemente griechisch-römischer Kultur noch einmal zusammenfaßte und diesen Schatz den romanischen und germanischen Völkern überlieferte.

Und diese Überlieferung ward befördert durch eine Sprache, welche ebenso universal geworden war, wie die in ihr zum Ausdruck kommende Literatur. Durch die ge-

setzgeberische Arbeit der großen Prosaiker, Grammatiker und Dichter war das Latein zu einer weiterer Zersetzung entzogenen und jedes mundartlichen Charakters entkleideten Kunstsprache geworden. So war es geeignet, als Weltsprache an die Stelle des Griechischen zu treten. Die Dichter des augusteischen Zeitalters durften von ihrer Unsterblichkeit singen, durften das Bewußtsein zur Schau tragen, für die Welt zu schreiben, und durften sich fühlen als Fortsetzer der Griechen und in gewissem Sinne als ihre Vollender. Weil dem so ist, steht die neue Reichsliteratur weit über der Gelehrtenliteratur Alexandrias, trotzdem sie, wie diese, ein Kunstprodukt ist.

Das Mäcenatentum hat, wie wir sahen, von früh an in der lateinischen Literatur eine bedeutsame Rolle gespielt, aber seine glänzendsten Erfolge konnte es erst in einer Zeit wie diese erzielen, die ihm denn auch von seinem Hauptvertreter, C. Maecenas, für immer den Namen gab. Der Kaiser selbst ging mit dem Beispiel der Gönnerschaft für die musischen Künste voran. Von seinen eigenen Schriften ist nur der in durchsichtiger und vornehmer Sprache geschriebene Bericht über seine Taten auf uns gekommen, der nach seinem Tode inschriftlich in den seinem Genius geweihten Tempeln über das ganze Reich hin aufgestellt ward, und von dem ein Exemplar in dem kleinasiatischen Ankyra (daher monumentum Ancyranum) wieder ans Licht gekommen ist. Unschätzbar wäre für uns der Besitz seiner gesammelten Korrespondenz, in der sich auch manches Billet an die Dichter seines Hofes befand. Allein so sehr sich der Kaiser für die Literatur interessierte, ihre Beförderung im einzelnen, die Aufspürung der Talente und die Fürsorge für das Wohl der Dichter mußte der Vielbeschäftigte anderen Männern überlassen. Unter diesen waren zwei noch in der Republik groß geworden und von republikanischem Geiste erfüllt: C. Asi-

nius Pollio (76—5 n. Chr.) und M. Valerius Messalla Corvinus (64—7 n. Chr.), die uns beide als Redner schon bekannt geworden sind.

Pollio war daneben ein bedeutender Staatsmann und bewahrte sich, wie kein zweiter, auch unter Augustus' Herrschaft eine freimütige Selbständigkeit. Im Jahre 39 gründete er die erste öffentliche Bibliothek in Rom und verband mit ihr seine auch dem Publikum geöffnete Kunstsammlung. Er war am bedeutendsten als Redner, angesehen als Tragiker und schrieb eine später viel benutzte Geschichte der Bürgerkriege seit dem ersten Triumvirat. Von ihr spricht Horatius in dem Gedicht, mit dem er dem Pollio das zweite Buch seiner Oden widmet. Am unmittelbarsten aber wirkte Pollio auf die jungen Dichter als Kritiker: er führte die Sitte ein, daß sie vor einer gelehrten und fachmännischen Zuhörerschaft Teile ihrer im Entstehen begriffenen Werke vorlasen und der Beurteilung unterbreiteten. Seiner besonderen Zuneigung und Unterstützung erfreute sich Vergilius; auch Horatius nennt ihn unter seinen Gönnern.

Einen kleineren Kreis von Dichtern sammelte **Messalla** um sich, er selbst hochgeschätzt von Augustus, Inhaber hoher Staatsstellen und ein guter Redner. Unter seinen Schützlingen nahm die erste Stelle ein Tibullus, der oft sein Lob verkündet; von den Jüngeren spricht Ovidius mit Verehrung von ihm.

Der Mittelpunkt jedoch für die Mehrzahl der augusteischen Dichter war das Haus des **C. Maecenas** († 8 v. Chr.). Dieser, der Sprößling eines alten etruskischen Geschlechts, war der vertrauteste Freund und klügste Ratgeber des Kaisers. In die Öffentlichkeit ist er wenig getreten, desto bedeutsamer wirkte er im stillen. Er war ein weicher Charakter, ein bequemer Lebemann, aber von feingebildetem Kunstgeschmack. Mit seltener Findigkeit und Sicherheit des

Urteils verstand er aus der Masse der Literaten die begabten und vielversprechenden an sich zu ziehen. Er war äußerst vorsichtig bei seiner Wahl: allein hatte er sich erst für einen fähigen Dichter erwärmt, so ward er dessen treuester Freund. Vergilius trat im Jahre 40 in nähere Beziehungen zu ihm und widmete ihm seine Georgica. Von Vergilius wurde ihm Horatius empfohlen und 38 bei ihm eingeführt. Dieser richtete an Maecenas das erste Buch seiner Oden, Propertius widmete ihm das zweite seiner Elegien.

So wurde die neue Dichtung des Kaiserreichs künstlich genährt durch die Gunst des Hofes. Trotzdem waren ihre Vertreter nicht höfische Dichter im schlechten Sinne des Wortes: keine unwürdigen Schmeichler, die Augustus stets von sich fernhielt. Freilich sangen sie oft des Kaisers Ruhm und des Reiches Herrlichkeit: aber sie taten es aufrichtig aus dankerfülltem Herzen; und wenn sie die Gottheit des Augustus feierten, so handelten sie als Söhne ihrer Zeit und als getreue Untertanen.

Zwei Richtungen sind es, welche die augusteische Dichtung bestimmen und nebeneinander in ihr wirksam sind. Einmal kommt in ihr zur Geltung eine Fortsetzung und vollere Ausgestaltung der neoterischen Dichtungsart, die in der vorigen Epoche mit der Nachahmung der Alexandriner den Anfang gemacht hatte. Aber maßgebender war das Neue, das hinzukam und der Poesie recht eigentlich den charakteristischen Stempel aufdrückte: es war der Klassizismus, der zurückgriff auf die griechischen und lateinischen Klassiker als auf die wahren literarischen Führer. Klassizistisch war auch der Geschmack des Augustus, und indem die Dichter seines Hofes, was immer die Griechen und die eigenen Vorfahren Bestes geleistet hatten, nicht nur nachahmten, sondern frei und der heimischen Weise gemäß neu zu beleben strebten, erreichten sie den höchsten Gipfel der Kunst.

Die vollendete Formgebung stand, wie den Neoterikern, so den Augusteern obenan. Den Weg zu ihr bahnten fleißiges Lesen und mühsames Studium der Griechen. Der Poet ging durch die Schule der Rhetorik, die den höheren Unterricht beherrschte: sie gab ihm die sichere Technik und den schwungvollen Ton. Zwar die ersten Geister der Zeit, wie Augustus, Vergilius und Horatius, waren daneben auch von philosophischer Bildung tief durchdrungen, aber bald hört das auf: die Rhetorik bemächtigt sich für immer des Lebens und der Dichtkunst. Die Metrik ward unendlich verfeinert und nach den verschiedenen Dichtungsarten verschieden behandelt; die Wortstellung und die Verteilung der Satzglieder im Verse ward auf das genaueste geregelt; eine Fülle farbenreicher und neuer Bilder lieh der Rede anmutigen Schmuck. Aber trotz aller Schönheit der Form litt diese Dichtung unter der Mühe des Studiums, das sie nötig machte. Es gab in ihr nichts, was nicht auf das sorgfältigste erwogen und berechnet war. Darum fehlt ihr die Frische und Ursprünglichkeit, und darum schrieben die Augusteer verhältnismäßig so wenig, weil sie nur durch endloses Feilen Vollendetes leisten konnten. Fast keiner dieser Dichter ist ein poetisches Genie: ihre Kunst hat nichts Intuitives, sie ist durch unermüdliche Verstandesarbeit erworben; deshalb sind sich die Dichter auch in vielen Punkten so ähnlich.

§ 2. Der älteste unter ihnen ist der Epiker L. Varius Rufus. Mit Horatius befreundet war der Elegiker C. Valgius Rufus. Andere reihen sich an, deren Namen für uns keinen Klang mehr besitzen. Sie alle werden überragt von den Poeten, deren Werke erhalten sind; unter diesen haben die ersten Plätze schon die Zeitgenossen dem Vergilius und dem Horatius eingeräumt.

P. Vergilius Maro war geboren im Jahre 70 bei Mantua, wo sein Vater einen Bauernhof besaß. Zu seiner

Ausbildung kam er früh nach Rom; neben der Poesie fesselten ihn philosophische Studien, deren Spuren in seinen Werken vielfach zutage treten. Größere Gedichte nahm er erst spät in Angriff, angeregt durch seinen Gönner Asinius Pollio. Seine Liebe zum Landleben führte ihn zur Schäferpoesie, für die er auf dem väterlichen Gute die rechte Stimmung fand.

So entstanden in den Jahren 42 bis 39 die Bucolica (Hirtenlieder), zehn Gedichte („Eclogen"). Der Stoff war nicht neu. Die Alexandriner hatten das romantische Idyll gepflegt, und die Lieder des Theokritos, des begabtesten bukolischen Dichters, ahmte Vergilius nach: die Hirten, welche auftreten, haben griechische Namen. Diese Schäfer sind sentimental: es wird in sie hineingelegt, was die Stimmung der Zeit erfüllte, ihre Hinneigung zur Natur, ihr Wunsch, ein weltentrücktes, genügsames Glück zu genießen, ihre Sehnsucht nach der Einfalt unverdorbenen Lebens und nach endlichem Frieden. Sie benehmen sich so höfisch und sind so gelehrt wie die Literaten von damals, und oft verbergen sich unter ihrer Maske nur die Abbilder gleichzeitiger Persönlichkeiten, die gepriesen oder bespottet werden. Mit großer Kunst ist es Vergilius gelungen, die alten Mythen von wohlerzogenen Mitgliedern der modernen Gesellschaft spielen zu lassen; aber die durchgeführte Stilisierung kann sich von Künstlichkeiten nicht freihalten und hemmt den Ausdruck wahren Naturgefühls. Geschmackvoll und anmutig in der Form, berechnet auf gesanglichen Vortrag mit Begleitung, waren diese Gedichte in Rom von um so größerer Wirkung, als derartiges in lateinischer Sprache noch nicht gedichtet war.

Durch die Veteranenbelohnungen mit dem Verlust seines Landgutes bedroht, kam Vergilius im Jahre 40 nach Rom zurück und wurde hier mit Maecenas bekannt. Das bedeutete einen Wendepunkt für sein Leben. Maecenas war

bezaubert von dem Liebreiz der Eclogen. Er veranlaßte den Dichter, einen ähnlichen, aber größeren Gegenstand zu behandeln, ein Lehrgedicht über den Landbau zu schreiben. Sieben Jahre, etwa von 36 bis 29, brauchte Vergilius zur Vollendung der vier Bücher der Georgica: sie stellen den Gipfelpunkt seines Schaffens dar. Der Stoff verteilt sich so auf die einzelnen Bücher, daß nacheinander geschildert werden Kornbau, Baumzucht und Weinbau, Viehzucht, Bienenzucht. Seit Hesiodos war das Lehrgedicht in der griechischen Poesie heimisch; die hellenistische Zeit hatte dafür einen besonderen Stil ausgeprägt, dessen Künste den praktischer Betätigung des täglichen Lebens angehörenden Gegenstand in dichterische Sphäre rücken sollten. Diese didaktische Poesie des Hellenismus gab Vergilius die Anregung: ihre Übertragung ins Römische bedeutete abermals die Einführung einer neuen Gattung in die lateinische Literatur. Aber hier vermied er auf das glücklichste, der übertriebenen Stilisierung seiner Vorbilder nachzueifern. Weil er die Poesie des Landlebens wirklich empfand und erfahren hatte, gelang ihm mit einfachen Mitteln die dichterische Beseelung der Tätigkeit des Ackermanns, die er schilderte, fand er hier für sein Gefühl den natürlichen Ausdruck, der unmittelbar poetisch wirkt und zugleich die Gefühle einer ebenso gestimmten Zeit auslöste und widerspiegelte. Was die Darstellung davor schützt, trocken zu werden, ist die kunstvolle Abwechselung und die feine Detailmalerei: bäuerischer Aberglaube und Wetterregeln werden benutzt, schöne Bilder im rechten Maße verwendet, reizende Episoden geschickt eingeflochten, hier und da Beziehungen auf die Zeitgenossen eingestreut und der Kaiser als Heros begrüßt und für ihn gebetet. Das Ganze aber ist umflossen vom reinsten Wohllaut, den nur die reifste Kunst vollendeter Sprach- und Versbehandlung gewähren kann.

Dieses Gedicht ist begonnen, kurz nachdem Varros Buch über den Landbau erschienen war; Vergilius hat es neben griechischen Autoren benutzt. Für Sprache und Vers aber hat er am meisten gelernt aus einem liebevollen Studium des Lucretius.

Die besprochenen zwei Werke haben Vergilius' Ruhm unter seinen Zeitgenossen begründet. Er hat in ihnen die für die Kaiserzeit maßgebende Dichtersprache geschaffen. Den Rest seines Lebens wandte er an eine höhere Aufgabe, ohne sie bis ans glückliche Ende führen zu können, die Aeneis. Stets hatte Augustus seine Günstlinge gedrängt, ein seine Herrschaft verherrlichendes Epos zu dichten, welches das ennianische der Republik ersetzen könnte; einer nach dem anderen hatte sich mit seinem Unvermögen entschuldigt. In den Georgica hat Vergilius den Plan zu einem solchen Epos angedeutet, wie er ihm damals vorschwebte: gewiß dachte er auch zu singen von Aeneas und seinem Sohne Julus, der seit Julius Caesar offiziell als der Stammvater des Julischen Geschlechtes galt, aber im Mittelpunkte sollten doch die Kriegstaten des Augustus selbst stehen. Dieser Plan änderte sich, als es inzwischen endgültig Friede geworden war und Augustus seine eigentliche Mission vielmehr darin erblickte, als Friedensfürst den neuen Staat und das neue Leben einzurichten in den alten Formen, nach dem Vorbilde der alten Zeit und durch die Wiedererweckung der Eigenschaften, die einst die Kraft des Römertums ausgemacht hatten, der Frömmigkeit, Genügsamkeit und Tapferkeit. Nun wurde die Vorzeit Roms der Gegenstand des Gedichts, aber als Ideal der Gegenwart. Nun wurde der von jenen echten Römertugenden erfüllte Aeneas der Held, der nach langen Irrfahrten und Kämpfen das gottgewollte Ziel erreicht; aber in dem erhabenen Ahnen erscheint wie im Gleichnis sein Nachkomme Augustus, in dem, der den

Grundstein zu Roms Größe gelegt, der Kaiser, der die Fundamente des stolzen Baues neu begründet und befestigt hatte.

Kaum war ein anderer Stoff denkbar, der dem Dichter so allseitig die Möglichkeit gewährte, die in der Überlieferung gegebene und als geschichtlich betrachtete Heldensage mit der auf die Gegenwart gerichteten Tendenz zu durchdringen, um die es ihm eigentlich zu tun war. Denn die Aeneaslegende, einst als Gründungssage für Rom von Griechen gedichtet (S. 25) und schon von Naevius in das römische Epos aufgenommen, vereinigte in sich ungezwungen die Momente, auf die es ankommen mußte, wenn das Epos wirklich ein Spiegelbild augusteischer Bestrebungen und Anschauungen werden sollte. Sie war nationale Geschichte vom Ursprunge des römischen Volkes. Wenn Vergilius, sie als solche auszugestalten, reiches Material aus historischen und antiquarischen Werken, daneben aus Dichtern wie Naevius verwertete, so tat er das nicht wie die Alexandriner rein gelehrten Interessen zuliebe, sondern er wandte sich damit als Lehrer und Erzieher an das nationale Gefühl seines Volkes und kam schon dadurch auch poetischer Wirkung näher als jene. Vor ihm hatte allein Lucretius diese hohe Meinung von dem Berufe des Dichters gehabt, daß er eine Lebensanschauung als Richtschnur sittlichen Handelns verkünden solle. Vergilius verfolgt dasselbe Ziel, nur in anderer Richtung. Die Männer und Zustände der Vorzeit stellte er hin als sittliche Vorbilder für das Rom seiner Zeit. Er handelte damit ganz im Sinne des Augustus und als Wortführer der starken moralisierenden Strömung, die alle Schichten des Volkes ergriffen hatte und auch die Literatur, namentlich die Geschichtschreibung, durchgehends beherrschte. Wenn er jede Gelegenheit benutzte, um die in die Urzeit zurückverlegte Stiftung der Tempel

und die Entstehung der alten gottesdienstlichen Bräuche, wie Varros Forschung sie wieder ans Licht gebracht hatte, seinem Gedichte einzuflechten, so hatte das ein unmittelbares Interesse für die Gegenwart, die diese nationalen Heiligtümer wiederherstellen wollte.

Die Aeneaslegende stand ferner als Stammsage der Julier in engster Beziehung auch zu der Person des Herrschers und forderte geradezu heraus, den Gedanken an ihn überall mitklingen zu lassen. In tausend Einzelheiten wurde der gleichzeitige Hörer an Augustus und die Prinzipien seines Regierungssystems erinnert. Aber auch das Grundmotiv der ganzen Aeneis findet seine zureichende Erklärung nur in dem Verhalten des Kaisers. Wie Aeneas die troischen Penaten als Unterpfand der künftigen Weltherrschaft Roms nach Italien überführt, wie seine Bestimmung darin liegt, die kriegerischen Eigenschaften der Latiner durch die sittlichen Tugenden der Frömmigkeit zu ergänzen und den rechten Götterkult in Italien einzusetzen, so betrachtete sich Augustus mit Vorliebe als den Träger einer sakralen Mission, so nahm er für seine Herrschaft die der Antike am höchsten stehende sakrale Legitimation in Anspruch auf Grund der Sagenversion, wonach sein Ahn Julus nicht die politische Machtstellung eines Königs, sondern die oberste Priesterwürde ererbt hatte. Diese sollte sich im Besitz der Julier erhalten haben. Der Kult der Penaten gewährleistete die Kontinuität der römischen Geschichte und machte Augustus zum wahren Repräsentanten des römischen Volkes. Die religiöse Bedeutung seines Hauses sicherte ihm die Weltherrschaft. Und endlich konnte die Aeneaslegende dem Charakter des neuen Reiches gerecht werden, in dem Hellenentum und Römertum sich zu einer Einheit verschmolzen, und dem Wesen des augusteischen Principats, in dem die magistratischen Befugnisse der Republik sich mit denen hellenisti-

scher Königsgewalt mischten. Schon lange galten die Römer als eines Stammes mit den Griechen. Mußten in der ersten Hälfte der Aeneis die Trojaner als Feinde der Griechen erscheinen, so wird doch in der zweiten geflissentlich ihre Verwandtschaft untereinander und mit den Latinern betont.

Allein dabei bleibt es nicht, daß so die Urgeschichte Roms in vertraute Fühlung tritt zu der Gegenwart, ihrem Denken und Empfinden und ihren Bedürfnissen. Wie der Wert der erzählten Handlung darin beruht, daß sie den Grund für die Zukunft legt, so hat Vergilius nun auch die ganze gewaltige Entwicklung Roms in den Rahmen seines Epos eingespannt. Dadurch erst wird es vollends zur nationalen Dichtung. An markanten Stellen wird die Handlung der Aeneis durch das herkömmliche Mittel der Prophezeiung ausgeweitet zu einer Gesamtdarstellung der römischen Geschichte. Je zweimal in jedem der beiden sechs Bücher umfassenden Teile des Gedichts geschieht es. In dem ersten Abschnitt steht zu Anfang die große Weissagung des Juppiter, die im raschen Fluge den Gang der Geschichte bis auf Augustus berührt, und am Schluß, im Mittelpunkt des ganzen Epos, die Vision in der Unterwelt, wo in langer Reihe die Helden Roms bis auf Marcellus, den zum Thron bestimmten Enkel des Kaisers, vorübergleiten. Im zweiten Teile wird des Aeneas Zuversicht für die bevorstehenden Kämpfe in Latium gestärkt durch die Betrachtung des Schildes, auf dem Vulcanus die Kriegstaten der Nachkommen abgebildet hat, und im letzten Buche verheißt Juppiter die schließliche Stadtgründung auf dem eroberten Boden.

Mit dem Ausgang des Helden von Troja war die Anknüpfung an Homeros ohne weiteres gegeben. Das große Epos konnte nur klassizistisch sein. Daß Vergilius es wagte, ein zusammenhängendes Ganze von zwölf Büchern zu kom-

ponieren, war etwas Neues; damit trat er in Gegensatz zu den helleniſtiſchen Dichtern, die ſich abſichtlich vom heroiſchen Epos ferngehalten hatten; er mußte klaſſiſchen Muſtern nachgehen. In lateiniſcher Sprache andererſeits war das maßgebende Vorbild für homeriſchen Stil Ennius. Die Abhängigkeit ſeiner epiſchen Kunſt und ſeiner epiſchen Sprache von Homeros und Ennius hat Vergilius mit Bewußtſein hervorgehoben durch die zahlreichen Anklänge an beide, die über das ganze Gedicht ausgebreitet ſind. Er wollte ein Werk ſchaffen, das für den Römer etwa dieſelbe Bedeutung erlangen könnte, die für den Griechen Homeros hatte. Es ſchien ihm ſelbſtverſtändlich, daß er die Vorzüge und Schönheiten, die bei dieſem bereit lagen, ſeinen Landsleuten nicht vorenthalten dürfe, ſondern ſie durch die Nachahmung zum Eigengut ihrer Literatur machen müſſe. Den ganzen Homeros ihnen zu gewinnen, dichtete er in den Irrfahrten des Aeneas eine römiſche Odyſſee und in dem latiniſchen Kriege eine römiſche Ilias. Sein Held erzählt die eigenen Erlebniſſe der Dido, wie Odyſſeus dem Alkinoos die ſeinen; er wird von ihrer Liebe auf ſeinem Wege feſtgehalten, wie jener von Kirke und Kalypſo; glänzende Leichenſpiele werden dem Anchiſes ausgerichtet, wie dem Patroklos; auch Aeneas ſteigt zu den Schatten hinab; auch in Latium wird ein Schiffslager verteidigt, eine Stadt berannt und um eine Frau gekämpft. Und dieſe Gleichheit in den Hauptzügen iſt nicht einmal das für die Nachbildung eigentlich Bezeichnende. Auch innerhalb der größeren Szenen ſind faſt alle Einzelmotive entlehnt und nicht nur für die äußeren Geſchehniſſe, ſondern ſelbſt für den Ausdruck der Gefühle. Nie geſtaltet der Dichter ein Bild frei aus der eigenen Phantaſie heraus, ſondern er ſucht in fremder Dichtung nach analogen Bildern, die er nur umzuformen braucht, um ſie für ſeine Erzählung zu verwenden.

Was Vergilius' Eigenart bestimmt, ist die Kunst, mit der er aus dem Mosaik der Imitationen dennoch ein Gemälde von selbständigem Charakter und einheitlicher Wirkung erstehen läßt. Überall sind die erborgten Motive den Anforderungen der Handlung und der Charaktere, die er zu schildern hat, untergeordnet. Überall leuchten durch das fremde Medium die eigenen Anschauungen und Gefühle des Dichters hervor. Die Wärme seines mitleidenden Gefühls und die Kraft seines religiösen und nationalen Empfindens teilen sich unmittelbar dem Hörer mit. In seiner Weltanschauung verbindet sich stoische Philosophie, die freilich in den Grenzen der homerischen Welt nicht voll zur Geltung gelangen konnte, mit den Formen altrömischer Gottesverehrung. Das Schicksal, die eine höchste Gottheit, lenkt in unabänderlicher, von vornherein festgesetzter Bahn die Wege der Menschen; seinem Willen zu folgen, ist oberste Pflicht; darin beruht die Frömmigkeit und die Größe des Aeneas.

Dann aber ist es der Stil, der Vergilius zu eigen gehört; die künstlerischen Ziele der Wirkung, die er verfolgt, sind andere, als bei Homeros. So scheiden sich beide in der Art der Ausführung und der Mittel der Darstellung oft da am deutlichsten, wo sie sich stofflich am vollkommensten zu gleichen scheinen. Vergilius zeichnet nicht Individuen, sondern Typen. Er legt den Nachdruck auf die seelischen Vorgänge. Er zeigt die Menschen fast nur im Affekt, der nicht in Taten, sondern in Reden zum Ausdruck kommt. Und an Stelle der natürlichen Äußerung des Affekts tritt die psychologische Analyse seines Grundes, die der Dichter gibt. Läßt schon dies alles die Ähnlichkeit mit der dramatischen Technik erkennen, so ist die Erzählung vollends durchaus auf dramatische Wirkung angelegt. Ihre Teile sind in einzelne Szenen aufgelöst, in deren Verlauf eine unerwartete Wendung den Umschwung herbeiführt. Motiviert wird

jedes wichtigere Ereignis durch das Eingreifen der Götter: der Mensch ist eben ein willenloses Werkzeug in der Hand des Schicksals. Sonst dient dazu die Rede, die nach der Weise der Historiker alle für die Handlung möglichen Motive zu erschöpfen sucht. Vergilius zieht die Darstellung stärker zusammen als Homeros: er scheut Wiederholungen und sagt nur, was selbständigen Wert hat. Alle Mittel seines Stils sind darauf gerichtet, uns die Empfindungen der handelnden Personen miterleben zu lassen. Auch in der Verwendung der Rede weicht er von Homeros ab: er beschränkt das Gespräch, und wenn er darin vom Drama sich entfernt, so erinnert an dieses wieder der geschlossene Aufbau der einzelnen Rede, die in straffer Disposition nur ein Ziel im Auge hat und voll rhetorischer Berechnung die Auffassung des Sprechenden dem Hörer vortäuscht, zugleich beide mit kluger Psychologie charakterisierend. Vergilius ist bemüht, die Handlung zu vereinfachen, um ihre großen Linien um so mehr hervortreten zu lassen; dafür bereichert er sie durch allseitige Beleuchtung, durch Überraschung und seelische Vertiefung. Will er dem Tragiker gleich ergötzen und erschüttern, so liegt ihm am meisten daran, das Gefühl der Erhabenheit hervorzurufen, für das die Römer besonders empfänglich waren. Dies Streben bestimmt seine ganze Darstellung bis herab zu dem feierlichen Ton der Sprache und gibt ihr die einheitliche Färbung. Ob Vergilius der Schöpfer dieses stark erregten, dramatischen Stils der poetischen Erzählung war, wie er ihr Lehrmeister für Jahrhunderte geblieben ist, steht dahin. Vorbilder dafür hat er, wie es scheint, am ersten unter den peripatetischen Geschichtschreibern und den von ihnen abhängigen römischen Annalisten gehabt.

Die einzelnen Bücher der Aeneis sind außerhalb der Reihenfolge jedes für sich ausgearbeitet. Sie bilden ab-

gerundete Kunstwerke, die auf sich stehen. Gewiß hat Vergilius auch den logischen Zusammenhang aller untereinander herzustellen angestrebt, ohne daß es ihm immer gelungen wäre. Mit der zweiten Hälfte des Gedichts, die als Kriegsschilderung den Zeitgenossen erst als der Höhepunkt des Epos erscheinen mochte, hat auch der Dichter selbst zweifellos eine Steigerung beabsichtigt. Wirksamer für alle Zeiten ist doch die erste Hälfte: die Erzählung vom Falle Trojas, die Geschichte von Didos Liebe und Tod, die am meisten hellenistischer Dichtungsart verwandt ist, und endlich die von erhabener Moral und nationaler Begeisterung erfüllte Schilderung der Unterwelt, die den christlichen Dichtern bis ins Mittelalter das Vorbild für die Vorstellungen von Paradies und Hölle lieferte.

Auf griechischem Boden wollte Vergilius sein Werk vollenden. Im Jahre 19 trat er die Reise dahin an, doch kehrte er, schon krank, in Athen, wo er Augustus traf, mit diesem zusammen wieder um und starb auf der Rückreise in Brundisium. Kränklich und nervös war er sein Leben lang gewesen, hoch und hager seine Gestalt. Ein langsamer, bedächtiger Mann von tiefer Empfindung und strenger Reinheit der Sitten und Gesinnung, hatte er bescheiden und still gelebt; unverheiratet, wie die meisten Dichter der Zeit.

Die Aeneis war innerlich nicht beendet: Varius besorgte auf Anordnung des Augustus ihre Herausgabe, so wie sie vorlag. Die letzte Feile fehlte: hier und da klaffen unvollständige Verse, sind doppelte Fassungen desselben Gedankens nebeneinander gesetzt. Und doch hat dieses unvollendete Werk eine ungleich größere Wirkung geübt, als die vollendeten: die Aeneis hat Vergilius' Ruhm bei der Nachwelt begründet. Sie war das gefeierte Nationalepos der Kaiserzeit, wurde sofort Schulbuch und populär, wie kein zweites Gedicht. Sie ist nie vergessen, wurde eifrig abgeschrieben

und mit bändereichen Kommentaren versehen. Dem Mittelalter und der Renaissance galt sie als das absolut klassische Epos. Sie hat die epische Dichtung Dantes und der romanischen Völker überhaupt befruchtet. So angesehen war der Name des Vergilius im Mittelalter, daß man ihn als Zauberer, seine Gedichte als Weissagungen verehrte.

Wenige Jahre jünger als Vergilius war sein Freund **Q. Horatius Flaccus**, geboren 65 in Venusia, Süditaliener und darum lebenslustiger und beweglicheren Geistes; von Herkunft noch tiefer stehend als jener: sein Vater ein Freigelassener, der ein kleines Amt und Landgut besaß. Doch ließ dieser dem Sohn eine sorgfältige Erziehung in Rom angedeihen und überwachte selbst mit treuer Fürsorge sein Leben in der Großstadt. Er ermöglichte ihm sogar um das Jahr 45 den Besuch der Universität Athen, wo damals eine Reihe junger vornehmer Römer studierte. Hier legte Horatius den Grund für seine spätere Vertrautheit mit der griechischen Philosophie. Doch die unruhigen Zeiten, die nun anbrachen, zogen auch ihn in ihren Strudel. Ende 44 erschien Brutus in Athen und warb unter den Studenten Offiziere für sein Heer. Auch Horatius folgte ihm und kämpfte gegen Octavianus bei Philippi. Aus der Schlacht rettete ihn die Flucht, wie wir aus seiner Ode an einen alten Waffengefährten wissen; sein väterliches Landgut ward konfisziert. Die Amnestie erlaubte ihm die Rückkehr nach Rom: er war jetzt ganz mittellos und fristete sein Leben als Quaesturschreiber, d. h. Buchhalter der Staatskasse.

Damals, im Jahre 40, fing er an zu dichten, um seine Lage zu verbessern, und er hatte Erfolg. Vergilius empfahl ihn dem Maecenas, der ihn im Jahre 38 unter seine Hausfreunde aufnahm. Damit war er aller Sorgen ledig; später erfüllte Maecenas auch seinen Wunsch nach eigenem Landbesitz. Das meiste aus seinem Leben bis zu diesem Punkte

hat er uns selbst erzählt in einer seiner anmutigsten Satiren (I 6).

Satiren waren die ersten Gedichte, die Horatius schrieb — zwei Bücher bis zum Jahre 30; sie verschafften ihm rasch dichterischen Ruf. In Gedichten dieser Gattung hat er überhaupt sein Bestes geleistet; hier fand er die Ausdrucksmöglichkeit, die seinem Naturell am vollkommensten entsprach. Er ist der künstlerisch selbständigste, am meisten eigene Wege suchende Dichter unter den Augusteern. Theoretisch und praktisch ging er mit der Forderung einer Erneuerung der Poesie voran, wie sie der neuen Zeit anstand, deren Anbrechen er klarer als andere erkannte. Die römischen Dichter der Republik genügten seinen Ansprüchen an die Form nicht; von den hellenistischen Vorbildern strebte er zurück zu den Klassikern, auf die jene selbst hinwiesen. An der Satire des Lucilius, deren polemische Richtung sich bei ihm mit einer ähnlichen, durch die letzten Erlebnisse noch verschärften Neigung begegnete, glaubte er zeigen zu können, wie er diese Erneuerung verstand.

Mit Bewußtsein an Lucilius anknüpfend, behielt er den Hexameter als Metrum bei, und auch stofflich waren es anfangs oft die gleichen Gegenstände, die er behandelte, wie die Beschreibung der Reise nach Brundisium dartut. Gerade dann mußte am deutlichsten die Absicht hervortreten, die er verfolgte, jenen durch die Feinheit der Formgebung zu überbieten. Allein es kam sowohl für die Form als den Inhalt der Satiren bei Horatius noch eine ganz neue Einwirkung hinzu. „Bioneische Gespräche" nennt er seine Satiren selbst, und die Nachahmung der Schriften des griechischen Popularphilosophen Bion (um 300) gibt ihnen in der Tat einen Teil ihrer Eigenart. Ihm verdanken sie die draftische, mimisch bewegte dialogische Einkleidung; denn Bion pflegte sich einen Gegner zu fingieren und mit diesem in lebhafter

Rhetorik zu disputieren. Aus Bion ferner flossen die gegen das Ende der Bücher immer mehr sich vordrängenden Themata praktischer Lebensweisheit, wie sie der Kynismus aufgebracht und die Stoa vermehrt hatte. Ihr Vorherrschen erweist auch für Horatius den Einfluß jener auf sittliche Besserung hinarbeitenden Bewegung, die sich aller Welt bemächtigt hatte. Das Muster aber für die literarische Gestaltung dieser Gedanken suchte er unter den klassischen Vertretern der kynisch-stoischen Popularethik.

Die Satiren sind voll scharfer Charakterzeichnung, feiner Beobachtung, reicher Menschenkenntnis, und das Moralisieren wird nicht langweilig, weil Spott und Parodie die Formen sind, unter denen es auftritt: Scherz und Ernst sind hier in der glücklichsten Weise verbunden. Der Stil ist knapp und voll überraschender Wendungen. Sprache und Metrik, welche letztere sich eben dadurch von der des epischen Verses merklich unterscheidet, sind mit der größten Kunst der gebildeten Umgangssprache angeglichen. Auf Wirkung auf das Volk sind die geistreichen Plaudereien nicht angelegt; das strafende Pathos und die politische Kritik des Lucilius fehlt ihnen ganz.

In derselben Zeit, wo die Satiren entstanden, dichtete Horatius noch ein kleines Büchlein: Epoden oder Jamben, wie ihr richtigerer Titel lautet. Epoden heißen sie von ihrer metrischen Form, die darin besteht, daß zwei bald jambische, bald daktylische Verse, der erste länger, der zweite kürzer, auf das engste aneinandergeschlossen sind. Der Name Jamben dagegen bezeichnet den in solchen Versen üblichen, spottenden und aggressiven Inhalt. Archilochos war hier der klassische Meister, dessen Kunst Horatius zuerst auf römischen Boden verpflanzte. Aus der grollenden Stimmung, in der der Dichter nach dem Scheitern seiner Hoffnungen heimkehrte, sind auch die Jamben hervorgegangen. Er schilt

das Geschlecht, das sich in endlosen Bürgerkriegen zerfleischt, er läßt die Sehnsucht nach Frieden ausklingen in das Lob des Landlebens, er feiert endlich, noch halb zagend, den Sieg von Actium. In Gedichten an Maecenas berührt er vielfach die Zeitgeschichte, und daneben entlädt er seine ganze Erbitterung gegen persönliche Gegner und Gegnerinnen oder gegen große Klassen verächtlicher Menschen.

Archilochos hat ihn dann weiter zur lesbischen Lyrik geführt, zum sangbaren Lied (carmen). Nach reifster Vorbereitung dichtete er in den Jahren 30 bis 23 die drei ersten Bücher seiner Oden, die ein Ganzes bilden und als solches veröffentlicht wurden.

Schon Catullus hatte sapphische Strophen übersetzt: Horatius übernahm jetzt in umfassendem Maße die Formen des Alkaios und der Sappho. Nach Metren sind die Lieder geordnet, und diese Metren waren für Rom größtenteils neu. Ihre Nachbildung ist eine wahrhaft künstlerische: ganz eigenartig und von Catullus' Dichtweise abweichend, sind sie der lateinischen Sprache gemäß behandelt und einer strengen, die Freiheiten des Originals einschränkenden Regel unterworfen. Hier zuerst trat jene melodische Gliederung durch die fein abgewogene Wortverschlingung in den lyrischen Maßen auf, die dem lateinischen Vers einen neuen Reiz verleiht. Das fein gebildete Publikum bewunderte die Lieder schon dieser Metrik wegen; für den gemeinen Mann waren sie zu schwer. Mit der Form übernahm Horatius auch einen guten Teil der Stoffe von den Griechen. Liebe und Wein, Freundschaft und Geselligkeit besang er; aber einfach übersetzt, ganze Gedichte übertragen hat er nirgends. In den lesbischen Formen klang seine Kenntnis der ganzen griechischen Lyrik, vor allem Pindars, wieder: sie alle sollten helfen, den Römern eine Lyrik großen Stils zu verschaffen. Aber er wählte aus, was für Rom paßte, und verknüpfte

die Themata mit römischen Verhältnissen und Personen. Überall verbergen sich Anspielungen auf seine Freunde und die damaligen Zustände, die wir oft mehr ahnen als verstehen. Was das römische Leben der Zeit bewegte, tönt uns aus den Oden entgegen.

Horatius' Lyrik fließt nicht aus dem Herzen, sondern ist eingegeben von einem kühl berechnenden Verstande. Sie wird dadurch zuweilen nüchtern und akademisch. Es fehlt den Liedern der Charakter des Selbsterlebten, es fehlt die Glut überströmender Empfindung. Die Ironie des objektiven, unbeteiligten Zuschauers, welche die Satiren so gut kleidet, wirkt in den Oden störend. Besser als Liebeslieder gelingen dem Dichter die Trinkpoesien und Huldigungsgedichte auf hochgestellte Freunde. Die schwungvollsten seiner Oden endlich hat er direkt in den Dienst der auf die Wiedergeburt des römischen Geistes gerichteten Pläne des Augustus gestellt. Hier fand selbst seine wenig schwärmerisch und erhaben gestimmte Natur den treffenden Ausdruck für den großen Zug neuen Lebens, der durch die Zeit ging. Er feierte den Kaiser als den die Giganten zerschmetternden Juppiter und schärfte dem jungen Geschlecht sittliche Besserung und Umkehr zur Religion und Ehrenhaftigkeit der Väter ein als notwendig zum Fortbestand des Reiches.

Die Oden des Horatius sind in der Folgezeit stets gelesen; Floskeln aus ihnen finden sich bei allen späteren Dichtern. Ihre Form wirkte mächtig ein: das sieht man z. B. aus Senecas Tragödien und aus Statius. Und ebenso sind sie in der deutschen Literatur des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts nachgeahmt worden; man denke nur an Klopstock.

Nach dem Jahre 23 hat Horatius nur noch wenig geschrieben. Er war ein untersetzter, wohlbeleibter Herr, der sich das Leben so bequem als möglich machte, und das

Dichten kostete ihm Mühe. Noch einmal wandte er sich dem eigentlichen Felde seiner Begabung zu, der Satire; aber Inhalt und Form wandelte er leicht ab und gab dem neuen Gebilde den Namen Epistel. Diese Gedichte sind z. T. wirklich Gelegenheitsbriefe und alle an bestimmte Persönlichkeiten gerichtet. In ihnen tritt die polemische Art der Satire zurück und die moralphilosophische Lehre noch mehr hervor: köstliche Lebensweisheit wird mit der Ruhe des Alters und der Erfahrung des Weltkenners vorgetragen. Der letzte Brief an den Vater und die Gebrüder Piso wird völlig zum Lehrgedicht: er handelt über die Kunst zu dichten. Hier hat Horatius in lockerer, durchaus nicht auf systematische Erschöpfung des Themas ausgehender Darlegung das theoretische Fazit aus den Bestrebungen der augusteischen Dichter und aus seinem eigenen kritischen Nachdenken gezogen, ohne doch andere, als von den Griechen entlehnte Gedanken vorzubringen.

Auch zu den Oden kehrte er noch einmal zurück. Zunächst dichtete er auf Anfordern des Augustus für das große Sühnfest des Jahres 17 das Festlied, das von einem gemischten Chor bei der Feier vorgetragen wurde. Dann aber wünschte der Kaiser, daß er die in den Alpengebieten erfochtenen Siege seiner Stiefsöhne, Tiberius und Drusus, besänge. Der Dichter gab jene Huldigungslieder vereint mit anderen im Jahre 13 in einem vierten Buch Oden heraus. Es enthält außer einigen erotischen Spielereien fast nur Gedichte auf Staatsmänner und an Mitglieder der vornehmen Hofgesellschaft, deren Ton oft steif und gezwungen erscheint. Im Jahre 8, wenige Monate nach dem Tode des Maecenas, ist Horatius gestorben.

§ 3. In den Jahren, wo Vergilius und Horatius anfingen zu dichten, ist auch die römische Elegie entstanden, eine ganz neue Gattung, der weder Griechen noch Römer

bisher gleiches an die Seite zu setzen hatten. Cornelius Gallus (70—27) ist ihr Schöpfer; im Jahre 39 lagen Elegien von ihm bereits vor. Das Versmaß der Elegie, das Distichon, die Verbindung des Hexameters mit dem kürzeren Pentameter, war früh in Jonien abgeleitet aus dem des Epos, um im Gegensatz zu ihm den Ausdruck subjektiver Gedanken und Empfindungen aufzunehmen. In hellenistischer Zeit aber war eine Entwicklung zum Abschluß gekommen, die gerade inhaltlich die völlige Angleichung der Elegie an das Epos vollzog: sie ward eine rein erzählende Dichtung und die Heldensage ihr Stoff. Subjektive Gefühle, namentlich der Liebe, sprachen die Alexandriner in einer anderen literarischen Form aus, im Epigramm, das sich gleichfalls des distichischen Metrums bediente. Dieses erotische Epigramm hat Gallus zur Elegie erweitert; es ist im Grunde nur der verschiedene Umfang, der beide scheidet. Zu einer solchen Ausgestaltung benutzte er einmal die Mittel der Rhetorik und sodann den mythologischen und bukolischen Stoff, wie ihn die Sagenelegie und die Idyllendichtung des Hellenismus ausgebildet hatten. Indem er durch Beziehungen auf die Heroenwelt die eigene Liebe illustrierte und adelte, indem er die Zustände der unverdorbenen Natur mit der Gegenwart kontrastierte, gewann er reichen Schmuck, mit dem er die aus dem hellenistischen Epigramm entnommenen erotischen Hauptmotive weiter ausführen konnte. Wie aber diese Motive in letzter Verzweigung aus der attischen Komödie stammten, welche fast alle Möglichkeiten in der Darstellung des Verhältnisses zur Hetäre, auf dem die Liebespoesie beruhte, durchmessen hatte, so schöpfte auch der römische Dichter zuweilen unmittelbar aus dem Urquell.

So waren alle Elemente, aus denen die Elegie bestand, bereits in der griechischen Dichtung verwandt und aus mehreren ihrer Arten entlehnt; lediglich ihre Zusammen-

fügung zu einem neuen Ganzen war das Werk des Gallus. Er fand damit die geeignete Form für die individuelle Liebespoesie, die zugleich fähig war, den von den Griechen für die dichterische Behandlung der Erotik aufgehäuften Schatz in sich zu fassen. Catullus und Horatius hatten ähnliches versucht; doch jener war über das alexandrinische Epigramm nicht hinausgekommen, dieser hatte sich in der Form vergriffen, wenn er Jamben elegischen Charakters schrieb. Später hat er sich dann in den Oden ein anderes und passendes Gefäß für die Lyrik geschaffen, die darin der Elegie gleichen, daß sie wie diese ein Sammelbecken der verschiedensten hellenischen Einflüsse wurden. Tatsächlich war in der neuen Liebeselegie ein Gebilde entstanden, das seinem Wesen nach der alten ionischen Elegie des Mimnermos sehr viel näher stand, als der helleniſtischen. Möglich auch, daß Gallus bewußt auf die klassische Form hat zurückgreifen wollen.

Seine Gedichte sind uns verloren; aber sie müssen maßgebend gewesen sein für alle seine Nachfolger. Schon darin, daß nicht die einzelne Elegie, sondern das Elegienbuch die literarische Einheit ausmacht, daß jedes Buch nur eine einzige Geliebte besingt oder wenigstens nennt, weshalb es einfach nach deren Namen zitiert werden kann. Sein Einfluß reicht von dem Titel Amores, den schon er der Sammlung von Elegienbüchern gegeben zu haben scheint, bis hinein in die Einzelheiten der Komposition, der auch nachher gebrauchten Motive und Stoffe. Kaum ein halbes Jahrhundert lang hat die Elegie geblüht. Wir kennen außer Gallus vier ihrer Vertreter, deren Lieder erhalten sind. Ovidius war der Zerstörer der Gattung, Lygdamus dichtete als Dilettant. Die beiden Meister, wirkliche Dichter, in deren Händen die Elegie ein selbständiges Kunstwerk ist, heißen Tibullus und Propertius. Die Römer haben geschwankt, wem von beiden sie die Palme zuerkennen sollten.

Albius Tibullus wurde ungefähr 55 als Sohn einer in Latium begüterten Ritterfamilie geboren. Dort wuchs er auf und gewann die innige Liebe zur Natur und zum Landleben, die aus seinen Gedichten wiedertönt. Als römischer Ritter sehr gegen seine Neigung zu langjährigem Heeresdienst verpflichtet, lernte er im Lager den Messalla kennen und begleitete ihn mehrfach auf seinen Kriegszügen. Von den Dichtern des maecenatischen Kreises stand ihm Horatius besonders nahe.

Zum Elegiker machte ihn um das Jahr 30 die Liebe zu einer Freigelassenen, Plania. Er nennt sie in dem ersten Buch der Elegien, das vor allem dieser Liebe gewidmet ist, Delia im Hinblick auf den Gott des Gesanges, Apollo von Delos. Für das Verhältnis zu ihr wurde die durch den Kriegsdienst veranlaßte Trennung verhängnisvoll: er fand sie, als er zurückkehrte, in den Armen eines anderen und wandte sich schließlich ganz von ihr ab. So ist der Liebe Lust und Leid das vorherrschende Thema; und diese Liebeslieder auf Delia haben den Dichter berühmt gemacht. Ihnen folgte ein zweites Buch der Elegien, in dem die Liebe zu Nemesis im Mittelpunkte steht.

Neben den Liebesliedern begegnen in beiden Gedichte anderen Inhalts. Den sanften Charakter des Tibullus zeigen jene Lieder, in denen er den Krieg und den Erfinder der Waffen verwünscht. Er besingt den idyllischen Frieden und die stille Tätigkeit des Landmanns, er sehnt sich zurück nach dem goldenen Zeitalter, dem Paradiese der Menschheit, er preist die einfachen Sitten und die schlichte Frömmigkeit der Vorfahren, und man merkt: das alles kommt ihm von Herzen. Endlich hat auch er nicht vergessen, das Lob seines Gönners Messalla vielfach in seine Lieder zu verflechten, und hat auf ihn und seinen Sohn Festgedichte geschrieben.

In der Blüte seiner Jahre ist Tibullus 19 gestorben. Die Sammlung seiner Elegien, die wir heute besitzen, ist

nach seinem Tode veranstaltet; darin wurde aufgenommen, was sich von dichterischen Erzeugnissen aus dem Kreise des Messalla überhaupt erhalten hatte: außer den beiden Büchern des Tibullus selbst und einem anonymen Huldigungsgesang auf Messalla namentlich die Elegien des Lygdamus und Gedichte, die mit dem Namen der Sulpicia verknüpft sind.

Tibullus hat nur die eine Reihe neuer Stoffe, mit denen Gallus das Epigramm bereichert und zur Elegie fortgebildet hatte, weitergeführt: die bukolischen Elemente. Das war in dem Wesen seiner Persönlichkeit begründet. Und zwar hat er die Romantik einer besseren Zeit, von der das ländliche Leben allein einen Schimmer bewahrt zu haben schien, nicht nur in besonderen Gedichten der Not und dem Kummer, die ihn umfingen, entgegengesetzt, sondern auch in den Liebesliedern selbst ist es die idealisierte Natur, von der sich das Glück und der Schmerz seiner Liebe abheben. Was ihn auszeichnet, ist die Tiefe und der Reichtum des Gefühls. Aber indem sich die wahre Empfindung, die ihm eine echte Dichterliebe eingibt, in den übernommenen Formen hellenistischer Poesie äußert, wird sie in ihrer freien Entfaltung gehemmt. Er ist der konventionellen Ausdrucksmittel nicht völlig Herr geworden. Es fehlt ihm die Kraft, mit diesen Mitteln nach eigenem Gefallen zu schalten, sich ihnen gegenüber ganz zu behaupten. Damit hängt es auch zusammen, daß ihm eine scharfe Gliederung, ein geschlossener Aufbau seiner Gedichte nicht gelingt: er reiht ein Motiv lose an das andere, er läßt sich von den Gedanken und Stimmungen treiben, weil er die Herrschaft über sie verliert.

Von alledem das Gegenteil weisen des Propertius Elegien auf. **Sextus Propertius** stammte aus einem angesehenen Geschlechte Umbriens. Der Vater starb früh, und der Landbesitz der Familie ward durch die Veteranenansiedlungen geschmälert. Siebzehn Jahre alt ging der junge Pro-

pertius nach Rom, und hier ergriff ihn die tiefe Liebe zu einer viel umworbenen, so geistreichen als anmutigen Schönheit, die ihn zum Dichter werden ließ. Cynthia nannte er die Geliebte in seinen Liedern, zu Ehren des auf dem Berge Kynthos geborenen Apollo. Nach stürmischer Werbung jauchzt er eine Zeitlang in sicherem Besitze. Doch hohe Beamte und kunstreiche Literaten waren seine Rivalen, und der Sinn der Schönen war flatterhaft. Schließlich kann er an ihrer Untreue nicht mehr zweifeln und wird zu Verwünschungen fortgerissen gegen das Weib, das er so heiß liebte. Diese Liebe macht das Wesen des Propertius und seiner Dichtung aus. Leicht entzündbar gibt er sich dem großen Eindruck leidenschaftlich hin, und jede Empfindung vom höchsten Glück bis zum tiefsten Schmerz kommt in seinen Elegien zum lebendigsten Ausdruck. Es gibt nichts von gleich unmittelbarer Wirkung in der lateinischen Literatur, nichts, in dem man bei vollendeter Kunst so sehr den warmen Pulsschlag des eigenen Erlebnisses spürte. In buntem Wechsel der Situationen zieht das Liebesleben des Propertius an uns vorüber: ein unerschöpflicher Reichtum in der Variierung desselben Themas zeichnet die Gedichte aus. Die verzehrende Glut seines Herzens schlägt überall in helle Flammen aus, er kennt keine Selbstbeschränkung, zwingt die Sprache, trägt verschwenderisch die Farben auf.

Propertius ist in jeder Beziehung der Fortsetzer und Vollender von Gallus' Schöpfung geworden. Mit derselben Sicherheit hat er die idyllischen Motive für seine Liebesdichtung verwendet, wie die mythologischen, wenn er auch diese stark bevorzugt. Überall drängen sich ihm die zuweilen nur kurz hingeworfenen und oft entlegenen Anspielungen und Parallelen aus der Heldensage auf. Insofern durfte er sich, wie er allein unter den römischen Elegikern tut, mit besonderem Rechte auf Kallimachos als Vorbild berufen, der zwar

auch Elegien geschrieben hatte, aber solche, deren Gegenstand nicht die eigene Leidenschaft, sondern die erotischen Erlebnisse der Heroen waren. Ist bei Tibullus von einem stilistischen Einfluß der Rhetorik nichts zu bemerken, so verdankt ihr Propertius für die straffe und einheitliche Komposition und Stimmung seiner Gedichte das Beste. Es sind wirklich erotische Augenblicksbilder präzisester Prägung. Und obwohl auch sein leidenschaftliches Gefühl und seine reiche Phantasie ihren Ausdruck nur in den von den Griechen überkommenen Formen finden konnten, wie es für den Römer nun einmal unvermeidlich war, so sind sie doch nirgends von diesen Formen erdrückt und geschmälert worden.

Das erste Buch machte den Maecenas auf das junge Talent aufmerksam: seitdem gehört Propertius zu dessen Hausgenossen. Von einer näheren Beziehung zu Horatius findet sich keine Spur; die Naturen beider Männer waren zu verschieden. In den beiden folgenden Büchern der Elegien hat auch Propertius neben seiner Liebe der Verherrlichung des Augustus Raum gegeben. Oft ist derartiges geschickt in seine Liebeslieder verschlungen, dann aber hat er diesem Zwecke auch besondere Gedichte gewidmet: so das auf die Eröffnung des Apollotempels im Jahre 28 und das auf den Tod des jungen Marcellus. Mit der Nachfolge des Kallimachos hatte er sich gerühmt: man nahm ihn beim Worte. Hatte jener in den Aitia von dem in der Sage festgehaltenen Ursprung der heiligen Feste, Spiele und Tempel gesungen, so mußte die Aufnahme ähnlicher Stoffe der römischen Vorzeit in die Elegie dem Kaiser besonders willkommen sein. Nicht gern hat sich Propertius seinem Wunsche gefügt. Das vierte Buch der Elegien hat durch Gedichte dieser Art seinen eigenartigen, vaterländischen Charakter erhalten. An seinem Schlusse steht, den Inhalt der Elegie nach einer anderen Seite hin erweiternd, das herrliche Trost-

lied auf den Tod der Cornelia, aus dessen Gedankenreichtum alle Grabgedichte der Folgezeit geschöpft haben. Im Jahre 16 ist das Buch abgeschlossen, bald darauf schon starb der Dichter.

Propertius ist von seinen Zeitgenossen viel gelesen worden, selbst auf den Wänden Pompejis fanden sich Verse von ihm eingeritzt. Späteren Zeiten war er zu schwer. Für seine dichterische Größe aber spricht, daß vor allem er Goethe zu den römischen Elegien begeisterte.

§ 4. Der letzte, formvollendetste, aber geistig und sittlich am tiefsten stehende Dichter der augusteischen Periode war **P. Ovidius Naso.** Geboren 43 zu Sulmo in Mittelitalien, aus ritterlicher Familie, bekleidete er in jungen Jahren einige untergeordnete Ämter, wandte sich dann aber ausschließlich der Dichtkunst zu. Dreimal war er verheiratet und lebte mit seiner dritten Frau, einer Fabia, in glücklicher Ehe. Durch sie kam er in die vornehmen Kreise. Zuerst stand er dem Messalla nahe. In dessen Hause lernte er den Tibullus kennen und gab seiner Verehrung für ihn später in einer Trauerelegie auf seinen Tod Ausdruck. Doch auch Maecenas schenkte ihm seine Gunst, und enge Freundschaftsbande verknüpften ihn mit Propertius.

Er hat den rhetorischen Stil in der Dichtung zur Herrschaft gebracht, den sie seitdem nicht mehr abzustreifen vermochte. Die Schulreden über fingierte Themata, aus Kleinasien eingeführt, wurden zu Beginn der augusteischen Zeit, je mehr die öffentliche Beredsamkeit nachließ, eine ernst genommene Beschäftigung für Männer; sie blieben nicht eine Übung der Jugend. Gedanken und Gefühle stellte diese Rhetorik für jede literarische Gattung aus den Vorbildern zur Verfügung: auf deren künstliche Ausspinnung und geistreiche Neuformung mit den rhetorischen Mitteln kam es jetzt allein an. Die Technik, die Form wurde hier Selbstzweck;

sie hörte auf, natürlicher Ausdruck eines an sich wertvollen und tiefen Inhalts zu sein.

Ovidius hat durch eine solche rein rhetorische Behandlungsweise der Liebeselegie den Lebensnerv durchschnitten: sie endete mit ihm. Drei Bücher Amores schrieb er. Aber seine Geliebte, Corinna, hat schwerlich jemals gelebt. Er trägt zusammen und erschöpft durch den zu häufigen Gebrauch, was an Motiven und Stoffen für solche Gedichte herkömmlich war. Die innere Anteilnahme und Beseelung fehlt; das rhetorische Schema wird nirgends durch ein spontan hervorquellendes Gefühl durchbrochen. Und weil es sich nicht mehr um eine wahre Herzensangelegenheit des Dichters, um die Einkleidung wirklicher Empfindungen handelt, sondern um ein technisches Spiel, das jedermann zur leichten und pikanten Unterhaltung dienen soll, wird der Ton seiner Elegien schamlos, frivol aus Absicht. Doch einschmeichelnd süß fließen die glatten Verse dahin. Ovidius hatte ein bezauberndes poetisches Formtalent: unwillkürlich ward jeder Satz in seinem Munde zum Verse. Das virtuose poetische Können ist bei ihm auf dem Gipfelpunkte angelangt. Der Hexameter hatte die ihm durch das Überwiegen langer Silben im Latein gestellten Schwierigkeiten gänzlich überwunden: bei Ovidius erreicht er die größte Zahl von Kürzen.

Stets unerschöpflich in der Umgestaltung und Variierung der überlieferten Formen, hat der Dichter der Elegie mehrfach eine neue Wendung zu geben gewußt. Schon bei Propertius begegnet der poetische Brief einer Römerin an ihren gegen die Parther im Felde stehenden Gatten: Ovidius erweiterte und veränderte den Gedanken, wenn er Briefe dichtete, die Heldinnen der Sage an ihre abwesenden oder ungetreuen Liebhaber schreiben. Heroides heißen sie darum. Diese Erfindung fußte in der Rhetorenschule, wo Themata

über die fest charakterisierten Personen der Sage sehr beliebt und auch Übungen im Briefstil Sitte waren.

Es folgt ein Lehrgedicht über weibliche Schönheitsmittel, das als Vorstudie gelten darf zu den drei Büchern der Liebeskunst. Hier war aus der lehrhaften Elegie durch Weglassen des subjektiven Eingangs und Schlusses, wo der Dichter von sich selbst und seinem Gefühle redet, die Ars entwickelt, eine neue Abart der Elegie, eine Kreuzung zwischen ihr und dem Lehrgedicht. Zugleich erwuchs so aus der Einzelelegie das große elegische Gedicht mit einem mehrere Bücher umfassenden Zusammenhange. Dies Werk, gehoben durch alle Künste der Rhetorik, läßt am deutlichsten den Charakter von Ovidius' Poesie hervortreten. Es ist sittenlos und schmutzig in jeder Zeile: ein Buch nur für Hetären passend. Aber es ist geistreich und höchst unterhaltend geschrieben, es zeugt überall von feiner psychologischer Beobachtung. Damit war der wahre Geschmack des weltstädtischen Publikums getroffen. Als Gegenstück zur Liebeskunst war ein Büchlein mit dem Titel Heilmittel gegen die Liebe gedacht.

In dieser Zeit machte auch Ovidius, wie viele neben ihm, den Versuch, mit Hilfe des neuen Stils die seit Accius verstummte Tragödie zu erneuern. Er dichtete eine uns nicht erhaltene Medea, in der sein Geschick, menschliche Seelenzustände dialektisch und rhetorisch zu schildern, zu voller Geltung kam. Neben des Varius Thyestes ist die Medea die einzige wirksame Tragödie der Kaiserzeit geblieben. Die Bühnendichtung war überhaupt in starkem Niedergange. Ein Freigelassener des Maecenas, Melissus, brachte eine neue Art der fabula togata auf, die nach dem Kleide der darin auftretenden Ritter trabeata genannt wurde, doch ward in ihr Bedeutendes nicht geleistet. Den tiefen Verfall des Theaters aber kennzeichnete die Einführung

der letzten Form des Drama, des Pantomimus. Der Schauspieler blieb stumm und deutete nur durch Gebärden den Gang der Handlung an. Meister in dieser Kunst waren in augusteischer Zeit Bathyllus und Pylades.

Doch wir kehren zu Ovidius zurück. Etwa um Christi Geburt ergriff der gewandte Dichter von den bisher behandelten ganz abweichende Stoffe. Zunächst ward, innerhalb der elegischen Form, das Vorbild des Propertius für ihn bestimmend. Hatte dieser im vierten Buch seiner Elegien die sich an einzelne Heiligtümer und Feste knüpfenden Sagen und Gebräuche dichterisch dargestellt, so unternahm Ovidius, den ganzen Festkalender mit einem poetischen Kommentar zu versehen. Vom Kalender hat das Werk den Namen Fasti. Es ist über die sechs ersten Monate des Jahres nicht hinausgekommen. Dem Augustus sollte das Ganze gewidmet werden, und Huldigungen für ihn waren eingefügt.

Hier zuerst konnte sich die hervorragende Begabung des Dichters für die novellistische Erzählung glänzend entfalten, die zweifellos die bedeutendste Seite seines Talentes ist. Das mochte er selbst merken. Denn nun wandte er sich, zum Epos übergehend, einer Aufgabe zu, welche die höchsten Anforderungen an sein Erzählergeschick stellte: der Sammlung aller Mythen, die auf eine Verwandlung hinauslaufen. In fünfzehn hexametrischen Büchern legte er diesen reichen Novellenschatz nieder und nannte das Werk griechisch Metamorphoseis, d. h. Verwandlungen. Für den Stoff benutzte er ähnliche Zusammenstellungen alexandrinischer Dichter, aber er gab dem Ganzen einen planvollen Aufbau, anhebend von der Schöpfung der Welt, die selbst in steter Umwandlung begriffen, und endend mit der Apotheose Caesars und dem Hinweis auf dessen größeren Sohn Augustus; er wußte kunstvoll mit immer neuen Einkleidungen und mit Aus-

nutzung aller nur denkbaren Beziehungen die bunte Masse des Stoffes übersichtlich zu gruppieren. Überall ist die Erzählung dramatisch belebt und besonders in den häufig eingeschalteten Reden der Handelnden von packender Rhetorik.

Diese Metamorphosen haben den Ruhm des Dichters am weitesten getragen: sie haben bewirkt, daß Ovidius nächst Vergilius der in der Folgezeit gelesenste Dichter Roms wurde.

Ehe sie noch veröffentlicht waren, traf ihren Urheber ein Schlag, der sein Leben und seine dichterische Kraft vernichtete. Im Jahre 9 n. Chr. wurde Ovidius durch kaiserliches Dekret unter Belassung des Bürgerrechts und des Vermögens nach Tomi am Schwarzen Meer verwiesen (relegatio). Die Gründe für die harte Maßregel sind nicht völlig aufgeklärt. Allein dieser Dichter und diese Poesie mußten dem Augustus nicht nur zuwider sein, sondern auch als gemeingefährlich erscheinen. Fand er doch in ihnen nicht, wie er es verlangte, eine Förderung seiner Bemühungen um die sittliche Regeneration der Gesellschaft, vielmehr eine unmittelbar schädigende Gegenwirkung. Den Anlaß zu der Verbannung scheinen einmal die Bücher über die Liebeskunst gegeben zu haben, welche diejenigen Anschauungen, die der Kaiser durch die gerade im Jahre 9 abgeschlossene Ehegesetzgebung bekämpfte, nur noch weiter zu verbreiten geeignet waren, und zweitens irgend eine Verbindung, in der Ovidius zu dem ehebrecherischen Verhältnis der Enkelin des Kaisers gestanden hatte. Er trennte sich von seiner Frau und trat im Winter die beschwerliche Reise in die unwirtliche, an der äußersten Grenze des Reiches belegene Festung an.

Auf der langen Fahrt dichtete er das erste Buch der Trauerlieder, Tristia, und schickte diese elegischen Episteln nacheinander in die Heimat. Aus Tomi folgte ihnen ein

poetisches Gnadengesuch an Augustus, und so fuhr er fort, die wehmütigsten Klagen nach Rom zu senden, im ganzen fünf Bücher Tristia. Sie enthalten Schilderungen seines unglücklichen Lebens, seiner rauhen Umgebung und den Ausdruck der Sehnsucht nach dem Vaterlande. Ovidius, aus den eleganten Kreisen der Hauptstadt, in denen sein Leben und seine Kunst wurzelten, verschlagen, hatte nicht die sittliche Kraft in sich, um sein schweres Geschick mit Würde zu tragen. Er war völlig zusammengebrochen. Daher stehen diese Gedichte, obwohl ihm einzeln Hübsches gelang, nicht mehr auf der Höhe seines früheren Schaffens.

Mit der Zeit gestaltete sich sein poetischer Verkehr mit Rom etwas freier. Waren in den Tristia niemals die wahren Namen der Adressaten genannt, so konnte er das in den späteren Briefen vom Pontus, die wesentlich gleichen Inhalts wie jene sind, schon wagen. Als Augustus im Jahre 14 gestorben war, belebte sich des Dichters Hoffnung auf Begnadigung. Er überarbeitete den fertiggestellten Teil der Fasti und widmete ihn dem Germanicus. Allein die Hoffnung trog. Endlich im Jahre 17 erlöste ihn der Tod: in Tomi ist er begraben, und nicht einmal sein letzter Wunsch, in heimatlicher Erde zu ruhen, ward erfüllt.

§ 5. Die Prosa der augusteischen Zeit vertritt ein Historiker, **T. Livius.** Im Jahre 59 zu Patavium in Oberitalien geboren, lebte er später, mit dem Kaiser befreundet, in Rom bis zu seinem Tode im Jahre 17 n. Chr. und schrieb hier neben rhetorischen Büchern ein Riesenwerk, das die gesamte römische Geschichte behandelte, in 142 Büchern, von denen uns 35 erhalten sind. Er schenkte damit der Kaiserzeit die maßgebende römische Geschichte, wie Vergilius ihr das römische Epos beschert hatte.

Gerade zur rechten Zeit hatte das Schicksal diesen Mann erstehen lassen, der mit seinen Idealen und Anschauungen

noch so weit der Republik angehörte, um deren Geist verstehen und ihre Geschichte würdig schreiben zu können. Sein Werk ist der Auffassung nach der augusteischen Periode durchaus abgewandt. Livius' Helden sind die großen Männer der Republik, und bei ihrem Untergang steht seine Sympathie auf der Seite des Pompejus. Aber formell stellt er die republikanische Annalistik gerade dadurch in den Schatten, daß er Zeitgenosse des Augustus ist. Die höhere Bildung jener Epoche gab ihm die schriftstellerische Überlegenheit über alle bisherigen Annalisten, deren Werke nach ihm nicht mehr gelesen wurden und so dem Untergang anheimfielen. Erst er tat dem fein entwickelten Geschmack der Gebildeten seiner und der Folgezeit genug.

Seine römische Geschichte bezaubert noch heute durch das glänzende Erzählertalent des Verfassers: auf die Römer wirkte sie geradezu bestrickend, und es ist deshalb nicht wunderbar, daß alle späteren römischen Historiker, Tacitus nicht ausgenommen, in ihrer Auffassung republikanischer Verhältnisse und Persönlichkeiten von ihr bestimmt wurden. Ihrem inneren Werte nach hatte sie das durchaus nicht in allen Fällen verdient. Livius hat nicht Geschichte geschrieben im Sinne des Thukydides und des Polybios. Er wollte aber auch, wie die meisten Historiker des Altertums, Geschichtsforscher gar nicht sein. Auf die künstlerische Darstellung des Stoffes, den seine Vorgänger ihm überliefert hatten, auf seine Neuformung gemäß den veränderten stilistischen Ansprüchen kam es ihm allein an. Politisches und militärisches Verständnis mangelte ihm, und nicht einmal über die Zuverlässigkeit der Quellen, denen er folgen wollte, hatte er ein sicheres Urteil. So richtet sich der Wert seiner Geschichte nach dem Werte der von ihm benutzten Autoren, und unter diesen nimmt Polybios, dem Livius für manche Teile seines Werkes alles verdankt, weitaus den ersten Rang ein.

Bei alledem war Livius redlich bemüht, nur die Wahrheit zu berichten. Darum warf er die Annalen des Valerius Antias, nachdem er ihnen in kritikloser Naivität allzulange getraut hatte, fort, sobald er ihre Verlogenheit durchschaute. Eine natürliche Empfindung und ein poetischer Sinn bewahrten ihn meist davor, sich die pragmatisierenden und rationalisierenden Verdrehungen der jüngeren Annalistik anzueignen. Litt auch seine Darstellung sachlich an Ungleichmäßigkeit, so gelang es ihm doch, sie künstlerisch geschlossen und einheitlich aufzubauen. Durch die Kraft schöpferischer Phantasie bringt er die Vorgänge und Persönlichkeiten zu plastischer Deutlichkeit, und besonders die letzteren, durch die ihnen in den Mund gelegten Reden mit psychologischer Feinheit charakterisiert, treten lebendig hervor.

Sprache und Stil sind an Cicero orientiert und stehen insofern zu der modernen Rhetorik im Gegensatz. Indessen fast wider Willen zeigen sich doch schon deren Einwirkungen, besonders in der Sprache, die sich poetische Wendungen anzueignen und damit die Ausdrucksgrenzen der Prosa zu verrücken beginnt. Dagegen stammen die behagliche Fülle und breite Ausgestaltung des Stils aus Cicero. In kunstvoller Periodisierung der Sätze suchte Livius ihn fast noch zu überbieten, büßte aber dadurch an Klarheit ein. Bewunderung verdient die Vielseitigkeit in der Anwendung rhetorischer, sprachlicher und stilistischer Mittel, mit denen er wirkungsvoll und geschmackvoll schaltet. Und bei aller Kunst geht durch die Erzählung ein Zug von Milde und Naivität, der schon im Altertum den Vergleich mit Herodotos nahe legte.

Die Wissenschaften entfernten sich in dieser Epoche immer mehr von den Anforderungen der Kunstliteratur, und indem sich die einzelnen Fächer selbständig entwickelten, folgten sie zum Teil lieber dem eigenen Bedürfnis sachlicher und sprachlich einfacher Behandlung, als daß sie sich durch

eine literarische Kunstform einengen ließen. So arbeitete auf dem Gebiet der Grammatik im Anschluß an Varro M. Verrius Flaccus, aus dem uns vieles über die Bedeutung alter Wortformen aufbewahrt ist. Der Bibliothekar und Freigelassene des Augustus C. Julius Hyginus behandelte mannigfache antiquarische Fragen. Der Architekt Vitruvius Pollio verfaßte zehn Bücher über die Baukunst und widmete dies uns erhaltene Werk dem Kaiser. Er kümmerte sich so wenig um die literarische Form, daß sich bei ihm schon Vulgarismen, d. h. Ausdrücke aus der von der Schriftsprache verschiedenen Sprache des Volkes, finden. Zahllos waren die Lehrbücher und Abhandlungen über Rhetorik. Unter ihnen ragt ein teilweise uns vorliegendes Werk des älteren Seneca, eines Spaniers aus Corduba, hervor, das Auszüge aus Reden, deren Themen er in den Rhetorenschulen hatte behandeln hören, und Charakteristiken der verschiedenen Redelehrer enthält. Hier tun wir einen selten gewährten Blick in das Tagesleben der Zeit und gewinnen eine Vorstellung von der Bedeutung, welche die Rhetorik erlangt hatte.

Endlich trat jetzt auch die Rechtswissenschaft, welche seit mehr als fünfzig Jahren keine nennenswerte Leistung mehr aufzuweisen hatte, wieder in den Vordergrund. Der angesehenste und genialste Jurist der augusteischen Epoche war M. Antistius Labeo, der besonders durch die scharfe Logik seiner Definitionen und Einteilungen einen bis in die Neuzeit reichenden Einfluß ausübte. Ihm gegenüber stand der unbedeutendere C. Ateius Capito (Kons. 5 n. Chr.). Der wissenschaftliche Gegensatz dieser beiden Koryphäen wurde verstärkt durch ihre Schüler Sabinus und Proculus, die zugleich die ersten fest organisierten Rechtsschulen der Sabinianer und Proculejaner gründeten. Der Kampf der Schulen wurde erst im zweiten Jahrhundert durch die Klassiker der römischen Rechtswissenschaft endgültig überwunden.

Sechstes Kapitel.

Von 20—120 n. Chr.

§ 1. Der Mangel an Religion und Sitte, die Verderbnis der Gebildeten und der ausschweifendste Luxus führten unaufhaltsam weiter dem Abgrund geistiger Versumpfung entgegen, aber die Versuche der vorigen Epoche, den raschen Verfall aufzuhalten, wurden nicht fortgesetzt. An die Stelle der Begünstigung geistiger und literarischer Bestrebungen trat die argwöhnische Unterdrückung jeder freien Äußerung. Der Principat war zur Despotie ausgeartet. Sie übte auf die Literaten die unheilvolle Wirkung aus, daß die schlechteren Elemente zu der widerlichsten Schmeichelei ihre Zuflucht nahmen, die besseren aber entweder ganz verstummten oder in verbitterter Stimmung verkümmerten.

Man fühlt dem gekünstelten, nach dem Interessanten haschenden und unruhig von einem Extrem in das andere fallenden Stil dieser Zeit die gereizte Spannung an, unter der die Menschen lebten. Geschrieben wurde trotzdem mehr als je, und mehr des Geschriebenen ist auf uns gekommen, als aus den früheren Epochen. Allein weniger Bahnbrechendes und für eine Folgezeit Bestimmendes ist darunter.

War schon in der augusteischen Periode zu bemerken, daß die gesunder gebliebenen Provinzen, die sich in der Kaiserzeit einer besseren Verwaltung, als in der Republik, und des trefflichsten Wohlergehens erfreuten, einen wesentlichen Teil der in der Literatur sich auszeichnenden Männer stellten, so nahm diese Erscheinung jetzt stetig zu. Spanien lieferte eine Reihe von literarischen Talenten. Dabei ist auffallend, wie eng sich diese Spanier der Eigenart des Mutterlandes anzupassen wußten: man erkennt in ihnen kaum noch die Ausländer. Auch blieb Rom der Mittelpunkt des literarischen Lebens.

Die meisten Kaiser des ersten Jahrhunderts hatten ein gewisses Verständnis für die Literatur. Tiberius war reich gebildet, ein Schüler der Rhetorenschule auf Rhodos, und hatte Interesse für gelehrte Studien. Anregung für Kunst und Poesie aber ging von ihm nicht aus, und keine Zeit ist so traurig arm an Dichtern, wie seine Regierung. Ganz abseits nur von der feingebildeten Welt schrieb für Leute seinesgleichen ein Freigelassener aus Makedonien mit Namen **Phaedrus** in gefälligen jambischen Versen seine Tierfabeln. Die Fabel war bisher nur ein in der Satire gern angewandtes poetisches Mittel gewesen. Phaedrus schuf in ihr mit Anlehnung an griechische Vorbilder eine für Rom neue, selbständige Gattung der Dichtkunst.

Die Tiere werden handelnd und sprechend vorgeführt: sie symbolisieren und ironisieren das Tun und Treiben der Menschen. Neben altererbtem Gut bringt Phaedrus auch manche eigene Zutat unter Verwertung damals umlaufender Anekdoten. Ja die ersten Bücher waren nicht frei von satirischen Anspielungen auf Zeitverhältnisse. Der Dichter wurde deswegen verfolgt und verurteilt. Er enthielt sich seitdem aller Anzüglichkeiten, die eine politische Deutung zuließen. Die Darstellung ist reich mit Sentenzen durchwirkt, wozu die lehrhafte Tendenz herausforderte. Die Sprache hat viel Plebejisches, das der Literatur bisher fremd war.

Großen Erfolg hat der Dichter gehabt in den Kreisen der Freigelassenen — den einflußreichsten unter ihnen widmete er die einzelnen Bücher —, aber auch nur in diesen. Die überbildete Mitwelt sah über sein bescheidenes, doch gesundes Talent hinweg, und die Nachwelt hat ihn gänzlich vernachlässigt. Erst im Mittelalter fanden seine Fabeln eifrige Leser und freudige Anerkennung. Die Verse zwar wurden nicht mehr verstanden: man löste sie in Prosa auf. Auch der Zusammenhang der alten Bücher wurde vielfach

zerrissen und die einzelnen Stücke zu neuen Sammlungen vereinigt. So ist uns denn auch nur ein Teil der Fabeln in Versen und unversehrt erhalten. Ihre vornehmste Wirkung aber übten sie auf die Ausbildung der deutschen Fabeldichtung, besonders Lessings, aus.

Auch die Prosa fristete nur ein kümmerliches Leben. Sie wird größtenteils ungenießbar durch schwülstigen Servilismus gegen den Kaiser und eine alles Maß überschreitende Rhetorik. Am ehrlichsten war noch die Bewunderung, die Velleius Paterculus in seinem Abriß der römischen Geschichte dem Tiberius widmete, unter dessen Kommando er als Soldat gedient hatte. Nur in den Wissenschaften finden wir einige erfreuliche Erzeugnisse, wie die Enzyklopädie des A. Cornelius Celsus, von der uns die wertvollen Bücher über die Medizin erhalten sind.

§ 2. Auf Tiberius folgte der völlig wahnwitzige Caligula. Bessere Zeiten aber schienen zu beginnen, als nach seiner Ermordung der gutmütige Claudius im Jahre 41 auf den Thron erhoben wurde. Der neue Kaiser war ein gelehrter Philologe, der sich eifrig um die Verbesserung der lateinischen Orthographie und Grammatik bemühte und eine Reihe von antiquarischen Werken schrieb. Gelehrte Studien gediehen denn auch unter seiner Regierung. So schrieb der Arzt Scribonius Largus über die Heilmittel, und Pomponius Mela verfaßte, aus guten Quellen schöpfend, eine Geographie der Alten Welt. Die erhoffte Besserung der allgemeinen Zustände dagegen blieb aus.

Rom atmete daher beim Regierungsantritt Neros erleichtert auf. Und wirklich schien dieser begabte, von Seneca und Burrus erzogene und geleitete Jüngling zu den schönsten Hoffnungen zu berechtigen. Man glaubte damals am Anfang einer goldenen Ära zu stehen, und obwohl nach fünf Jahren einer trefflichen Regierung auch dieser Traum zer-

rann und auch Nero vom Größenwahn erfaßt wurde, für die Literatur kam doch jetzt, wo der Kaiser der Poesie ein lebhaftes Interesse schenkte, eine Zeit der Blüte. Nero ist der Künstler auf dem Thron der Caesaren. Er dichtete eifrig und formell nicht eben schlecht. Er hat Kunstreisen nach Griechenland unternommen, ist im Theater als Kitharöd und Sänger, schließlich sogar im Zirkus als Wagenlenker aufgetreten.

Als typischer Repräsentant der Zeit auf jedem Felde der Schriftstellerei kann **L. Annaeus Seneca** gelten. Er war ein Sohn des erwähnten älteren Seneca, geboren um Christi Geburt zu Corduba in Spanien und aufgewachsen in Rom. Früh kam er in den Senat und glänzte hier als Redner. Als feiner Weltmann verkehrte er in den höchsten Kreisen und ward verwickelt in den Sturz der Schwester des Caligula, Julia Livilla, deren Liebhaber er gewesen war. So wurde er im Jahre 41 nach Corsica verbannt. Erst 49 rief ihn die Kaiserin Agrippina zurück und vertraute ihm die Erziehung ihres Sohnes Nero an. Unter dessen Herrschaft gelangte er dann zu großem Ansehen. Er regierte zusammen mit dem Präfekten Burrus in den ersten Jahren das Reich, das sich wohl dabei befand, und zügelte die leidenschaftliche Natur des Kaisers. Nero machte ihn zu einem der reichsten Grundbesitzer Italiens, aber auch in der Überfülle des Besitzes blieb er mäßig und seiner hohen Lebensanschauung getreu. Als aber seine Gönnerin Agrippina 59 gestorben war, war seine Stellung bei Nero erschüttert. Mit ruhiger Entschlossenheit entsagte er und zog sich ins Privatleben zurück. Allein auch dort war er vor der Wut des Kaisers nicht dauernd gesichert: im Jahre 65, der Teilnahme an der pisonischen Verschwörung verdächtigt, ward er gezwungen, sich selbst zu töten.

Seneca besaß eine hervorragende Begabung: reich und tief gebildet, vereinigte er mit einem formell und geistig

gleich virtuosen Können ein ernstes, sittliches Wollen. Freilich ist auch er zuweilen krumme Wege gegangen und hat, selbstgefällig wie er war, den glanzvollen Schein höher geschätzt, als recht war, aber im ganzen verdient seine mutige Lebensführung in so gefährdeter Stellung nur Bewunderung. An Vielseitigkeit der Talente überragte er alle seine Zeitgenossen. Er war nicht nur als Redner und Staatsmann groß, sondern ist auch einer der bedeutendsten Schriftsteller und Stilisten der Kaiserzeit, in Prosa und Poesie.

Die Prosa steht voran: sie behauptete von jetzt ab den ersten Platz in der Literatur. Schon in jungen Jahren schrieb Seneca u. a. über die Lage und die Heiligtümer Ägyptens, eine Schrift, die wir nicht besitzen, die aber erwähnenswert ist, weil sie das Vorbild geliefert hat zu Tacitus' Germania. Die meisten seiner übrigen Prosaschriften haben philosophischen Inhalt und sind in ihrer Eigenart bestimmt durch die jüngere stoische Richtung.

Seit der Mitte des zweiten vorchristlichen Jahrhunderts hatte ja die praktische und strenge Sittenlehre des Stoicismus auf die besseren Männer Roms einen mächtigen Einfluß geübt. Aber gerade in der neronischen Zeit steigerte er sich gewaltig. Die Gründe waren halb politischer, halb religiöser Art. Der jüngere Cato, der als freier stoischer Weise lieber den Tod gewählt hatte, als daß er sich unter die Herrschaft eines Tyrannen beugte, wurde das Ideal der edleren Römer, die mit ingrimmigem Widerwillen die Ausartung der Alleinherrschaft unter den Nachfolgern des Augustus mitansahen. Die politische Opposition gegen die Kaiser wurde genährt durch die Bekenner der stoischen Philosophie. Andererseits erweckte die zunehmende moralische und materielle Zerrüttung der Alten Welt immer stärker die Sehnsucht nach etwas Höherem, nach der Gottheit, an der man Halt und Trost finden könnte. Diesen Empfindungen

kam die Stoa entgegen mit ihrer Lehre der Weltflucht, der Gleichgültigkeit alles Irdischen und ihrem Hinweis auf ein besseres Jenseits. Und zugleich wird aus dieser Stimmung der damaligen Menschen der Siegeszug des Christentums erklärlich, das ihren Bedürfnissen mit ganz ähnlichen Ideen Genüge tat, und das gerade jetzt Paulus auf den europäischen Kontinent verpflanzt hatte. Daher kommt es, daß neben Seneca so viele ausgezeichnete Männer der neronischen und der folgenden Zeiten der Stoa anhängen: ein Musonius Rufus, Paetus Thrasea, Helvidius Priscus. Sie teilen auch die Leiden der Verfolgung mit den christlichen Märtyrern.

Die große Masse von Senecas philosophischen Schriften sind Dialoge über die verschiedensten Themata populärer Ethik: über den Zorn, die Kürze des Lebens, das man nur richtig benutzen müsse, über die Milde, an Nero gerichtet, über die Seelenruhe, Beständigkeit, Muße, über Wohltaten. Die Physik, die einen Teil der Philosophie bildete, hat Seneca in seinen naturgeschichtlichen Untersuchungen behandelt, einem Buche, dem das Mittelalter fast alle seine physikalischen Kenntnisse verdankte. Später hat Seneca auch die Form des Briefes gewählt. Die zwanzig Bücher moralphilosophischer Briefe sind die reifste Frucht seiner Lebensanschauung.

Man versteht aus dem Inhalt dieser Werke, wie die Kirchenväter, die sie eifrig lasen und ausschrieben, dazu kamen, Seneca für einen Christen zu halten. Hat doch diese Meinung sogar in der Fälschung eines Briefwechsels zwischen dem Apostel Paulus und dem heidnischen Philosophen einen tatsächlichen Ausdruck gefunden. Die Tugendlehre, die Seneca in der mannigfaltigsten Anwendung auf das praktische Leben vortrug, berührte sich eben überall mit der Lehre der Evangelien. Auch das religiöse Moment fehlte ihr nicht. Die Grundgedanken der Liebe zu Gott, des Kampfes gegen

Fleisch und Sünde, der Nächstenliebe, des Strebens nach Gottähnlichkeit und der Hoffnung auf Unsterblichkeit werden fort und fort mit fast ermüdender Beredsamkeit eingeschärft.

Der Stil Senecas hat nichts Klassisches mehr an sich, er steht im schärfsten Gegensatz zu dem Ciceros und geht mit Bewußtsein dem Geschmacke der Zeitgenossen nach. Der in der augusteischen Periode aufgekommene rhetorische Stil erreicht hier den Höhepunkt seiner Ausbildung. Allein wer wollte leugnen, daß er, mit so viel Geist gehandhabt, große Schönheiten birgt? Das Gesuchte und Pikante, die rhetorische Berechnung und der Hang nach überraschender Charakterisierung in prägnanter Kürze beherrschen die Schreibart. Aber diese Züge sind doch bei Seneca mehr als sonst zusammengefaßt zu einem einheitlichen Stil. Man hat diesen gut bezeichnet als den Stil der Sentenz. Der sinnreiche kurze Spruch ist der Gipfel des rhetorischen Könnens und treibt zu erstaunlich scharfer Fassung der Gedanken. Die bequeme Breite Ciceros wird ganz verlassen. Dabei ist der Ausdruck lebhaft und graziös, freilich auch unruhig und zur Manieriertheit neigend. Die Sprache ist stark beeinflußt vom poetischen Gebrauch, und die Syntax wird in Anlehnung an das Griechische freier. Periodologie und Rhythmus schwinden aus den zerstückelten kurzen Sätzen. Französischer Art ist dieser Stil geistesverwandt; in Frankreich ist denn auch Seneca seit den Tagen der Spätrenaissance besonders geschätzt worden und wirkt dort in den Blüten moderner Redekunst noch fort.

Seneca ist auch in der Poesie der beste Repräsentant des Zeitgeschmacks. Wie die Prosa dichterisch zu reden anfing, so ward die Poesie überwuchert von Reflexion und Rhetorik. Lediglich seine rhetorische Meisterschaft ließ Seneca zum Dichter werden. Er schrieb neun Tragödien, die einzigen römischen Tragödien, die uns erhalten sind,

aber nicht für die Bühne, sondern zum Lesen und Rezitieren. Es sind tragische Deklamationen. Ovidius' Versuch wieder aufnehmend, ging er unmittelbar auf die griechischen Vorbilder zurück. Er behandelte die bekanntesten und am häufigsten benutzten Mythen: um so größer mußte die Kunst erscheinen, die ihnen noch neue Seiten abzugewinnen verstand. So wird die Überlieferung in der freiesten Weise abgeändert, oder die Motive verschiedener griechischer Dichtungen werden zu einem neuen Ganzen zusammengeschweißt, wie bei der Phaedra, zu der die beiden Hippolytos betitelten Stücke des Euripides Bausteine geliefert haben. Ferner bevorzugte er die sensationellen und grausigen Stoffe, wie Oedipus, Thyestes, Medea. Von Charakterentwicklung und dramatischem Aufbau ist keine Rede: die Personen sind rhetorische Typen, und von der Handlung werden nur die wenigen affektvollen Hauptmomente herausgestellt. So kann der Stilkünstler glänzen in langen Erzählungen und Beschreibungen. Die Sprache wird im Pathos schwülstig. Sonst sind auch die Verse gern als Sentenzen ausgeprägt. Die Chorlieder stehen losgelöst neben der Handlung und haben vielfach moralphilosophischen Inhalt. Ihre Maße sind ganz durch die Nachahmung des Horatius bestimmt; doch finden sich einzelne Besonderheiten, wie das stärkere Wiederhervortreten der Alliteration. Sprache und Metrik der Tragödien haben einen großen Einfluß gehabt auf die Dichter der nächsten Generation, besonders auf Statius. Darüber hinaus ist ihre ganze Technik von maßgebender Bedeutung geworden vor allem für die französische Tragödie.

Schließlich hat Seneca ein kurzes reizendes Büchlein, Prosa mit Verseinlagen, geschrieben, eine menippische Satire in der Art Varros, nur ohne die sittliche Entrüstung über die Gegenwart und ohne philosophischen Untergrund, eine rein persönliche, boshafte Verhöhnung des kurz

vorher gestorbenen Kaisers Claudius. Es ist äußerst ergötzlich zu lesen, was da im Himmel verhandelt wurde am Todestage jenes Kaisers, zu Beginn des glücklichsten Zeitalters. In geschickter, witziger und von glühendem Haß gegen Claudius zeugender Weise wird geschildert, wie der Herrscher zum Himmel hinauf hinkt (das tat er im Leben wirklich),. um gleich seinen Vorgängern Gott zu werden, vom Götterſenat aber abgewiesen, von Mercurius zur Unterwelt geleitet und dort, nachdem er unterwegs in Rom sein eigenes Begräbnis angesehen hat, zu der ewigen Qual des Würfelns mit einem Becher ohne Boden verurteilt wird. Die Schrift zählt unter das Beste und Geistreichste, was Seneca geschrieben hat.

Die Satire fand in dieser Epoche noch einen genialen Vertreter an **T. Petronius Arbiter.** Es ist eine einleuchtende Vermutung, daß dieser Mann identisch ist mit jenem Petronius, von dessen im Jahre 66 durch Nero erzwungenen Tod uns Tacitus berichtet. Danach war er ein feingebildeter und origineller Kopf, ein tüchtiger Beamter und einer der wenigen Vertrauten Neros, weil er Meister war in der Erfindung immer neuer Lüste und Vergnügungen. Durch neidische Verleumder ward er endlich um des Kaisers Gunst gebracht.

Frivol und locker, wie dieser blasierte Hofmarschall Neros gewesen war, ist auch sein Buch, eine menippische Satire, Prosa mit eingestreuten poetischen Stücken, ein weitschichtiges Werk von zwanzig Büchern, von dem uns nur einzelne größere Partien in Exzerpten aufbehalten sind. Allein die Form der Satire war hier wieder eine andere geworden, als sie bei Varro und Seneca gewesen: der griechische Roman hatte zum Vorbild gedient, und so entstand eine große, fortlaufende Erzählung, in der, freilich oft recht lose verknüpft, Abenteuer an Abenteuer gereiht

wird. Die satirische Beziehung auf Zeitverhältnisse blickt seltener durch; das Hauptgewicht fällt auf die übertriebene und lächerlich machende Schilderung ganzer Klassen von Menschen.

Den Rahmen liefert gleichsam eine Travestie auf die Odyssee. Wie Odysseus vom Zorn des Poseidon, so werden die Helden dieses Romans vom Zorn des Priapus verfolgt. Die erhaltenen Bruchstücke spielen größtenteils in einer campanischen Landstadt, wo die Hauptpersonen, junge Leute griechischer Abkunft mit bewegter Vergangenheit, sich als Studenten aufhalten. Die kulturgeschichtlichen Bilder aus dem römischen Leben der Kaiserzeit, die uns hier entrollt werden, stehen einzig in ihrer Art da in der ganzen römischen Literatur. Sie sind lebendig, mit packender Wahrheit und dem derbsten Realismus gezeichnet. Alle Seiten des Lebens, alle Schichten der Gesellschaft werden mit staunenswerter Menschenkenntnis in charakteristischen Typen vorgeführt, und der bunte Wechsel amüsanter Szenen zeigt das Gebaren der Leute in den verschiedensten Situationen. Fein angepaßt folgt die Kunst der Darstellung jedesmal der Eigenart der zu schildernden Verhältnisse und dem Charakter der handelnden Personen. Köstlich ist die sprachliche Meisterschaft, mit der die einfältigen Unterhaltungen der ungebildeten Spießbürger in der vulgären Sprache des Lebens, von der wir aus so früher Zeit nirgends sonst in der Literatur so reiche Proben haben, wiedergegeben werden.

Den Glanzpunkt der auf uns gekommenen Partien bildet die als ein in sich abgeschlossenes, unübertreffliches Kunstwerk dastehende Schilderung eines Gastmahls bei Trimalchio, einem reichen Emporkömmling und Freigelassenen, der es sogar bis zum Gemeindevorstand in seiner Vaterstadt gebracht hat. Eingebildetes und hohles Protzentum kann nicht wirksamer der Lächerlichkeit preis-

gegeben werden. Aber so große Bewunderung auch die freie Künstlerschaft erheischt, die aus diesem Werke zu uns redet, so muß doch die Liederlichkeit Entsetzen erregen, die hier als der sittliche Durchschnitt der mittleren und niederen Teile der süditalischen Mischbevölkerung zutage tritt. Zudem fühlt man das Wohlbehagen, mit dem der Dichter diese Zustände auseinanderlegt; den Sinnenkitzel weiß er als wirksames Mittel, Beifall zu erhaschen, mit Raffinement auszunutzen.

Petronius hatte sich hoch erhoben über die zeitgenössische Rhetorik; unabhängig hatte er seinen eigenen Stil entwickelt, wie er ihn für seinen Stoff und seine Zwecke brauchte; über die herrschende Mode macht er sich lustig. Die übrigen Dichter der neronischen Zeit, die etwas bedeuteten, stehen durchaus im Banne der Rhetorik.

M. Annaeus Lucanus, ein Neffe des jüngeren Seneca, brachte den neuen Stil im großen Epos zu durchschlagender Geltung. Geboren 39 zu Corduba, gebildet in Rom und Athen, wurde er von dort durch Nero zurückberufen und in die Zahl der Freunde des Kaisers aufgenommen, der das poetische Talent des jungen Mannes zu schätzen wußte. Damit war sein Glück gemacht: vor der gesetzlichen Frist ward er Quaestor und Senatsmitglied. Frühreif auch als Dichter, trat er im Jahre 60 zu dem damals gestifteten Nerofest mit einem Lobgedicht auf den Herrscher zuerst in die Öffentlichkeit. Er errang den Preis; das spornte seine Eitelkeit, die er mit den anderen Mitgliedern seiner Familie gemein hatte, zu größeren Leistungen an. Sein Hauptwerk sind die Pharsalia, ein breit angelegtes Epos über den Bürgerkrieg zwischen Caesar und Pompejus.

Die Wahl dieses Gegenstandes ist bezeichnend für die Stellung des Dichters und die ganze politische Lage. Der republikanische Gedanke und der Stoicismus hatten damals

einen Bund geschlossen gegen den immer ruchloser sich gebärdenden Kaiser; im Senat stand eine Oppositionspartei auf. Diese Gesinnung und diese Ideale brachte Lucanus, da sie in der Geschichtschreibung keine Stätte mehr finden konnten, in seinem Gedicht zum Ausdruck. In den ersten Büchern glaubte er noch seine persönliche Freundschaft für Nero mit seinen politischen Anschauungen durch gelegentliche Huldigungen für den Kaiser vereinen zu können. Das war unmöglich: Nero zog sich von ihm zurück, und die Stimmung des Dichters schlug bald in die bitterste Empörung über das unwürdige Tyrannenjoch, das Rom zu tragen habe, um. Von da an werden Pompejus und Cato im Übermaß verherrlicht auf Kosten Caesars, und die gehässigsten Invektiven gegen die Monarchie geschleudert. Düster bricht der Schmerz über die verlorene Freiheit hervor.

Eine rein poetische Wirkung kann gegenüber dem herben Ernst des Stoikers und dem zu sehr nur geschichtlich interessierten Sinn des Dichters schwer aufkommen. Er folgt streng dem Faden der Geschichte, schildert die Örtlichkeiten genau und vergißt nicht, den zeitlichen Zusammenhang der Ereignisse anzugeben. Ein solches Verfahren war bisher unerhört im antiken Epos. Der übliche Götterapparat blieb einfach weg, und nur das Menschlich-Reale in historischer Treue kam zum Wort. Seiner Darstellung legte Lucanus die Erzählung des Livius zugrunde, mit dessen republikanischer Auffassung er übereinstimmte. Für uns ist diese Tatsache noch von besonderem Wert, weil uns gerade die Bücher des Livius über den Bürgerkrieg fehlen. Trotzdem entbehrt das Gedicht nicht des Schwunges, den eine lebendig ausgebildete, pathetisch daherschreitende Rhetorik verleiht. Viele rhetorische Wendungen hat Lucanus zuerst dichterisch ausgeprägt. Sein poetischer Stil gleicht dem prosaischen des Seneca: dasselbe Streben nach prägnanter Schärfe des

Ausdrucks und nach Abrunden der Sätze zu gedrungenen Sentenzen macht sich in ihm bemerklich. Der Versbau folgt den besten Mustern der augusteischen Zeit.

Lucanus konnte sein Werk nicht vollenden: als Teilnehmer an der pisonischen Verschwörung wurde auch er, wie sein Oheim, von dem schon lange auf ihn erzürnten Nero zum Selbstmord getrieben. Er war nur 26 Jahre alt geworden. Die zehn noch uns vorliegenden Bücher seines Epos, das wohl bis zum Tode Caesars fortgeführt werden sollte, wurden von seinen Angehörigen herausgegeben und standen lange Zeit in hoher Geltung, vor allem wegen ihrer historischen Vorzüge. Die Epoche der Flavier schätzte Lucanus mehr als Vergilius, und in Byzanz hielt man ihn für den ersten lateinischen Dichter.

Während die meisten Poeten an Neros Hof den Herrscher umschmeichelten — unter ihnen der formvollendete Idyllendichter Calpurnius Siculus —, war **A. Persius Flaccus,** geboren im Jahre 34 zu Volaterrae in Etrurien, als Stoiker ein Gesinnungsgenosse des von der Schulzeit her eng mit ihm befreundeten Lucanus. In die stoische Philosophie hatte ihn Cornutus eingeführt, den er wie einen Vater verehrte. Dieser Mann, eine für seine Zeit bedeutende Persönlichkeit, entfaltete eine ausgebreitete literarische Tätigkeit und schrieb besonders zahlreiche rhetorische Schriften. Wir besitzen von ihm noch ein später überarbeitetes Buch über die hellenische Theologie in griechischer Sprache. Cornutus gab auch nach dem frühen Tode des Persius (62) dessen sechs hinterlassene Satiren heraus.

Zu diesen Dichtungen war der junge Mann angeregt durch das Studium des Lucilius. Ihren eigentümlichen Charakter jedoch gab ihnen das Vorbild der späteren Satiren und Episteln des Horatius, dem Persius auch im einzelnen

am meisten verdankt. Aber der Stil ist ein ganz anderer: Persius hat nun auch die Satire rhetorisch behandelt. Ebenso ist der Ton ein anderer geworden: an die Stelle anmutiger Ironie ist die meisternde und scheltende Tugendpredigt getreten. Die Satiren sind nichts als Abhandlungen über stoische Moralsätze, voll Bitterkeit und Sarkasmus. Man spürt überall den unreifen Jüngling, der für seine eben erst gelernten Ideale ins Feld zieht, ohne die Menschen recht zu kennen. Unreif ist auch der Stil. Die Manier der Zeit ist hier auf die Spitze getrieben; die einfachsten Gedanken werden möglichst verschroben ausgedrückt; Schwulst und Künstelei steigern sich bis zu dunkler Unverständlichkeit. Trotzdem erweckt unsere Sympathie für den Dichter seine edle Begeisterung für eine ernste Lebensauffassung: die stoische Moral ist ihm wirklich Herzenssache und persönlicher Besitz geworden.

Die Fachwissenschaften fanden auch unter Neros Regierung zahlreiche literarische Bearbeiter. Es war diesen jedoch im Gegensatze zu ihren Vorgängern in augusteischer Zeit weniger um selbständige Leistungen zu tun, die inhaltlich von Bedeutung waren, als um die Kunst der Darstellung: die Gelehrten wollten für das große Publikum in dem Mode gewordenen Stile der Zeit schreiben. Denn dieses Publikum dürstete nach Einzelkenntnissen um der Kenntnisse willen; es verlangte nach Sammelwerken, die den Stand des damaligen Wissens auszugsweise darlegten und die Tatsachen ihrer Kuriosität halber und ohne Streben nach geistiger Verarbeitung und Verbindung aneinanderreihten. Für die Wissenschaft konnte das Ergebnis bei derartigen Voraussetzungen nicht günstig sein. Das zeigt das Beispiel des **C. Plinius Secundus.** Er stammte aus Oberitalien, wo er im Jahre 23 geboren war, und entfaltete eine überaus vielseitige Tätigkeit als Offizier, Finanzbeamter und Schrift-

steller. Seinen Tod fand er im Jahre 79 beim Ausbruch des Vesuv, als er zu Forschungszwecken den Ort der Katastrophe besuchte.

Er schrieb umfängliche Werke über Taktik, Geschichte und Grammatik, ohne viel Urteil und eigene Sachkenntnis aus einer staunenswerten Belesenheit in griechischen und lateinischen Schriftstellern das Material für das jedesmalige Thema mit ausdauerndem Fleiß zusammentragend. Derselben Art ist die uns allein erhaltene Naturgeschichte in 37 Büchern, eine Enzyklopädie fast des gesamten damaligen Wissens. Die Kompilation geschieht eilfertig und ohne Kritik. Wir stehen oft ratlos vor einem Wirrwarr logisch untereinander kaum zusammenhängender Notizen. Und ganz ungenießbar wird dieses Sammelwerk durch das gewundene Pathos des Stils, der verlernt hat, sich der Sache anzupassen, und auf Kosten klarer Verständlichkeit nur darauf ausgeht, auch am unschicklichsten Ort rhetorische Floskeln anzubringen. Aber die gebildete Mitwelt hätte die Bücher ohne eine solche stilistische Zubereitung nicht gelesen; die Darbietung des ungeheuren Stoffes in dieser Form war das eigentlich neue und gewollte. Sie hat denn auch den dauernden Einfluß nicht gehindert, den das Werk als Zusammenfassung eines großen Teils der antiken Forschung über die Natur bis zum Erstarken der modernen Naturwissenschaft und bis zur Wiederentdeckung der griechischen ausgeübt hat. Es ist viel gelesen und oft überarbeitet worden: so hat Solinus im Anfange des dritten Jahrhunderts einen Auszug daraus mit anderswoher stammenden Notizen zu einem wiederum viel benutzten Buche vereinigt.

Eines gesunderen Stils, als Plinius, befleißigte sich L. Junius Moderatus Columella aus Gades in Spanien, der mit warmem Interesse für seinen Gegenstand in zwölf Büchern eine geschmackvolle Darstellung des Land-

baues gab. Unter den Historikern begegnet in dieser Periode eine seltene Erscheinung. Q. Asconius Pedianus ist vielleicht der einzige wissenschaftliche Geschichtsforscher, den Rom hervorgebracht hat. Er widmete seine Studien vor allem den Schriften des Cicero und Vergilius, und wir besitzen noch Bruchstücke seiner geschichtlichen Kommentare zu Ciceros Reden. Endlich verdient ein Philologe genannt zu werden: M. Valerius Probus. Sein Name wurde für den Schriftstellertexte rezensierenden Kritiker typisch und ebenso berühmt, wie der des großen griechischen Grammatikers Aristarchos. Die Texte der älteren Dichter, sowie die des Horatius und Vergilius hat er in verbesserter Gestalt neu herausgegeben. Indem er so diese Dichter seiner Zeit von neuem zugängig machte, wollte er zugleich die moderne Richtung in der Literatur bekämpfen und auf die Klassiker als Vorbilder hinweisen.

§ 3. Wir nähern uns dem Ende. Noch einmal kam eine kurze Nachblüte für die Literatur unter den Kaisern Domitianus und Traianus. Freilich während des ersteren Regierungszeit ließ der Despotismus eine freie Bewegung auch auf literarischem Gebiete nicht zu. Der Kaiser verfolgte nicht nur Philosophen, sondern ebenso Schriftsteller, die ihm unbequem waren. Aber er wandte doch der Poesie eine gewisse Teilnahme zu, an der es unter Vespasianus und Titus gefehlt hatte. Als Prinz dichtete und rezitierte er selbst, und als Kaiser stiftete er musische Wettkämpfe. Die Natur einer solchen Begünstigung aber brachte es mit sich, daß die Dichter, welche damals ihre Stimmen erhoben — und ihre Zahl war nicht gering —, in die häßlichste Schmeichelei verfielen. Wer nicht schmeicheln wollte, war gezwungen zu schweigen und auf bessere Zeiten zu warten.

Über den Durchschnitt der Dichter in Domitianus' Zeit hebt sich **P. Papinius Statius**, der Sohn eines Lehrers in

der Rhetorik und Dichtkunst aus Neapel. Er lebte meist in Rom, wo er zu vielen vornehmen und angesehenen Familien Beziehungen hatte und auch dem Hofe näher trat.

Schon längst hatten unbemittelte Poeten dadurch in Rom ihr Brot gefunden, daß sie auf Bestellung und gegen Bezahlung Gelegenheitsgedichte für ihre Gönner machten, wie die Mode sie mit sich brachte. Statius ist der erste wirklich talentvolle Dichter, der aus der Dichtkunst in dieser Weise ein Geschäft machte. Die Lieder, die er später unter dem Titel „Wälder“ (silvae) gesammelt herausgab, sind oft eilig hingeworfen und lesen sich wie Improvisationen, zeigen aber stets eine glänzende Technik, die oft in auffallendem Widerspruch zu dem nichtigen Inhalt steht. Natürlich sind diese Gedichte angefüllt mit Schmeicheleien gegen den Kaiser und die feine Welt. Für uns sind sie am wertvollsten als Zeugnisse über das Leben und die Sitten der Zeit.

Allein Statius ist bei dieser Gelegenheitspoesie nicht stehen geblieben: er hat sich in späteren Lebensjahren an einen großen epischen Stoff gewagt, an die Darstellung des thebanischen Sagenkreises. Das Gedicht ist in steter Nachahmung des Vergilius auf das sorgfältigste gearbeitet: zur Vollendung der zwölf Bücher der Thebais waren ebenso viele Jahre erforderlich. Die farbenreiche und wirkungsvolle Erzählung zeichnet sich durch eine Kraft der Anschauung aus, die zu den Seltenheiten gehört. Doch den Eindruck des Ganzen beeinträchtigen die endlosen Kampfschilderungen, die im sensationellen Ausmalen des Grausigen schwelgen, und die mannigfachen Ausschreitungen einer verkünstelten Rhetorik. Geeigneter für den Dichter erwies sich ein Stoff, den er danach in Angriff nahm: die Taten des Achilles. Über die Kindheit des Helden ist die Achilleis nicht hinausgekommen; gerade darin aber mag der Grund liegen, daß

die zwei nicht ganz fertigen Bücher einen höheren dichterischen Wert haben, als die Thebais. Hier konnte Statius seine reiche Gabe für das Idyll und für genreartige Detailmalerei frei walten lassen. Dadurch entstand ein Gedicht, das, einfacher und ungesuchter im Ausdruck, durch gemütvolle und humoristische Züge einen großen Reiz ausübt.

Eine weiterreichende Bedeutung kommt **M. Valerius Martialis** zu. Auch er machte aus der Poesie ein Handwerk zum Gelderwerb, stand aber gesellschaftlich noch eine Stufe unter Statius und ist daher auch mit seinen poetischen Bettelleien ein gutes Teil unverschämter, als jener. Er stammte aus Bilbilis in Spanien und kam, einige zwanzig Jahre alt, 64 nach Rom.

Seine Gelegenheitsgedichte hat er später gesammelt herausgegeben: vierzehn Bücher Epigramme. Er war zum Epigrammatiker wie geschaffen. Mit genialer Leichtigkeit hat er diese feinste Kunstform helleniſtischer Poesie zu handhaben gewußt und sich einen Platz gesichert neben ihren großen griechischen Vertretern. Immer geistreich und originell, ausgestattet mit schlagfertigem Witz, beweglicher Phantasie und gewandter Verstechnik, hat er alles rhetorisch Schulmäßige hinter sich gelassen. Das satirische Epigramm, in dem er seiner Spottlust die Zügel schießen lassen konnte, ist das eigentliche Feld seines Talents. Damit entzückte er seine Gönner, auch wenn er pikant und lasziv bis zur Schamlosigkeit wurde: so liebten sie es. Wie in einem Spiegel, erblicken wir in seinen Gedichten die römische Welt von damals; die Sittenlosigkeit gehört ebenso zu ihrem Bilde, wie die Hyperbel der Schmeichelei.

Auch der Kaiser Domitianus wird umworben, doch ließ er den Dichter unbeachtet, der überhaupt nur kümmerlich von seiner Muse lebte. Er kränkelte, und als mit Nervas Regierungsantritt sich die Verhältnisse änderten und der Ver-

dienst knapper floß, freute er sich, im Jahre 98 in seine Heimat zurückkehren zu können, an der er sehr hing. Der jüngere Plinius versah ihn zu dem Zweck mit Reisegeld. Obwohl er sich oft nach dem Treiben der Hauptstadt zurücksehnte, verlebte er doch jetzt ein zufriedenes Alter in der gemächlichen äußeren Lage, die das Ziel aller seiner Wünsche gewesen war. Denn in Spanien hatte er endlich eine freigebige Gönnerin, Marcella, gefunden, die ihn mit einem schönen Gute beschenkte, und die er zum Dank eifrig anfang.

Martialis ist eine der charakteristischsten Literatengestalten der Epoche, und seine Epigramme sind für uns ein reicher Born für ihre Kulturgeschichte. So sehr galt er der Nachwelt als der klassische Vertreter des polemischen Epigramms, daß noch Goethe und Schiller von ihm den Titel ihrer Xenien entlehnten, der herstammte von den einzelnen Distichen, welche den an den Saturnalien üblichen Geschenken beigegeben waren.

An bedeutenden Prosaikern ist die Zeit des Domitianus arm. Desto mehr fällt eine Erscheinung wie **M. Fabius Quintilianus** in die Augen. Aus Spanien, das auch in dieser Epoche, wie in der Neros, dem Mutterlande eine Reihe von Schriftstellern schenkte, gebürtig, ward er von Kaiser Galba im Jahre 68 zur Übersiedlung nach Rom veranlaßt, wo schon sein Vater Lehrer der Beredsamkeit gewesen war. In der gleichen Eigenschaft erwarb der Sohn sich dort bald einen großen Ruf und wurde unter Domitianus mit der Erziehung der Neffen des Kaisers betraut.

Bis zu einem gewissen Grade ward er der Wiederhersteller des guten Geschmacks in der Literatur. Er wies als Lehrer seine Landsleute zurück auf Cicero als den Klassiker der Sprache und des Stils; er gab die Anleitung zur Erneuerung ernsten Studiums der Größen der lateinischen Literatur. In dem bewunderten Seneca sah er die Stilver-

derbnis leibhaftig verkörpert. Auch Ciceros Bildungsideal dachte er wieder zur Geltung zu bringen. Es entging ihm, daß der öffentlichen Beredsamkeit des philosophisch gebildeten Staatsmanns jetzt die Stätte der Wirksamkeit fehlte, daß es doch lediglich die Rhetorik der Schule war, deren verhängnisvolle Herrschaft er damit sanktionierte. Im Alter legte er seine Grundsätze dar in dem Leitfaden für die Bildung zum Redner, der, zwölf Bücher umfassend, auch einen Abriß der römischen Literaturgeschichte enthält, soweit sie für die Lektüre des künftigen Redners in Betracht zu kommen schien. Die edle und anmutige Einfalt des Stils steht hier in äußerstem Gegensatz zu der Manieriertheit des Zeitgeschmacks. Das Buch ist gleich ausgezeichnet durch gesundes Urteil wie durch ansprechende Darstellung. Auf seine Schüler hat die Persönlichkeit und die Lehre des Quintilianus einen starken Eindruck gemacht; für die Schule hat er die maßgebende Stellung Ciceros durchgesetzt; die literarische Entwicklung hat er dauernd nicht zu beeinflussen vermocht.

Als nach Domitianus' Tode unter den Kaisern Nerva und Traianus bessere Zeiten für das Reich und vor allem für die Hauptstadt kamen, schwoll die Flut kurzlebiger Tagesliteratur gewaltig an. Besonders viel wurde gedichtet: ein fester Stil und eine ausgebildete Sprache lagen für den Dichter bereit; es bedurfte nur einiger Gewandtheit, um leidliche Verse zustande zu bringen. Die Rezitationen hatten vielleicht nie einen größeren Umfang gehabt. Der Kaiser Trajanus beförderte die Literatur nicht ausdrücklich, aber sie nahm teil an dem frischen Aufschwung, den die Regierung dieses vortrefflichen Feldherrn und Staatsmanns dem Reiche brachte.

Von dem literarischen Getriebe der Zeit, von der Menge der Schriftsteller, die sich gegenseitig ermuntern und auf-

loben und für uns jetzt größtenteils verschollen sind, gewinnen wir ein lebhaftes, wenn auch nicht immer erfreuliches Bild aus den Schriften des jüngeren Plinius.

C. Plinius Caecilius Secundus (Kons. 100) war ein Neffe des Verfassers der Naturgeschichte und nahm als hoher Staatsbeamter, Mäcen und Schriftsteller eine angesehene Stellung ein. Als Jüngling schrieb er Tragödien und Gedichte, als Mann war er ein geschätzter Anwalt und gab seine Reden, die er als solcher gehalten hatte, heraus. Im Alter veröffentlichte er eine Reihe uns erhaltener Briefe, die schon mit der Absicht der Herausgabe geschrieben waren. Es war etwas Neues, Prosabriefe als Literaturwerke zu behandeln; die Rhetorenschule, in der Übungen im Briefstil seit alters herkömmlich waren, gab dazu den Anstoß. Es fehlt diesen Briefen die unmittelbar wirkende Frische, welche die nicht zur Veröffentlichung bestimmte Korrespondenz Ciceros so anziehend macht; der Autor nimmt von vornherein zu viele Rücksichten und ist zu vorsichtig. Dann aber drängt sich seine Eitelkeit in erschreckender Weise in den Vordergrund. Am interessantesten ist für uns der Briefwechsel mit Trajanus, der berühmt ist durch die darin geführten Verhandlungen über das bei den Christenverfolgungen anzuwendende Verfahren. Plinius war ein Schüler des Quintilianus: sprachlich und stilistisch ist daher Cicero sein Vorbild. Er selbst aber ist das Muster geworden für die ausgedehnte Epistolographie der späteren Jahrhunderte.

Weit bedeutender sind die beiden Männer, die ihre besten Jahre unter Domitianus' Schreckensherrschaft in grollendem Stillschweigen vertrauert hatten und jetzt erst mit Schriften hervortraten: Juvenalis und Tacitus. In beiden hat die überstandene schwere Zeit unverwischbare Spuren zurückgelassen: sie sind durch das, was sie gesehen und erfahren, aufs äußerste verbittert. Schmerzliche Entsagung und lodernde

Entrüstung — das ist die Stimmung, mit der die römische Literatur abschloß.

D. Junius Juvenalis war zu Aquinum in Latium geboren, wo er einen Bauernhof besaß. Aus niederem Stande hervorgegangen, trieb er in Rom kleinere Advokaturgeschäfte und ernährte sich im übrigen ähnlich wie Martialis, den er kannte, als untergeordneter Literat. Erst in höherem Lebensalter gab er Gedichte heraus: es waren Satiren, in denen er der Gesellschaft einen Spiegel ihrer Krankheit und Verderbnis vorhielt.

Das zu tun, war ihm inneres Bedürfnis; aber das Gefühl der Entrüstung, das ihn zum Schreiben zwingt, bedarf der Steigerung durch die Mittel schulmäßiger Rhetorik. In ihr wurzelt auch Juvenalis' Geistesart. Insofern ist er der Fortsetzer des Persius, mit dem er den Haß gegen die Laster und die Verzweiflung an der Gesundung seines Volkes teilt. Übertroffen hat er jenen in den besseren seiner Satiren dadurch, daß er nicht im eifernden philosophischen Lehrvortrag stecken blieb, sondern das Leben, wie es besonders zu den Zeiten des Domitianus gewesen war, schilderte, freilich in den denkbar grellsten Farben. Hatte Horatius die Schwächen der Menschen fein ironisiert, Persius ihnen ihre Fehler von dem höheren Standpunkt des Stoikers aus polternd verwiesen, so wollte Juvenalis Entsetzen und Abscheu einflößen vor den grauenhaften Zuständen, in denen Rom unterzugehen drohte. Dazu diente ihm die Fähigkeit scharfer Beobachtung, vor allem der Nachtseiten des Lebens, und die Gabe, das Geschaute zu einem rhetorisch pointierten und zurechtgerückten Bilde zu formen, aus dem die Konsequenzen zu ziehen dem Leser überlassen wird. Schonungslos seinen Zweck verfolgend, kennt er kein dichterisches Maßhalten und scheut auch vor der krassesten Darstellung der größten Scheußlichkeiten nicht zurück.

So hat er uns ein furchtbares Bild seiner Zeit hinterlassen: der Spott und das Lachen über die menschliche Torheit sind ihm gänzlich vergangen. Die ausschweifende Üppigkeit der Reichen auf der einen, grenzenlose Armut und Bettelei auf der andern Seite, das Delatorenunwesen, Erbschleicherei, Giftmorde unter Ehegatten, die Unsicherheit der von Banditen durchzogenen Hauptstadt, das klägliche Leben so vieler Gebildeten: das sind einige Themata von vielen, welche die Satiren behandeln. Am härtesten aber wird der Ton des Dichters, wenn er auf die geschlechtlichen Verirrungen zu reden kommt. Abschreckend hat er diese geschildert in der größten seiner Satiren, der berühmten Weibersatire.

Die überlegene Nachsicht, mit der Horatius das menschliche Leben betrachtet, fehlt Juvenalis. Bei ihm macht sich eine verärgerte Bitterkeit Luft, die nicht sympathisch berührt. Ebenso fehlt ihm die umfassende Bildung seines Vorgängers. Die Rhetorik hat alles andere verdrängt, und auch die leitenden Gedanken sind die oft gehörten der stoischen Moral. Dennoch ist diese Rhetorik von wuchtiger und packender Gewalt, reich an fein geschliffenen Sentenzen und überraschenden Redewendungen. Das gilt jedoch nicht von allen sechzehn uns überlieferten Satiren. Sechs von ihnen, die am Schlusse unserer Sammlung stehen, lassen die die übrigen auszeichnende scharfe Charakteristik und lebendige Zeichnung so sehr vermissen, sind so sehr nur gewöhnliche rhetorische Deklamationen über philosophische Gemeinplätze, daß man bei ihnen die Urheberschaft überhaupt dem Juvenalis abgesprochen hat. Der Wahrheit mehr zu entsprechen scheint die Annahme, daß sie von Juvenalis in hohem Alter geschrieben sind, als jede Gestaltungskraft dem Dichter abhanden gekommen war. Er hat alle seine Zeitgenossen überlebt und ist am Ende seines Lebens unter Hadrianus (117—138) verbannt worden. Näheres wissen wir darüber und über seinen Tod nicht.

Neben Juvenalis steht Tacitus, ihm ähnlich in der Art, wie auch sein Denken und Fühlen durch die Despotie beeinflußt war, an Tiefe des Geistes und Kraft der Gedanken, denen sich die vollendete rhetorische Kunst unterordnet, ihn weit überragend.

P. Cornelius Tacitus (etwa 55—119) stammte aus angesehenem und begütertem Hause. Er genoß die übliche Ausbildung zum Redner und legte die gewöhnliche militärische und politische Ämterlaufbahn des Mannes aus vornehmer Familie zurück: im Jahre 97 wurde er Konsul, und später verwaltete er als Prokonsul die Provinz Asien. Die Jahre seines kräftigsten Mannesalters fielen unter den entwürdigenden Druck der Regierung des Domitianus. Für die düstere und schier unheimliche Grundstimmung in Tacitus' Geist, mit der er politische und menschliche Dinge fortan betrachtete, für das tiefe Mißtrauen gegen die Motive menschlicher Handlungen, das ihn erfaßt hatte, wurde der Schrecken dieser Zeit bestimmend, die eine Natur von so ernster Würde und von so durchdringendem Blick, wie die seine, nur in dumpfer Tatenlosigkeit verbringen konnte. Resigniert und früh gealtert, trat er erst unter Trajan, ein Vierzigjähriger, als Schriftsteller vor das Publikum und hat dann im Verlaufe von etwa zwanzig Jahren die ganze Kraft und Größe seines Talents, sowie die volle Eigenart seines Stils entfaltet, bis er in den Annalen als erster und charaktervollster der römischen Geschichtschreiber auf der Höhe seines Könnens stand. Niemand reichte an ihn heran: sofort haben die Gebildeten seines Volkes das begriffen, und seitdem ist ihm eine hohe Einschätzung durch die Jahrhunderte geblieben.

Tacitus begann mit drei kleineren Schriften, durch die er gleichsam den Nachweis seiner literarischen Befähigung erbringen wollte, indem er seine Meisterschaft in der Handhabung der drei die literarische Kunst der Epoche beherrschen-

den Stilarten dartat. Es waren das der archaisierende, der ciceronische und der moderne Stil.

Von dem Leben und Charakter seines Schwiegervaters Julius Agricola, der in den Jahren 78 bis 84 Britannien erobert hatte und 93 gestorben war, handelte er zuerst. Das Buch ist eine Biographie in der Form der von den Griechen literarisch ausgebildeten Lobrede (encomium); der Stil ist die wunderbar knappe, bis aufs Wort überlegte und treffende Schreibweise, in der Sallustius ähnliche Monographien geschrieben und gerade auch geschichtliche Charaktere unübertrefflich scharf gezeichnet hatte. Über das Werk ist die warme persönliche Teilnahme des Verfassers für seinen Helden ausgebreitet, die einen besonders wohltuenden Eindruck hinterläßt.

Fast gleichzeitig schrieb Tacitus das Buch über die Beschaffenheit Germaniens, kurz Germania genannt, eine ethnographische Beschreibung, wie es deren viele gab. Auch Seneca hatte, wie erwähnt (S. 161), ein ähnliches Werk verfaßt, und Senecas moderner Stil ist hier das Vorbild für Tacitus. Für die Wahl des besonderen Stoffes mag das rege Interesse mitgesprochen haben, welches gerade damals Germanien auf sich zog, das den Kaiser in Kämpfen von der Hauptstadt fernhielt. Tacitus schildert die Zustände dieses Landes in dem stolzen Bewußtsein, das eine alte Kultur verleiht, aber ungewollt stellt sich ihm oftmals das unverdorbene und kraftvolle Naturvolk als ein ideales Gegenbild dar zu dem überfeinerten und innerlich morschen Leben der Heimat. In einem ersten Teil erörtert er den Ursprung und die Sitten der Germanen und bespricht im zweiten die einzelnen Völkerschaften. Obwohl er aus den besten Quellen, wie Caesar und Plinius, schöpft, bewirkt doch gerade bei diesem Stoffe die rhetorische und pointierte Darstellungsart mehr als sonst, daß die Erzählung stellenweise unbestimmt

und schillernd wird und wichtige Punkte unaufgeklärt läßt. Trotzdem bleibt die Germania für uns Deutsche ein unschätzbares Buch als die älteste Darstellung germanischen Altertums.

Kurze Zeit nach der Germania veröffentlichte Tacitus den Dialog über die Redner, ein Gespräch zwischen literarischen Berühmtheiten der Zeit des Vespasianus, welches das oft behandelte Thema vom Verfall der Beredsamkeit zum Gegenstand hat. Hier weisen schon die Komposition und der Stoff auf das Vorbild Ciceros, und er ist es denn auch, nach dessen Muster Stil und Sprache gebildet sind. Eben erst hatte Quintilianus als Führer einer reaktionären Bewegung Cicero als den Meister des Stils hingestellt, dem überall zu folgen sei. Ehe Tacitus stilistisch seine eigenen Wege ging, wollte er vor aller Welt zeigen, daß er die Imitation Ciceros nicht aus Unfähigkeit vermeide.

Uns kommt es befremdlich vor, daß ein Schriftsteller mit Bewußtsein drei verschiedene Stilarten verwenden konnte; wir glauben an die Einheit des persönlichen Stils. Für das spätere Altertum hat die Tatsache nichts Befremdliches. Jede literarische Gattung hatte ihren besonderen Stil, und diese Stilarten zu beherrschen, lehrte und forderte die Rhetorik. Von seiner rhetorischen Meisterschaft hatte Tacitus Probe abgelegt: jetzt bildete er in seinen letzten Werken seinen eigenen Stil, der sich in Anlehnung an den des neronischen Zeitalters entwickelt hatte, fertig aus.

Er wandte den Rest seines Lebens an die riesige Aufgabe einer Geschichtschreibung des Kaiserreichs. Zunächst bearbeitete er die von ihm selbst erlebte Zeit der Jahre 69 bis 96 in den Historiae. Uns ist gerade davon leider das wenigste erhalten: nur die Darstellung der beiden Jahre 69 und 70. Dann ging er an eine Fortsetzung des Livius. In gedrängtester Kürze führte er in den achtzehn Büchern

Annales, deren eigentlicher Titel „Bücher vom Tode des Augustus an“ lautet, die Geschichte bis auf Neros Ende. Auch dies Werk ist uns nur teilweise erhalten; wir besitzen den größten Teil der Schilderung von Tiberius' und Neros Regierung, die zweite Hälfte von derjenigen der Zeit des Claudius. Die Historiographie seit Augustus ward durch diese beiden Werke ebenso verdrängt, wie die Annalistik der Republik durch Livius: wir kennen davon nicht mehr als die Namen einiger Autoren.

Historien und Annalen sind die vollendetste Leistung des Tacitus und der römischen Geschichtschreibung überhaupt. Selbständige Geschichtsforschung allerdings findet man auch bei ihm nicht. Auch Tacitus hielt sich zumeist an die Überlieferung, die frühere Autoren festgelegt hatten, und deren gab es eine große Zahl. Wohl suchte er von dem wirklichen Verlauf der Hauptvorgänge sich eine der Wahrheit entsprechende Vorstellung zu verschaffen, aber auch nur durch eine kritische Sichtung des überkommenen Stoffes einzelne Tatsachen historisch festzustellen, war nicht seine Absicht. Diese zielte vielmehr einzig auf die stilistische und künstlerische Neugestaltung des von anderen Berichteten. Von einer bestimmten Grundvorstellung ausgehend, die er aus dem Studium seiner Quellen gewonnen hatte, ordnet er die Erzählung nach schriftstellerischen Gesichtspunkten: er rückt die Massen zusammen, schiebt alles in eine seinem Gefühl gemäße Beleuchtung und erzielt so einen von vornherein gewollten Eindruck, dem man sich nicht entziehen kann, auch wo er sich aus den mitgeteilten Einzelheiten selbst nicht mit Notwendigkeit ergibt. Die Darstellungsmittel, die Tacitus anwendet, sind oft geradezu die des Dichters. Die Geschichte des Tiberius und des Nero sind gewaltige Tragödien, mit mehreren Akten, die von verschiedenen Hauptpersonen beherrscht sind, mit sich steigernder Spannung, mit retardierenden Szenen

und Zwischenspielen. Abgerundete, effektvolle Bilder werden vor uns aufgerollt, die mit dramatischer Kraft die Seele packen. Und über dem Ganzen brütet der verhaltene Groll über all die Verderbnis und all die Greuel: selten spricht Tacitus ausdrücklich sein Urteil aus über die berichteten Geschehnisse, aber der Ton der Erzählung und die Färbung des Ausdrucks machen die in ihnen enthaltene Verurteilung um so nachdrucksvoller.

Die Ursachen der Ereignisse werden mit Meisterschaft aus den allgemeinen Verhältnissen und den mit feinem Blick erkannten Charakteren der handelnden Menschen abgeleitet. Wie sich die Charaktere der Kaiser allmählich entwickeln oder enthüllen, wie den geheimsten Triebfedern des Handelns nachgespürt und jede Heuchelei bloßgestellt wird, in diesen Schilderungen heischt der große Psychologe unsere Bewunderung auch da, wo wir auf Grund der Tatsachen zu einer anderen geschichtlichen Auffassung gelangen. Scheinbar ist die Erzählung in die enge Form der Annalen eingepreßt, in der Tat jedoch wird diese öfter verlassen und dient nur dazu, den Leser die durchdachteste Anordnung des Stoffes nicht auf den ersten Blick erkennen zu lassen. Die geistvolle Bizarrerie, die hierin liegt, offenbart sich in noch höherem Maße im Stil und in der Sprache, die bestrebt sind, den tiefsten Gedanken die kurze Fassung inhaltsreicher Inschriften zu geben. Tacitus spielt mit dem Leser förmlich Versteck; er sucht etwas darin, das Einfache möglichst verwickelt auszudrücken. Die logischen Verbindungen der Sätze bezeichnet er selten durch eine hilfreiche Partikel und ist wortkarg bis zur Dunkelheit. Alle gebräuchlichen Wendungen der Prosa meidet er prinzipiell und macht dafür starke Anleihen bei den Dichtern. Sogar die technische Terminologie sucht er zu umgehen und erschwert dadurch nicht wenig das richtige Verständnis. In Neubildungen geht er kühn seinen eigenen

Weg. In diesem individuellsten Stil der römischen Literatur hat er sich das geeignete Werkzeug geschaffen, um in gedankenvoll wuchtiger Darstellung einer großangelegten ernsten Geschichtsauffassung Ausdruck zu leihen.

Schluß.

Um das Jahr 120 war es mit der römischen Literatur, soviel in ihr je römisch gewesen war, endgültig vorbei. Die lateinische Literatur dagegen geht endlos weiter bis ins Mittelalter und darüber hinaus. Sie war bedingt durch die Stellung, die das Latein als Weltsprache einnahm und behauptete, und liegt außerhalb des Rahmens dieses Abrisses. Hier sollen nur noch in kurzem die Merkmale angedeutet werden, welche die veränderte Lage der Literatur bezeichnen.

Der Trieb und die Fähigkeit, originale Leistungen hervorzubringen, waren bei den Italikern ausgestorben. Die Kaiser kümmerten sich nicht mehr um die Literatur, höchstens noch, wie Hadrianus, um die Gelehrsamkeit: sie hatten genug zu tun, das weite Reich zusammenzuhalten und seine Grenzen gegen Parther und Germanen zu schützen. So trat jetzt ein, was vorauszusehen war, daß die unter Augustus großgezogene Reichsliteratur, nachdem sie noch ein Jahrhundert lang Nachblüten getrieben hatte, aus Mangel an Pflege einging. Sie war eine Buchliteratur gewesen für die Gebildeten, die sich einer nirgends lebenden Schriftsprache bediente, und weil sie keine Fühlung mehr mit dem Volke und seiner Sprache hatte, mußte sie untergehen. Wo waren jetzt die Gebildeten? In Italien sanken die Wohlhabenheit, die Bildung und der Geschmack erschreckend schnell. Nur aus den Provinzen konnte der Literatur frisches Leben

zugeführt werden. Schon im ersten Jahrhundert sind einige der bedeutenderen Schriftsteller Spanier. In den Provinzen regte es sich denn auch in der Folgezeit. Aber der ganze Osten des Reiches war für die römische Literatur verloren. Hier und vor allem in Kleinasien war die allgemeine Bildung noch weit verbreitet, aber griechisch.

Und die griechische Literatur erlebte seit dem zweiten Jahrhundert einen neuen Aufschwung. In Kleinasien kam die Sophistik mit ihren rhetorischen Vorträgen zur Blüte. Einer ihrer glänzendsten Vertreter ist der witzige Feuilletonist Lukianos. Allein auch ernster denkende und höher strebende Männer brachte Kleinasien hervor, wie Dion von Prusa, den begeisterten Lehrer stoischer Philosophie. Im europäischen Griechenland ferner lebte einer der anmutigsten und vielgelesensten Schriftsteller späterer Zeit, Plutarchos aus Chaironeia, der neben einer großen Zahl von ausgezeichneten populärphilosophischen Schriften Parallelbiographien von Griechen und Römern schrieb. Von Griechen wurde im zweiten Jahrhundert eine zusammenfassende Darstellung großer Gebiete hellenischer Wissenschaft unternommen: Galenos bearbeitete die Medizin, Ptolemaios die Geographie, Herodianos die Grammatik. Endlich im dritten Jahrhundert erzeugte der hellenistische Geist ein neues, den mystischen Stimmungen der Zeit entsprechendes philosophisches System, den Neuplatonismus. Der Ägypter Plotinos und sein Schüler Porphyrios aus Tyrus bildeten ihn aus.

Es darf nicht wundernehmen, daß diese mächtige Entfaltung der griechischen Literatur eine lähmende Rückwirkung übte auf die römische. Das gebildete Publikum wandte seine Aufmerksamkeit in erster Linie den griechischen Erzeugnissen zu, und auch Schriftsteller des Westens zogen es vor, in der neu erfundenen Stilart der griechischen Sophistik zu glänzen: so der Gallier Favorinus und Aelianus aus Praeneste. Die

Gelehrten fingen an, in beiden Sprachen zu schreiben. C. Suetonius Tranquillus (75—160), der Geheimsekretär des Hadrianus, verfaßte neben den im Anekdotenstil gehaltenen Kaiserbiographien, durch die er für die spätere Zeit bis ins Mittelalter hinein das Signal gab, die Geschichtschreibung in biographische Darstellungen aufzulösen, lateinische und griechische Werke kultur- und literarhistorischen Inhalts. Der Kaiser Hadrianus selbst schrieb Griechisch, und von ihm datiert die veränderte Haltung der kaiserlichen Regierung, die sich nicht mehr, wie im ersten Jahrhundert, dem griechischen und orientalischen Wesen ablehnend gegenüberstellte.

Die latinisierten Provinzen aber betraten jetzt selbständig eigene Bahnen des Stils und der Sprache. Die römische Literatur hatte ihre generalisierende Macht verloren. Man sagte sich los von Rom und schuf Neues, das zwar lateinisch, aber durchaus nicht römisch war. Die schlummernden Kräfte der unterjochten Nationalitäten erwachten und gestalteten von sich aus die Literatur um. Rom blieb nicht mehr der Mittelpunkt des literarischen Lebens, sondern, wie sich der Osten emanzipierte, so auch der latinisierte Westen. Nicht nur Leute aus der Provinz machten jetzt die Literatur, sondern sie machten sie zum großen Teil auch in der Provinz. Und dort bedienten sie sich nicht des Schriftlateins, sondern einer Sprache, die gemischt war aus diesem und dem Volkslatein der jeweiligen Provinz. Die Sprache des Volkes, in jeder Provinz beeinflußt durch die Zeit ihrer Latinisierung und die Natur des verdrängten nationalen Idioms, die Vorläuferin der romanischen Sprachen, kam allmählich zur Herrschaft und zertrümmerte die Kunstliteratur.

Am schnellsten vollzog sich diese Entwicklung in **Afrika.** M. Cornelius Fronto aus Cirta (100—175) stammte daher. Er war Redner und Erzieher des späteren Kaisers M. Aurelius Antoninus, ein angesehener, über die Maßen

eitler und geschmackloser Mann. Schon seit den Zeiten Neros und seiner nächsten Nachfolger hatte sich neben dem Ciceronianismus des Quintilianus eine literarische Richtung vorbereitet, die auf die altlateinischen Schriftwerke als Stilmuster zurückging. Durch die Ausgaben des Valerius Probus gefördert, erlangte diese archaistische Bewegung, die, freilich ohne dauernden Erfolg, Stil und Sprache des Ennius und Cato zu neuem Leben erwecken wollte, unter Hadrianus, dessen eigene antiquarische Neigungen ihr entgegenkamen, größere praktische Bedeutung. Ihr Hauptführer wurde Fronto. Er versuchte, aus den einzelnen der alten Schriftsprache und dem Vulgärlatein des Volkes entnommenen Elementen einen realistischen Stil zu schaffen, frei von der klassizistischen Korrektheit. Doch er brachte es trotz aller Künste nicht fertig, der Mischung einheitliche Prägung zu geben. Das Ergebnis war nach Form und Inhalt gleich nichtig. Wir besitzen Teile seines Briefwechsels.

In Frontos Bahnen hielt sich auch der wirkungsvollste afrikanische Literat: **Apuleius** aus Madaura (um 150). Aber ihm und ihm allein ist es wirklich gelungen, die auseinanderstrebenden Bestandteile dieses zugleich gelehrten und volkstümlichen Stils zu einem barocken, aber lebendigen Ganzen zusammenzuschweißen: es entsprach seiner merkwürdigen Naturanlage, in der geistreicher Witz und rhetorisches Pathos, Wirklichkeitssinn und Phantastik dicht nebeneinander standen. Apulejus ist der erste lateinische Schriftsteller, dessen Leben und Tätigkeit fast ganz in der Provinz verläuft, in der Großstadt Carthago, der bedeutendsten lateinischen Stadt nächst Rom. Wie die griechischen Sophisten, hält er Wandervorträge; mit großer Beweglichkeit, Vielseitigkeit und Originalität, aber auch mit der allen Afrikanern eigenen Wunderlichkeit und Gespreiztheit schreibt er zahlreiche ernste philosophische Schriften und daneben in

der Jugend einen höchst amüsanten, leichtfertigen, bunten Zauberroman, Metamorphosen betitelt, in dem als Episode die berühmte Geschichte von Amor und Psyche steht.

Später als Afrika tritt **Gallien** hervor und auch in anderer Weise. Die Gallier haben sich, trotzdem sie selbst in den nationalen Priestern, den Druiden, einen Gelehrtenstand und eine durch diese vertretene, abgeschlossene Nationalbildung besaßen, sehr rasch und viel gründlicher, als die Afrikaner, der griechisch-römischen Kultur und der lateinischen Sprache bemächtigt, und zwar bis zu einem solchen Grade, daß sie später in ihr die Lehrmeister des gesunkenen Italiens werden konnten. Schon um die Mitte des ersten Jahrhunderts gab es berühmte Gerichtsredner aus Gallien. Dort blühten die lateinischen Universitäten mit ihren Lehrvorträgen und Redeakten; von dort bezog die Hauptstadt bald ausschließlich ihre Pädagogen. Der Grund, weshalb aus dieser eifrigen Lehrtätigkeit nicht bedeutendere literarische Leistungen hervorgingen, lag in dem Überwuchern der Rhetorik, die nach dem Zuge der alternden Zeit, dem Muster der römischen und griechischen Entwicklung und der besonderen Neigung der Kelten hier Selbstzweck geworden war. Die erste, späte Äußerung der Gallier auf literarischem Gebiet sind denn auch Prunkreden (Panegyrici) auf die in Trier hofhaltenden Kaiser, die um das Jahr 300 einsetzen.

Doch neben der Gelegenheitsrede pflegten die öffentlichen Sprachlehrer Galliens als Mittel der Bildung auch das Gelegenheitsgedicht. So erhält sich hier wenigstens die Tradition antiker Poesie, nicht unbeeinflußt von den Strömungen der neuen Zeit, aber doch bemüht, klassischen Mustern nachzueifern. Und im vierten Jahrhundert begegnet uns in Gallien ein liebenswürdiger Dichter, der Professor in Bordeaux und Prinzenerzieher am Hof zu Trier

D. Magnus Ausonius. Er hat kein großes Talent und wird in seinen gelehrt ausstaffierten Gelegenheitsgedichten, deren er eine große Zahl geschrieben hat, oft abgeschmackt und langweilig, aber er vermag sich doch noch einem großen Natureindruck voll hinzugeben und ihn mit lebendiger Empfindung dichterisch zu erfassen. Darin liegt der Wert seines einzig dastehenden reizenden Gedichtes Mosella, in dem er eine Moselfahrt beschreibt. Aus den hübschen Versen leuchtet die Freude an der Schönheit des von Schiffern und Winzern reich belebten Tales, an dessen Ufern sich überall herrliche Villen erheben.

Wie sehr aber auch die Provinzen an der Umbildung der Literatur beteiligt waren, nichts steht an Mächtigkeit und einschneidender Tiefe der Wirkung auf sie dem **Christentum** gleich. Ja, dessen die Literatur umgestaltende Einwirkungen verbanden sich mit denen, welche aus der Eigenart der Provinzen stammten, und verschärften diese noch. Das schlechthin Neue, das im Christentum hervortrat, daß die Menschen sich auf sich selbst besannen, daß sie den Wert des inneren Erlebnisses über alle äußere Erfahrung zu stellen lernten, mußte, wie die Wissenschaft, so auch die Literatur von Grund an verändern. Darauf beruht es, daß ihr Charakter nicht nur äußerlich, im Stoff, ein anderer wurde, sondern die innerste Anschauungsweise hatte den durchgreifendsten Wandel erfahren.

Das erste Bedürfnis war die Übersetzung der heiligen Schriften in die lateinische Sprache, und zwar nicht in die Schriftsprache, sondern ins Volkslatein. Sollte die Bibel ihre die antike Lebensanschauung umgestaltende Mission erfüllen, so mußte sie jedem verständlich sein. Wie wenige aber waren der Schriftsprache Herr, die im ganzen Reich schulmäßig erlernt werden mußte. Indem daher die Bücher der Bibel in die gemeine Volkssprache des Okzidents

übertragen wurden, ward dadurch der Sieg des Christentums in der westlichen Reichshälfte wesentlich mit herbeigeführt.

Als sich dann hochgebildete Männer des Okzidents der Kirche zuwandten, ihre Lehren verteidigten und mit der antiken Philosophie auseinandersetzten, spielte wieder Afrika die erste Rolle. Daher stammte wahrscheinlich Minucius Felix, der in einem geistreichen und lebendigen Dialog die erste und eine der feinsten Apologien des Christentums schrieb (um 180). Es folgte der Jurist Tertullianus aus Carthago (etwa 200). Seine formlosen, oft dunklen Schriften sprühen von fanatischer Glut der Empfindung und sind die Äußerungen einer genialen, phantasievollen, überaus leidenschaftlichen Natur. Milder und klarer ist der Bischof Cyprianus († 258). Um 300 lebt in Sicca einer der beredtesten Apologeten, der Rhetor Arnobius. Zur selben Zeit schrieb in klassischem Latein nach dem Muster Ciceros Lactantius Firmianus seine vielseitigen Bücher. Und endlich um 400 wirkte in Afrika der tiefste christliche Denker des Westens, Augustinus, welcher der römischen Kirche eine Dogmatik gab.

Erst vom vierten Jahrhundert an nehmen auch die übrigen Provinzen teil an der christlichen Schriftstellerei, vor allem Gallien. Eine der glänzendsten Erscheinungen ist der aus Trier gebürtige Bischof von Mailand, Ambrosius († 397), der gewandteste und formvollendetste Schriftsteller aber, der christliche Cicero: Hieronymus aus Dalmatien († 420). Er hat einen großen Einfluß geübt durch seine Person und durch seine unzähligen Schriften: die jetzige Gestalt der Vulgata rührt von seiner Redaktion und teilweisen Neubearbeitung her.

In Spanien und Gallien fand man den Weg zur Schönheit der Darstellung wieder, die bisher das stoffliche

Interesse hatte vergessen lassen. Hier entstand eine christliche Dichtung. In horazischen Maßen besang Prudentius (geb. 348) die Heiligen und begründete das religiöse Lehrgedicht. Und unter den christlichen Herrschern dieser Zeit, um das Jahr 400, erhob sich sogar die weltliche Poesie in dem ganzen Schmucke antiker Mythologie noch einmal. An dem Hofe des Kaisers Honorius verfaßte Claudius Claudianus, in Sprache und Versbau dem Ovidius folgend, seine prachtvollen, aber oft gesuchten und rhetorisch verschwommenen politischen Festgedichte. Er besang den Minister Stilicho, einen Vandalen. So übernahmen jetzt die Germanen die antike Kultur und Literatur. Die lateinische Poesie und Schriftstellerei wurde in all den germanischen Reichen der Völkerwanderung fortgesetzt.

Das Christentum hatte endlich noch eine andere als die direkte Wirkung auf die Literatur. Als es im Anfange des vierten Jahrhunderts Staatsreligion geworden war, versuchten die Anhänger des alten Glaubens und vor allem der alten Lebensanschauung zuletzt auch eine **literarische Abwehr.** Diese gründete sich einmal auf die antike Philosophie. In solchem Sinne schrieb Firmicus Maternus (um 350) seine neuplatonische Theorie des Sternenglaubens. Dann aber — und das ist besonders bezeichnend für diese Verteidiger des Polytheismus — klammerten sie sich an die herrlichen Literaturwerke und die großen Taten der Blütezeit Roms. Diese Leistungen des antiken Geistes, den man erhalten wollte, der Mitwelt wieder vor Augen zu stellen, dahin zielten am Ausgang des vierten Jahrhunderts die Bestrebungen zweier hocharistokratischer, miteinander verwandter Familien Roms, der Symmachi und Nicomachi. Sie sorgten für eine sorgfältig vorbereitete Neuherausgabe römischer Schriftsteller, der wir zum Teil, wie bei Livius, die Erhaltung ihrer Werke einzig

verdanken. Unter den Symmachi war der bedeutendste Q. Aurelius Symmachus, der Konsul des Jahres 384, von dem wir Reden und Briefe besitzen. Er wirkte eifrig für die Duldung der alten Religion. Berühmt ist sein Gesuch an den Kaiser Valentinianus II. um Wiederherstellung des Altars der Victoria im Sitzungssaal des Senats.

Mit neuer Hoffnung hatte besonders die Regierung des Julianus (361—363) die Anhänger des Alten erfüllt. Der Anstoß, den er zur Wiederbelebung der Alten Welt gegeben hatte, wirkte nach in den Symmachi und veranlaßte die Abfassung des letzten größeren Literaturwerks, in dem noch antike Lebensluft weht. **Ammianus Marcellinus** veröffentlichte am Ende des vierten Jahrhunderts seine Geschichte Roms von 96 bis 378, von der uns nur die letzte Hälfte vorliegt. Dieser Grieche aus Antiochia ward der würdige Fortsetzer des Tacitus: er ist ein geborener Historiker mit freiem Blick und klarem, unparteiischem Urteil, der Charaktere von seltener Plastik und Feinheit zu zeichnen versteht, der erste römische Geschichtschreiber nach Tacitus.

Darüber hinaus bewahrte nur die Rechtswissenschaft sich bis an das Ende römischen Geist. Die literarisch klassische Zeit begann für sie erst mit dem zweiten Jahrhundert. Waren im ersten Jahrhundert, wie wir gesehen haben, die Juristen in zwei Schulen gespalten, so versöhnte sich dieser Gegensatz, als die große Aufgabe der Zusammenarbeitung des Stadtrechts und des praetorischen Rechts mit der Gesetzgebung der Kaiser jetzt ernstlich in Angriff genommen wurde.

Der erste große Jurist, der diese Aufgabe vorbereitete, war der Afrikaner Salvius Julianus unter dem Kaiser Hadrianus. Er sammelte und redigierte endgültig das edictale Recht der Praetoren und schrieb daneben ein großes Digestenwerk, in dem er die Kasuistik und Entscheidung einer Fülle von einzelnen Rechtsfällen nach festen Grundsätzen

vorlegte. Etwas später, um 150, schrieb Gaius sein Lehrbuch, die Institutionen, die für alle nachfolgenden vorbildlich geblieben und uns als das einzige Buch dieser Juristenliteratur im Zusammenhang erhalten sind. Der zweite große Jurist und der berühmteste von allen war Aemilius Papinianus, der, aus dem Orient stammend, um 200 lebte. Er vereinigte in sich alle Vorzüge hellenischen und römischen Wesens und brachte die kasuistische Methode in mehreren umfangreichen Arbeiten zur höchsten Vollendung. Die schöpferische Epoche der Jurisprudenz war mit ihm zu Ende. Seine Schüler, unter denen Domitius Ulpianus und Julius Paulus besonders hervorragen, verschafften den Resultaten seiner Arbeiten durch breitere Darlegung und leicht faßliche Ausgestaltung die weiteste Geltung. Vor allem ihre Schriften vermittelten die Wirkung der beiden großen Juristen auf die Folgezeit. Von da an verfiel die Rechtswissenschaft schnell.

Unterdes aber war die Rechtsbildung mit der Umgestaltung des Kaisertums durch Diocletianus in eine neue Phase eingetreten. Die Gesetzgebung des Kaisers kam als neue Rechtsquelle hinzu und vollendete allmählich die einheitliche Verschmelzung des Stadtrechts mit dem Völkerrecht (ius gentium). Inhaltlich siegte das letztere, und das ist im wesentlichen dem Einfluß der hellenistischen Provinzen zuzuschreiben, dem der Kaiser in Konstantinopel so nahe gerückt war. Das Weltrecht war geschaffen.

Es blieb noch eine Aufgabe zu lösen: die Sammlung und Kodifikation des gesamten, jetzt abgeschlossenen römischen Rechts. Dafür ward bestimmend, daß in dieser Zeit die Werke der großen Juristen selbst zu gesetzlich anerkannten Rechtsquellen geworden waren, da die alten, ursprünglichen nicht mehr verstanden wurden. Es kam demnach in erster Linie auf die zweckentsprechende Exzerpierung dieser Literatur

an, daneben auf die Bearbeitung der kaiserlichen Erlasse, von denen die älteren schon in zwei Sammlungen, dem codex Gregorianus (um 300) und dem codex Hermogenianus, die jüngeren seit Constantinus im codex Theodosianus (438) mit seinen Novellen vereinigt waren.

Auch diese letzte Aufgabe wurde noch gelöst, und damit das römische Recht vor dem Untergang gerettet. Der Kaiser Justinianus (527—565) ließ durch seine Räte und Professoren unter Leitung des Ministers Tribonianus das große einheitliche Reichsgesetzbuch, das corpus iuris herstellen. Es zerfällt in drei Teile: die Einleitung oder Institutionen, das Juristenrecht oder Digesten und das Kaiserrecht oder Codex, wozu als vierter Teil die Novellen des Justinianus selbst kamen. So war diejenige Wissenschaft, in der allein die Römer völlig Selbständiges geleistet haben, auch literarisch zu einem würdigen Abschluß gelangt, und konnte in dieser Form ihre wunderbare weltgeschichtliche Wirkung frei entfalten.

Im gleichen Verlage erschienen:

Römische Geschichte

neubearbeitet von

Realgymnasial-Dir. **Dr. Jul. Koch**

(Sammlung Göschen Nr. 19)

Römische Altertumskunde

von

Dr. Leo Bloch

Dozent an der Universität Zürich

Mit 8 Vollbildern

(Sammlung Göschen Nr. 45)

Griechische Literaturgeschichte

mit Berücksichtigung der Geschichte der Wissenschaften

von

Dr. Alfred Gercke

Professor an der Universität Greifswald

(Sammlung Göschen Nr. 70)

Griechische Geschichte

von

Dr. Heinrich Swoboda

Professor an der deutschen Universität Prag

(Sammlung Göschen Nr. 49)

Griechische Altertumskunde

von

Prof. Dr. Rich. Maisch

neu bearbeitet von Rektor **Dr. Franz Pohlhammer**

Mit 9 Vollbildern

(Sammlung Göschen Nr. 16)

Preis: jedes Bändchen gebd. 80 Pf.

G. J. Göschen'sche Verlagshandlung in Leipzig

Sammlung Göschen

Je in elegantem Leinwandband 80 Pf.

G. J. Göschen'sche Verlagshandlung, Leipzig.

Literaturgeschichte, Portugiesische, von Dr. Karl v. Reinhardstoettner, Professor an der Kgl. Technischen Hochschule in München. Nr. 213.

— **Römische,** von Dr. Hermann Joachim in Hamburg. Nr. 62.

— **Russische,** von Dr. Georg Polonskij in München. Nr. 166.

— **Spanische,** von Dr. Rudolf Beer in Wien. I. II. Nr. 167. 168.

Logarithmen. Vierstellige Tafeln und Gegentafeln für logarithmisches und trigonometrisches Rechnen in zwei Farben zusammengestellt von Dr. Hermann Schubert, Professor an der Gelehrtenschule d. Johanneums in Hamburg. Nr. 81.

Logik. Psychologie und Logik zur Einführung in die Philosophie von Dr. Th. Elsenhans. Mit 13 Figuren. Nr. 14.

Luther, Martin, Thom. Murner und das Kirchenlied des 16. Jahrhunderts. Ausgewählt und mit Einleitungen und Anmerkungen versehen von Prof. G. Berlit, Oberlehrer am Nikolaigymnasium zu Leipzig. Nr. 7.

Magnetismus. Theoretische Physik III. Teil: Elektrizität und Magnetismus. Von Dr. Gustav Jäger, Professor an der Universität Wien. Mit 33 Abbild. Nr. 78.

Malerei, Geschichte der, I. II. III. IV. V. von Dr. Rich. Muther Professor an der Universität Breslau. Nr. 107—111.

Maschinenelemente, Die. Kurzgefaßtes Lehrbuch mit Beispielen für das Selbststudium und den prakt. Gebrauch von Fr. Barth, Oberingenieur in Nürnberg. Mit 86 Fig. Nr. 8.

Massanalyse von Dr. Otto Röhm in Stuttgart. Nr. 221.

Mathematik, Geschichte der, von Dr. A. Sturm, Professor am Obergymnasium in Seitenstetten. Nr. 226.

Mechanik. Theoret. Physik I. Teil: Mechanik und Akustik. Von Dr. Gustav Jäger, Prof. an der Univ. Wien. Mit 19 Abbild. Nr. 76.

Meereskunde, Physische, von Dr. Gerhard Schott, Abteilungsvorsteher an der Deutschen Seewarte in Hamburg. Mit 28 Abbild. im Text und 8 Tafeln. Nr. 112.

Metalle, (Anorganische Chemie 2. Teil) v. Dr. Oskar Schmidt, dipl. Ingenieur, Assistent an der Königl. Baugewerkschule in Stuttgart. Nr. 212.

Metalloide (Anorganische Chemie, 1. Teil) von Dr. Oskar Schmidt, dipl. Ingenieur, Assistent an der Kgl. Baugewerkschule in Stuttgart. Nr. 211.

Meteorologie von Dr. W. Trabert, Professor an der Universität Innsbruck. Mit 49 Abbildungen und 7 Tafeln. Nr. 54.

Mineralogie von Dr. R. Brauns, Professor an der Universität Gießen. Mit 130 Abbildungen. Nr. 29.

Minnesang und Spruchdichtung. Walther v. d. Vogelweide mit Auswahl aus Minnesang und Spruchdichtung. Mit Anmerkungen und einem Wörterbuch von Otto Güntter, Professor an der Oberrealschule und an der Techn. Hochschule in Stuttgart. Nr. 23.

Morphologie, Anatomie u. Physiologie der Pflanzen. Von Dr. W. Migula, Prof. a. d. Techn. Hochsch. Karlsruhe. Mit 50 Abbild. Nr. 141.

Murner, Thomas. Martin Luther, Thomas Murner und das Kirchenlied des 16. Jahrh. Ausgewählt und mit Einleitungen und Anmerkungen versehen von Prof. G. Berlit, Oberl. am Nikolaigymn zu Leipzig. Nr. 7.

Musik, Geschichte der alten und mittelalterlichen, von Dr. A. Möhler. Mit zahlreichen Abbild. und Musikbeilagen. Nr. 121.

Sammlung Göschen

Je in elegantem Leinwandband 80 Pf

G. J. Göschen'sche Verlagshandlung, Leipzig.

Musikalische Formenlehre (Kompositionslehre) v. Stephan Krehl. I. II. Mit vielen Notenbeispielen. Nr. 149. 150.

Musikgeschichte des 17. und 18. Jahrhunderts von Dr. K. Grunsky in Stuttgart. Nr. 239.

— **des 19. Jahrhunderts** von Dr. K. Grunsky in Stuttgart. I. II. Nr. 164. 165.

Musiklehre, Allgemeine, v. Stephan Krehl in Leipzig. Nr. 220.

Mythologie, Deutsche, von Dr. Friedrich Kauffmann, Professor an der Universität Kiel. Nr. 15.

— siehe auch: Götter- u. Heldensage. — Heldensage.

Nautik. Kurzer Abriß des täglich an Bord von Handelsschiffen angewandten Teils der Schiffahrtskunde. Von Dr. Franz Schulze. Direktor der Navigations-Schule zu Lübeck. Mit 56 Abbildungen. Nr. 84.

Nibelungen, Der, Nöt in Auswahl und Mittelhochdeutsche Grammatik mit kurzem Wörterbuch von Dr. W. Golther, Professor an der Universität Rostock. Nr. 1.

— — siehe auch: Leben, Deutsches, im 12. Jahrhundert.

Nutzpflanzen von Prof. Dr. J. Behrens, Vorst. d. Großh. landwirtschaftlichen Versuchsanstalt Augustenberg. Mit 53 Figuren. Nr. 123.

Pädagogik im Grundriß von Professor Dr. W. Rein, Direktor des Pädagogischen Seminars an der Universität Jena. Nr. 12.

— **Geschichte der,** von Oberlehrer Dr. H. Weimer in Wiesbaden. Nr. 145.

Paläontologie v. Dr. Rud. Hoernes, Prof. an der Universität Graz. Mit 87 Abbildungen. Nr. 95.

Perspektive nebst einem Anhang i Schattenkonstruktion und Parall perspektive von Architekt Hans Fr berger, Fachlehrer an der Kun gewerbeschule in Magdeburg. M 88 Abbildungen. Nr. 57.

Petrographie von Dr. W. Bruh Prof. a. d. Universität Straßburg i. Mit 15 Abbild. Nr. 178.

Pflanze, Die, ihr Bau und ihr Leb von Oberlehrer Dr. E. Denne Mit 96 Abbildungen. Nr. 44.

Pflanzenbiologie von Dr. W. Migu Prof. a. d. Techn. Hochschule Karl ruhe. Mit 50 Abbild. Nr. 127.

Pflanzen-Morphologie, -Anat mie und -Physiologie von D W. Migula, Professor an der Tec Hochschule Karlsruhe. Mit 50 A bildungen. Nr. 141.

Pflanzenreich, Das. Einteilung d gesamten Pflanzenreichs mit d wichtigsten und bekanntesten Ar von Dr. F. Reinecke in Breslau u Dr. W. Migula, Professor an d Techn. Hochschule Karlsruhe. M 50 Figuren. Nr. 122.

Pflanzenwelt, Die, der Gewäss von Dr. W. Migula, Prof. an d Techn. Hochschule Karlsruhe. M 50 Abbildungen. Nr. 158.

Pharmakognosie. Von Apothek F. Schnitthenner, Assistent am B tan. Institut der Technischen Ho schule Karlsruhe. Nr. 251.

Philosophie, Einführung in di Psychologie und Logik zur Einfüh in die Philosophie von Dr. T Elsenhans. Mit 13 Fig. Nr. 14.

Photographie. Von Prof. H. Keßl Fachlehrer an der k. k. Graphisch Lehr- und Versuchsanstalt in Wie Mit 4 Tafeln und 52 Abbild. Nr. 6

Sammlung Göschen

Je in elegantem Leinwandband **80 Pf.**

G. J. Göschen'sche Verlagshandlung, Leipzig.

Physik, Theoretische, I. Teil: Mechanik und Akustik. Von Dr. Gustav Jäger, Professor an der Universität Wien. Mit 19 Abbild. Nr. 76.

— — II. Teil: Licht und Wärme. Von Dr. Gustav Jäger, Professor an der Univ. Wien. Mit 47 Abbild. Nr. 77.

— — III. Teil: Elektrizität und Magnetismus. Von Dr. Gustav Jäger, Prof. an der Universität Wien. Mit 33 Abbild. Nr. 78.

Plastik, Die, des Abendlandes von Dr. Hans Stegmann, Konservator am German. Nationalmuseum zu Nürnberg. Mit 23 Tafeln. Nr. 116.

Poetik, Deutsche, von Dr. K. Borinski, Dozent a. d. Univ. München. Nr. 40.

Posamentiererei. Textil-Industrie II: Weberei, Wirkerei, Posamentiererei, Spitzen- und Gardinenfabrikation und Filzfabrikation von Professor Max Gürtler, Direktor der Königl. Techn. Zentralstelle für Textil-Ind. zu Berlin. Mit 27 Fig. Nr. 185.

Psychologie und Logik zur Einführ. in die Philosophie, von Dr. Th. Elsenhans. Mit 13 Fig. Nr. 14.

Psychophysik, Grundriß der, von Dr. G. F. Lipps in Leipzig. Mit 3 Figuren. Nr. 98.

Rechnen, Kaufmännisches, von Richard Just, Oberlehrer an der Öffentlichen Handelslehranstalt der Dresdener Kaufmannschaft. I. II. III. Nr. 139. 140. 187.

Rechtslehre, Allgemeine, von Dr. Th. Sternberg in Charlottenburg. I: Die Methode. Nr. 169.

— II: Das System. Nr. 170.

Redelehre, Deutsche, v. Hans Probst, Gymnasiallehrer in München. Mit einer Tafel. Nr. 61.

Religionsgeschichte, Jüdische, von Professor Dr. Edmund Hardy in Bonn. Nr. 88.

— — siehe auch Buddha.

Religionswissenschaft, Abriß der vergleichenden, von Prof. Dr. Th. Achelis in Bremen. Nr. 208.

Roman. Geschichte d. deutschen Romans von Dr. Hellmuth Mielke. Nr. 229.

Russisch-Deutsches Gesprächsbuch von Dr. Erich Berneker, Professor an der Universität Prag. Nr. 68.

Russisches Lesebuch mit Glossar von Dr. Erich Berneker, Professor an der Universität Prag. Nr. 67.

— — siehe auch: Grammatik.

Sachs, Hans, u. Johann Fischart, nebst einem Anhang: Brant und Hutten. Ausgewählt und erläutert von Prof. Dr. Julius Sahr. Nr. 24.

Schattenkonstruktionen v. Prof. J. Vonderlinn in Breslau. Mit 114 Fig. Nr. 286.

Schmarotzer u. Schmarotzertum in der Tierwelt. Erste Einführung in die tierische Schmarotzerkunde v. Dr. Franz v. Wagner, a. o. Prof. a. d. Univers. Gießen. Mit 67 Abbildungen. Nr. 151.

Schulpraxis. Methodik der Volksschule von Dr. R. Seyfert, Schuldir. in Olsnitz i. V. Nr. 50.

Simplicius Simplicissimus von Hans Jakob Christoffel v. Grimmelshausen. In Auswahl herausgegeb. von Prof. Dr. F. Bobertag, Dozent an der Universität Breslau. Nr. 188.

Sociologie von Prof. Dr. Thomas Achelis in Bremen. Nr. 101.

Spitzenfabrikation. Textil-Industrie II: Weberei, Wirkerei, Posamentiererei, Spitzen- und Gardinenfabrikation und Filzfabrikation von Professor Max Gürtler, Direktor der Königl. Technischen Zentralstelle für Textil-Industrie zu Berlin. Mit 27 Figuren. Nr. 185.

Sprachdenkmäler, Gotische, mit Grammatik, Übersetzung und Erläuterungen v. Dr. Herm. Jantzen in Breslau. Nr. 79.

Sammlung Göschen

Je in elegantem Leinwandband 80 Pf.

G. J. Göschen'sche Verlagshandlung, Leipzig.

Sprachwissenschaft, Germanische, von Dr. Rich. Loewe, Dozent a. d. Humboldtakademie in Berlin. Nr. 238.

— **Indogermanische,** v. Dr. R. Meringer, Prof. a. d. Univ. Graz. Mit einer Tafel. Nr. 58.

— **Romanische,** von Dr. Adolf Zauner, k. k. Realschulprof. in Wien. Nr. 128.

Stammeskunde, Deutsche, von Dr. Rudolf Much, Privatdozent an d. Universität Wien. Mit 2 Karten und 2 Tafeln. Nr. 126.

Statik, I. Teil: Die Grundlehren der Statik starrer Körper v. W. Hauber, diplom. Ing. Mit 82 Fig. Nr. 178.

— — II. Teil: Angewandte Statik. Mit 61 Figuren. Nr. 179.

Stenographie nach dem System von F. X. Gabelsberger von Dr. Albert Schram, Mitglied des Kgl. Stenogr. Instituts Dresden. Nr. 246.

— Lehrbuch der Vereinfachten Deutschen Stenographie (Einig-System Stolze-Schrey) nebst Schlüssel, Lesestücken u. einem Anhang v. Dr. Amsel, Oberleh. d. Kad.-Hauses, Oranienstein. Nr. 86.

Stereochemie von Dr. E. Wedekind, Privatdozent an der Universität Tübingen. Mit 34 Abbild. Nr. 201.

Stereometrie von Dr. R. Glaser in Stuttgart. Mit 44 Figuren. Nr. 97.

Stilkunde von Karl Otto Hartmann, Gewerbeschulvorstand in Lahr. Mit 7 Vollbildern und 195 Text-Illustrationen. Nr. 80.

Technologie, Allgemeine chemische, von Dr. Gust. Rauter in Charlottenburg. Nr. 118.

Teerfarbstoffe, Die, mit besonderer Berücksichtigung der synthetischen Methoden von Dr. Hans Bucherer, Privatdozent an der Kgl. Techn. Hochschule Dresden. Nr. 214.

Telegraphie, Die elektrische, von Dr. Lud. Kellstab. M. 19 Fig. Nr. 172.

Textil-Industrie II: Weberei, Wirkerei, Posamentierei, Spitzen- und Gardinenfabrikation und Filzfabrikation von Prof. Max Gürtler, Dir. der Königlichen Techn. Zentralstelle für Textil-Industrie zu Berlin. Mit 27 Fig. Nr. 185.

— III: Wäscherei, Bleicherei, Färberei und ihre Hilfsstoffe von Dr. Wilh. Massot, Lehrer an der Preuß. höh. Fachschule für Textilindustrie in Krefeld. Mit 28 Fig. Nr. 186.

Thermodynamik (Technische Wärmelehre) von Dr. K. Walther und M. Röttinger, Dipl.-Ingenieuren. Mit 54 Fig. Nr. 242.

Tierbiologie I: Entstehung und Weiterbildung der Tierwelt, Beziehungen zur organischen Natur von Dr. Heinrich Simroth, Professor an der Universität Leipzig. Mit 33 Abbildungen. Nr. 131.

— II: Beziehungen der Tiere zur organischen Natur von Dr. Heinrich Simroth, Prof. an der Universität Leipzig. Mit 35 Abbild. Nr. 132.

Tiergeographie, von Dr. Arnold Jacobi, Professor der Zoologie an der Kgl. Forstakademie zu Tharandt. Mit 2 Karten. Nr. 218.

Tierkunde v. Dr. Franz v. Wagner, Professor an der Universität Gießen. Mit 78 Abbildungen. Nr. 60.

Tierzuchtlehre, Allgemeine und spezielle, von Dr. Paul Rippert in Berlin. Nr. 228.

Trigonometrie, Ebene und sphärische, von Dr. Gerh. Hessenberg, Privatdoz. an der Techn. Hochschule in Berlin. Mit 70 Figuren. Nr. 99.

Unterrichtswesen, Das öffentliche, Deutschlands i. d. Gegenwart von Dr. Paul Stötzner, Gymnasialoberlehrer in Zwickau. Nr. 130.

Urgeschichte der Menschheit v. Dr. Moriz Hoernes, Prof. an der Univ. Wien. Mit 48 Abbild. Nr. 42.